

blanvalet



DAWN
COOK
DIE TOCHTER DER
KÖNIGIN

ROMAN

DIE MAGIE DER WAHRHEIT

Tess – oder auch Prinzessin Contessa von Costenpolis – kann sehr gut auf sich selbst aufpassen, denn der Kanzler des Reiches ist der Ansicht, dass eine gute Ausbildung besser schützt als jeder Leibwächter. Doch als ihre Eltern ermordet werden, muss Tess nicht nur für sich, sondern um das Schicksal des ganzen Königreichs kämpfen – auch als sie erfährt, dass ihr ganzes bisheriges Leben eine Lüge war ...

»Was für eine großartige Geschichte«

Patricia Briggs

Seit sie sich erinnern kann, hat Contessa von Costenpolis – genannt Tess – das Leben einer ganz normalen Prinzessin geführt – wenn man einmal davon absieht, dass immer Leibwächter um sie herum waren, da ihr aufgrund einer obskuren Prophezeiung Meuchelmörder nach dem Leben trachten sollten. Besagte Prophezeiung war auch der Grund, warum Kanzler Kavenlow darauf bestanden hat, dass sie lernt, auf sich aufzupassen und sich im Notfall auch selbst verteidigen zu können. Alles nichts Ungewöhnliches – oder zumindest längst nicht so ungewöhnlich wie das, was Tess kurz vor ihrer Hochzeit mit dem Prinzen des Nachbarreichs erfährt: Dass sie nicht die Braut sein kann – weil sie gar nicht die echte Prinzessin ist. Doch das ist erst der Anfang einer ganzen Reihe von turbulenten Geschehnissen, die von einem auf einmal gar nicht mehr so netten Prinzen in Gang gesetzt werden, und in deren Verlauf sie einem fast schon unwiderstehlichen Falschspieler und Betrüger begegnet ...



Dawn Cook ist in einer kleinen Stadt in Michigan geboren und aufgewachsen. Nach ihrem Bachelor of Science arbeitete sie in den unterschiedlichsten Beraten – so hat sie sich beispielweise um die Aufzucht und Pflege steriler Korallenkolonien gekümmert –, ehe sie mit dem Schreiben begann. *Die Bücher der Wahrheiten* sind ihr gefeiertes Debüt in

der Fantasy. Mittlerweile lebt Dawn Cook im Süden der Vereinigten Staaten, wo sie an einer neuen Saga schreibt.

Dawn Cooks Romane bei Blanvalet:

Die Wahrheit- Tetralogie:

1. Die erste Wahrheit (26576)
2. Die geheime Wahrheit (26577)
3. Die verlorene Wahrheit (26578)
4. Die letzte Wahrheit (26579)

Die Abenteuer von Tess:

1. Die Tochter der Königin (26658)
2. Die Gesandte der Königin (26657)

Umschlaggestaltung: HildenDesign. München
www.hildendesign.de

Umschlagmotiv: © HildenDesign, München, unter Verwendung
von Motiven von iconogenic/iStockphoto

DAWN COOK

Die Tochter der Königin

Roman

Deutsch von
Katharina Volk

blanvalet

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»The Decoy Princess«

bei Ace Books, The Berkley Publishing Group,
a division of Penguin Putnam, Inc., New York.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik,
Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2010
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2005 by Dawn Cook
Published in agreement with the author,
© BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New
York, U. S.A.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Scan by Brrazo 02/2010

Redaktion: Alexander Groß

HK · Herstellung: RF

Satz: Vornehm Mediengestaltung, München

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-26658-6

www.blanvalet.de

*Meinen Eltern,
die mich gewissermaßen auf die Idee gebracht haben ...*

1

Es mag eine glückliche Fügung gewesen sein, dass meine Aufmerksamkeit quer über die Straße auf den schlammbespritzten Zigeunerwagen gerichtet blieb, doch das bezweifelte ich. Nebulöse Zufälle wie Glück oder Fügung wurden in meinem Leben nicht geduldet, jeder Augenblick war durchgeplant, wenn ich nicht selbst für etwas Spontaneität sorgte. Nein ... wahrscheinlich war es mein Durst nach etwas jenseits des bekannten Horizonts, mein Wunsch zu sehen, was um die nächste Ecke knapp außerhalb meiner Sichtweite und Kenntnis lag. Entweder das, oder ich war zu Tode gelangweilt.

»Seht, Kavenlow«, sagte ich und kniff die Augen gegen die Sonne zusammen, um den bunt bemalten Zigeunerwagen zu betrachten. »Eine Handleserin. Hier.« Ich drückte ihm meinen letzten Einkauf, einen Ballen Stoff, in die Arme. »Ich will mir die Zukunft deuten lassen.«

»Tess.« Schwankend fuhr der Mann herum, um mit mir Schritt zu halten, als ich loslief. »Wir sollten zurückkehren. Es ist zu gefährlich, so lange draußen zu bleiben.«

»Ach, möge Gott Euch retten«, beklagte ich mich. »Es ist noch nicht einmal Mittag. Hier bin ich sicherer als in meinen eigenen Gemächern.« Ob man das nun als Glück oder Unglück betrachtete, es stimmte jedenfalls, und ich überquerte zuversichtlich die Straße, auf der reges Treiben herrschte. Vor mir tat sich ein Weg durch die Menge auf, als ich auf den aus Holzlatten gezimmerten Wohnwagen zuhielt, der mitsamt dem Pferd davor im Schatten der dicht gedrängten Häuser abgestellt war.

Unter gereiztem Schnauben hastete Kanzler Kavenlow mir nach, und ich verlangsamte meine Schritte. Mit einem unauffälligen Blick auf den stämmigen Mann versuchte ich, den Grad seiner Verärgerung einzuschätzen. Sein leicht fältiges Gesicht wirkte angespannt, die Wangen waren von der heißen Sonne gerötet. Die Finger, die meine Päckchen festhielten, waren stark, weil sie so oft ungebärdige Pferde zügelten, und die Fingerspitzen wiesen noch Flecken von der Tinte auf, die ich gestern während meiner Geschichtsstunde verschüttet hatte. Haar und Bart, säuberlich gestutzt, waren ergraut, ebenso seine dichten Augenbrauen. Doch Kinn und Kiefer drückten dieselbe beständige, verlässliche Vernunft aus wie eh und je. Er war immer noch mein lieber Kavenlow, derjenige, an den ich mich mit meinen Fragen zuerst und mit meinen Klagen zuletzt wandte.

Im Augenblick waren seine Brauen verdrießlich gerunzelt. Ich verzog unwillkürlich das Gesicht – womöglich hatte ich den Punkt erreicht, ab dem der Zorn meiner Eltern, weil er mich so lange hatte draußen bleiben lassen, für ihn schwerer wog als die peinliche Szene, die es geben würde, wenn er mich hinter die Mauern zurückschleifte. Das war seit meinem dreizehnten Lebensjahr nicht mehr vorgekommen, doch die Erinnerung an diese Demütigung trieb mir noch heute die Hitze in die Wangen.

Es war kalt gewesen, als wir vorhin aufgebrochen waren, und er fühlte sich in seinem Umhang sichtlich unwohl; meinen hatte er fast den ganzen Vormittag lang getragen. Seine Stiefel waren ebenso staubig wie die untere Hälfte meines Rocks – die Straßen hatten den mit Spitzen besetzten weißen Stoff von den Knien abwärts schmutzig gelb verfärbt. Als ich ihn so gereizt sah, beschloss ich, auf dem Heimweg bei einem Weinhändler

haltzumachen, um seine Laune durch Bestechung zu bessern. Abgesehen davon fand ich in diesem Moment, dass er mit dem schwarzen Lederwams und dem Dolch am Gürtel eher aussah wie ein Meisterreiter denn wie ein oberster Buchhalter und bewaffneter Begleiter.

»Tess«, sagte er mit einem verkniffenen Zug um die blaugrauen Augen, als er sich meinem langsameren Schritt anpasste. »Ich rate Euch dringend, lasst uns heimkehren. Euer Bräutigam ist zu früh eingetroffen.« Er blickte sich um, verlagerte meine vielen Päckchen auf den anderen Arm und musste trotz seines ledernen Huts die Augen gegen die Sonne zusammenkneifen. »Und er hat so viele Soldaten mitgebracht. Doppelt so viele, wie er bräuchte. Sie drängen sich in unseren Straßen.«

Ich zwang mich zu einem unbekümmerten Lächeln. Das war mir auch schon aufgefallen, aber da ich nichts tun konnte, außer sie zu beobachten und abzuwarten, hatte ich nichts dazu gesagt. Und ich wusste, dass Kavenlow dieser Situation wesentlich mehr Beachtung schenkte als der Fliege, die gerade auf seiner Nase zu landen versuchte. »Wahrscheinlich hat er erfahren, was Prinz Rupert zugestoßen ist«, entgegnete ich. Ich hätte sicher längst schon verheiratet sein können, wenn dieser Schwachkopf sich nicht im vergangenen Jahr innerhalb eines Tagesritts unserer Grenzen hätte ermorden lassen. Umso besser. Der Mann hatte eine Nase gehabt wie eine Kartoffel. »Ich fürchte, das werden wir uns noch lange anhören müssen«, fügte ich hinzu und blieb abrupt stehen, um einen Karren vorbeizulassen, dessen Fahrer mich nicht rechtzeitig erkannt hatte.

Kavenlow nahm mich mit gequälter Miene beim Ellbogen. »Ich meine damit, dass es ein Fehler wäre, eine verfrühte Begegnung auf der Straße zu riskieren.«

»Aber natürlich will ich ihm verfrüht begegnen«, erwiderte ich. »Wenn es nach meinen Eltern ginge, würde ich ihn erst in drei Wochen sehen.« Mit frech hochgezogener Braue löste ich mich aus seinem Griff und ging gemessenen Schrittes auf den Zigeunerwagen zu. »Es dauert nicht lange«, sagte ich über die Schulter zu ihm. »Ihr könntt Euch währenddessen in der Taverne gegenüber etwas zu trinken holen. Ich muss mich wirklich ein wenig hinsetzen«, log ich. »Mein Haar macht mich bei dieser Hitze noch wahnsinnig.«

Ich stocherte an dem dicken Knoten herum, zu dem ich meine hüftlangen Locken hochgesteckt hatte. Abgesehen von ein paar Strähnen, die um der reizenden Wirkung willen lose herabhingen, wurde mein säuberlich aufgetürmtes Haar nicht nur von Haarnadeln, sondern auch von nadelspitzen Pfeilen zusammengehalten. Sie bestanden aus einem bestimmten Vogelknochen, und die dünne, hohle Röhre enthielt einen Tropfen Gift. Das kurze Blasrohr, aus dem sie abgeschossen wurden, steckte mitten in dem Arrangement auf meinem Kopf wie ein Stück Dekoration. Kavenlow bestand darauf, dass ich die Pfeile stets dabeihatte, wenn ich den Palast verließ, obgleich ich sie noch nie gebraucht hatte.

Kavenlow sah zu, wie ich den Sitz meiner Pfeile überprüfte, einen sorgsam neutralen Ausdruck auf dem markanten Gesicht. Ich trug sie nun schon seit sieben Jahren. Meuchler suchten das Haus meiner Mutter heim. Zahlreiche Mordanschläge auf mich hatten meine ersten Lebensjahre geprägt, so dass meine Eltern schließlich Kavenlows Drängen nachgegeben hatten. Seitdem lehrte er mich, wie ich mich selbst verteidigen konnte, für den Fall, dass ich je von meinen Wachen getrennt werden sollte. Daher die Bullenpeitsche, die ich wie einen Gürtel

unter der Seidenschärpe trug, und das Wurfmesser in einem Futteral an meinem Oberschenkel. Möge der Himmel mir beistehen, falls ich das je brauchen sollte – um es zu erreichen, musste ich die Röcke sehr hoch lüpfen. Die Pfeile jedoch waren ein Geheimnis zwischen Kavenlow und mir. Einer ließ einen Menschen entweder in Ohnmacht oder in Krämpfe fallen; zwei brachten den Tod. Dieses Arsenal war alles andere als prinzessinnenhaft, aber immerhin war es mir ja auch bestimmt, die Welt in Stücke zu sprengen, wenn man der Prophezeiung glauben konnte.

Die Mordversuche hatten nach meinem zehnten Geburtstag nachgelassen, als meine Eltern mit der Suche nach passenden zukünftigen Ehemännern begonnen hatten. Aber nun, da die Gefahr bestand, dass ich tatsächlich jemanden heiraten würde, waren sie wieder aufgeflammt. Diesmal jedoch galten die Anschläge nicht mir, sondern jedem, an dem ich Gefallen zu finden schien. Das machte die heiratswilligen Kandidaten sehr nervös. Ich konnte es Prinz Garrett nicht verdenken, dass er so viele Männer mitgebracht hatte.

Ich trat auf die unterste Stufe vor der Wagentür, hob den Blick und suchte nach den fremden schwarz-grünen Uniformen der Misdever. Ich fragte mich, ob Garrett wirklich so jung und attraktiv war, wie seine Porträts ihn darstellten. Wenn sie auch nur halbwegs wirklichkeitsgetreu waren, würde ich mich nicht über meinen Zukünftigen beklagen. »Außerdem«, fügte ich mit einem Schauer der Vorfreude hinzu und sah wieder Kavenlow an, »will ich wissen, wie Prinz Garrett so ist.«

»Dann sollten wir in den Palast zurückkehren, wo Ihr die Dienstmägde befragen könnt.« In Kavenlows meergrauen Augen standen Müdigkeit und unterdrückte Ge-

reiztheit. Aber die winzige Narbe oberhalb seiner Augenbraue hatte sich noch nicht rot gefärbt, daher wusste ich, dass mir noch ein bisschen Spielraum blieb.

»Die Mägde! Die wissen höchstens, welche Farbe seine Socken haben.« Mit einem schelmischen Grinsen forderte ich ihn dazu heraus, mich aufzuhalten, erklomm die beiden letzten Stufen und klopfte mitten in dem roten Kreis, der auf das Holz gemalt war, an die Tür. Neugierige Erwartung durchfuhr mich und hinterließ ein pochen-des Herz, als eine zittrige Stimme von drinnen antwor-te.

Es kam mir so vor, als würde ich schon mein halbes Leben lang auf einen Ehemann warten. Und bei allem, was heilig war, es war nicht gerecht, meine Hochzeit bis in mein drittes Jahrzehnt hinauszuschieben, unsichere politische Lage hin oder her. Verträge waren unterzeich-net worden, und nun, da ich die Tage schon zählen konn-te, bis ich endlich meinen Zukünftigen kennenlernen würde, war ich nervös. Zigeuner kamen viel herum. Viel-leicht würde die Madam mir etwas über Prinz Garrett erzählen können, das meine Eltern nicht wussten – oder lieber verschwiegen.

Ich griff nach dem einfachen Riegel und zögerte, als Kavenlow mich am Ärmel zurückhielt. Als ich auf ihn hinabblickte, erstaunte mich weniger seine Berührung als vielmehr seine bekümmerte Miene. Der Zigeunerwagen konnte keine Gefahr darstellen; Kavenlow hätte mich nicht einmal diese Straße betreten lassen, wenn er ihn nicht vorher überprüft hätte. »Ich komme mit«, sagte er mit schmalen, von Sorgenfalten umgebenen Augen.

Vor Überraschung blieb mir leicht der Mund offen stehen. Kavenlow verabscheute Zigeuner beinahe so sehr wie den Ozean. Wann immer ich Zigeuner in den Palast

einlud, damit sie uns unterhielten, wurde das Misstrauen meines Beschützers beinahe lächerlich. »Das ist doch nur ein alberner Zeitvertreib für Frauen«, sagte ich, erstaunt darüber, dass er sich solche Sorgen wegen einer harmlosen Zerstreuung machte. »Geht und trinkt etwas. Mir geschieht schon nichts. Vielleicht könnetet Ihr mir auch etwas Wein holen?«

Er seufzte ergeben. »Wie Ihr wünscht, kleines Fräulein«, sagte er, und ich lächelte. So hatte er mich schon seit Jahren nicht mehr genannt. Er zögerte und blickte zu mir auf, als wollte er sich mein Bild gut einprägen. Er runzelte die dicken, grau melierten Augenbrauen, doch es war das kaum merkliche, furchtsame Glitzern in seinen ernsten Augen, bei dem es mir den Magen zusammenzog. Irgendetwas stimmte nicht.

»Was ist los?«, fragte ich leise und ließ den Blick über die lärmende Menschenmenge schweifen, während ich langsam die Stufen wieder hinunterstieg. Seine schlecht verborgene Anspannung löste bei mir eine instinktive Warnung aus.

»Es ist nichts. Geht nur. Ich warte gegenüber.«

Immer noch unsicher, sah ich ihm nach, als er mit langsamem Schritten die Straße überquerte und sich an einen Tavernentisch draußen in der Sonne setzte. Bedächtig stieg ich die Stufen wieder empor und warf einen langen, forschenden Blick die Straße hinauf und hinunter. Ich war nicht mehr so sicher, dass alles war, wie es sein sollte.

Ein leises, genervtes Schnauben ent schlüpfte mir, als ich die blau-goldenen Uniformen der Soldaten meines Vaters entdeckte, die sich in den Schatten herumdrückten. Sie waren wie die Ratten – wenn man einen sah, konnte man sicher sein, dass sich ein Dutzend weitere

irgendwo versteckten. Als der Gardist sah, dass ich auf ihn aufmerksam geworden war, winkte er fröhlich. Ich rümpfte verärgert die Nase und hob die Hand zu einem säuerlichen, unauffälligen Gruß. Sie wussten, wie sehr ich es verabscheute, dass sie mir nachschlichen, wenn ich den Palast verließ, aber solange sie sich verborgen hielten, konnte ich sie wenigstens ignorieren.

Kavenlow hatte es sich bequem gemacht und beobachtete alles mit nun freien Händen und schweifendem Blick. Obwohl mir das Ganze immer noch nicht geheuer war, folgte ich dem Ruf von drinnen, bitte einzutreten. Kühle schlug mir entgegen, als ich die Tür öffnete und in den düsteren Wagen trat. Sofort bewegte ich mich ein Stück von der Türöffnung weg, damit meine Augen sich schneller an das Licht zweier Kerzen gewöhnten. Es war stiller hier drin, als es sein sollte, der Lärm des Marktes draußen wirkte stark gedämpft. Ein Wildvogel flatterte gegen die Stangen seines Käfigs. Zinnoberrote Vorhänge, die an der Decke befestigt waren, hielten Hitze und Lärm vom Wageninneren ab. Ein roter Teppich, staubig, fadenscheinig und mit zerzausten Quasten, bedeckte den Boden.

»Schließ die Tür«, flüsterte die Madam, und mein Kopf fuhr zu einer Ecke herum. Sie war ganz in Rot gekleidet und verschwamm trotz der schreienden Farbe und der zahllosen Ketten mit dem blutroten Hintergrund, der halb um sie herum drapiert war. Auf ihrem Schoß lag ein Fuchs. Ihre geschwollenen Finger, die das Tier streichelten, und die Spitzen ihres strähnigen grauen Haares waren alles, was sich an ihr bewegte. Ich schob sacht die Tür zu und schloss mich damit im nach Asche riechenden Halbdunkel ein.

»Setz dich, Mädchen«, sagte die rundliche Frau mit hässlich klingender, krächzender Stimme.

Unwillkürlich hoben sich meine Brauen, doch in der Atmosphäre dieses Augenblicks nahm ich die Beleidigung hin. Außerdem fand ich, dass sie sich wegen ihrer magischen Gabe wohl mehr Freiheiten herausnehmen durfte als andere. Auf dem kleinen Tisch zwischen uns befanden sich eine brennende Kerze, eine leere Schüssel, ein zerklüfteter Gesteinsbrocken und eine Feder. Ich ließ mich auf den Klappschemel ihr gegenüber sinken. »Du willst dein Schicksal erfahren?«, fragte sie, und ihr harischer Akzent zog meinen Blick zum ersten Mal auf ihr Gesicht.

Ich nickte und betrachtete ihre faltige, ledrige Haut. »Ja. Ich werde bald –«

»Sei still«, brummte sie. Ich war schockiert. Der Fuchs glitt von ihrem Schoß, und mein Zorn verrauchte, als ich zusah, wie er an meinem Fuß schnupperte. Ich fragte mich, wie sich das Fell eines lebendigen Fuchses anfühlen mochte, hatte aber zu viel Respekt vor seinen Zähnen, um die Hand nach ihm auszustrecken. Die alte Frau stieß ein leises Murren aus, als er sich unter dem Tisch zwischen uns zusammenrollte. Sein buschiger Schwanz streifte meine staubigen Stiefel, und ich hielt ganz still, um den Fuchs nicht zu verscheuchen.

Metallene Glücksbringer klimperten, als die Madam einen schlaffen Arm ausstreckte und ein Holzstäbchen anzündete, das zwischen zwei Latten der Wagenwand geklemmt war. Sie blies die Flamme aus, doch das Stäbchen schwelte weiter, und der Geruch von Wermut verbreitete sich schwer in der Luft. »Zeig mir deine Hände«, sagte sie.

Ihr Ton gefiel mir nicht, aber ich legte dennoch beide Hände auf das kniehohe Tischchen zwischen uns. Sie warf einen Blick auf meine Linke und murmelte verächt-

lich, dass Liebe ins Verderben führe. Dann ergriff sie meine Rechte und packte unangenehm fest zu. Ihre pergamentdünne Haut war kühl und trocken, unberührt von der Hitze, die von der Bucht heraufstieg. Sie stammte aus dem Wald, und es schien, als hätte sie dessen Essenz in ihrem Wagen eingefangen.

»Wie ist dein Name?«, fragte sie und schürzte stark die Lippen, als sie sich über meine Hand beugte und ihre Kerze näher heranrückte. Durch die Grimasse falteten sich ihre Runzeln in- und übereinander – eine Vision hässlicher Weisheit.

»Tess«, sagte ich und nannte ihr dann doch lieber meinen richtigen Namen, wobei ich dank des duftenden Rauchs gegen einen Niesreiz ankämpfen musste. »Prinzessin Contessa von Costenopolis.«

Ihre leuchtenden Knopfaugen begegneten meinem Blick. »Oho, eine Prinzessin sind wir«, höhnte sie und neigte sich zur Seite, um mit einem rauen Fingerknöchel den Vorhang ein Stück beiseitezuschieben. Ein Lichtstrahl fiel auf ihr altes Gesicht, als sie über die Straße schaute. Der Vorhang fiel wieder herab. »Du bist keine Prinzessin. Eine Prinzessin würde nicht mit einem einzigen müden Mann herumlaufen, der auf sie aufpasst; nein, eine Prinzessin würde von fünf junge Männern mit Peitschen und Schwertern beschützt. Sie wäre nicht zu Fuß unterwegs, sondern in einer feinen Kutsche. Und ihr Wächter würde nicht herumsitzen und Bier saufen, während sein Schützling sich in einem Wagen fangen lässt, vor den ein Pferd gespannt ist.«

Ich erstarrte. »Ich habe Kavenlow selbst befohlen, sich dort drüben hinzusetzen«, fuhr ich sie an, nun doch ziemlich zornig.

»Und er säuft kein Bier, er trinkt Wasser. Wenn dein

Pferd auch nur einen Schritt tut, wird es sterben. Wenn du mich bedrohst, wirst du ebenfalls sterben. Ich bin Prinzessin Contessa«, sagte ich und merkte bestürzt, wie sie ihren Griff so verstärkte, dass ich mich ihr nicht entwinden konnte. »Ich bin allein unterwegs, weil ein großes Gefolge mich zur Zielscheibe machen würde.«

Sie beugte sich vor, und ihr Busen, der dabei hochgedrückt wurde, war schlaff und runzlig vor Alter. »Oooh«, höhnte sie. »Du bist also diese Prinzessin vom Roten Mond, was?«

Ich bemühte mich, mir meine Wut nicht anmerken zu lassen. Die Prophezeiung vom Roten Mond wurde in der feinen Gesellschaft nicht einmal erwähnt, denn sie verfolgte mich seit dem Monat meiner Geburt wie ein hungriger Köter.

»Ja«, murmelte sie und beäugte mich, als sei das ein großartiger Scherz. »Ein Kind der Küste, zur Herrschaft bestimmt und empfangen im Monat des gebissenen roten Mondes, wird eine Allianz des Herzens schmieden, die Mächtigen wie Spielfiguren führen und das verdorbene Blut vertreiben, das sich im Süden erhebt.«

»So wurde es mir erzählt«, entgegnete ich, wobei ich mich mit Mühe daran hinderte, die Zähne zusammenzubeißen. *Und wenn ich je herausfinde, wer das im Jahr meiner Gehurt mit Blut an die Tore jeder königlichen Familie geschrieben hat, dann lasse ich die Schuldigen auspeitschen, kielholen und aufspießen. Nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge.*

Sie kicherte über meine verärgerte Miene, doch ich konnte daran nichts lustig finden. Viele Herrscherfamilien, vor allem die in den südlicheren Reichen, fassten das so auf, dass ich eines Tages Krieg gegen sie führen würde, und hatten daher beschlossen, mich lieber schon als

Kind ermorden zu lassen. Andere waren bereit, ein Risiko einzugehen, und setzten darauf, dass ich ihren Sohn heiraten und ihnen Ruhm und Reichtum bringen würde. Ich wusste nur, dass dieses höllenverbrannte Hirngeist mir das Leben höllenverbrannt schwer gemacht hatte. Wer wollte schon mit einem Mädchen tanzen, über dessen Kopf so etwas Düsteres hing?

»Pah«, verkündete sie, zog meine Hand vor ihr Gesicht und blies kalt gegen meine Handfläche. »Du gehst auf eine Reise. Schon sehr bald. Bereite dich besser darauf vor.«

Mein Ärger ließ nach, als sie endlich begann, die erwarteten Sprüche von sich zu geben. Ich war überzeugt, dass sie etwas Hörenswertes zu sagen hatte, also lockerte ich meinen verspannten Arm, und sie zog die Hand noch näher heran. »Eine Hochzeitsreise?«, half ich ihr auf die Sprünge und fragte mich allmählich, ob dieser Rauch noch etwas anderes enthalten mochte als Holzasche. Und warum hatte sie einen Steinbrocken und eine Feder auf dem Tisch liegen? »Mein Verehrer ist frühzeitig eingetroffen«, versuchte ich es erneut.

»Ach, tatsächlich?«, erwiderte sie säuerlich. »Hier.« Sie strich mit einem schmuddeligen Fingernagel an einer Furche in meiner Handfläche entlang. »Veränderungen, nicht von dir selbst hervorgerufen. Du wirst zu Pferde reisen, dann per Schiff, dann wieder zu Pferde.«

Ich legte die andere Hand an die Kehle und schnappte aufgereggt nach Luft. »Wir reisen auf die Inseln? Oh, wie wunderbar!« Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen. Ich war noch nie auf dem Wasser gewesen, weil Kavenlow eine unsinnige Angst davor hatte. Das fand ich schrecklich unfair. Es würde herrlich sein, endlich einmal mehr von dem Land zu sehen, für das ich irgendwann

verantwortlich sein würde – vor allem, wenn mein zukünftiger Ehemann auch dabei war.

Mein Lächeln wurde durchtrieben. Außerhalb des Palastes, auf Reisen, würde es viel mehr Gelegenheiten geben, Prinz Garrett besser kennenzulernen, und viel weniger Augen, die uns bei unseren »Gesprächen« ertappen könnten – eine viel bessere Chance, närrische, waghalsige Entscheidungen zu treffen, über die wir lachen konnten, wenn wir alt und grau waren.

Die Frau nuschelte inzwischen unverständliches Zeug vor sich hin, und ich fand ihre Vorstellung so großartig, dass ich beschloss, sie besonders gut zu bezahlen. »Was ist mit meinem Ehemann?«, fragte ich langsam und runzelte die Stirn, weil meine Zunge sich irgendwie dicker anfühlte, als sie sein sollte.

»Ehemann?«, murmelte sie und betrachtete den Stein, als könnte der ihr etwas sagen.

»Der Mann, mit dem ich reisen werde«, half ich nach.

Sie sah mich an und blickte dann wieder auf den Stein hinab, anscheinend verwirrt. »Er ist dunkel wie du. Braune Augen, wie deine. Braunes Haar, auch wie deines, obwohl er den Anstand besitzt, es kurz zu halten.«

Ich unterdrückte neuen Ärger. Ich war eine Prinzessin. Da musste man eben langes Haar haben.

»Gute Hände«, murmelte sie. »Geschickte Hände. Sag ihm, dass er aufpassen muss, was er damit tut, sonst werden sie noch sein Tod sein.«

Ich blinzelte. Was für eine seltsame Weissagung war das denn?

»Er ist auch verschlossen«, verkündete sie. »Schwer zu sehen. Hier. Nimm das.«

Sie ließ meine Hand los, und ich erschauerte. Dann hob sie den Stein auf und drückte ihn mir in die Hand.

Meine Finger schlossen sich darum, und ich spürte die raue Oberfläche. »Hmm«, brummte sie, und ihre Finger streiften meine Handfläche, als sie mir den Stein wieder abnahm. »Du wirst seinen Stolz nicht verstehen können, aber er den deinen. Dann wollen wir hoffen, dass er geduldig ist.«

»Stolz?«, fragte ich. Das war die seltsamste Weissagung, die ich je gehört hatte.

Sie packte erneut meine Hand, und ich erschrak über die blitzartige Bewegung. »Ich sehe ... Stein«, murmelte sie und sank in sich zusammen, als sie noch tiefer in Trance fiel. »Marmor und Heu. Seide und rote Bänder ...«

»Geschenke!« Ich entriss ihr meine Hand, als der Schreck mich aus dem vom Rauch erzeugten Nebel in meinem Kopf aufscheuchte. Der Fuchs zu meinen Füßen gähnte und rollte sich noch enger zusammen. »Glöckchen und Räucherwerk, das habe ich völlig vergessen«, rief ich aus. »Ich muss noch ein Verlobungsgeschenk finden. Verzeihung, Madam«, sagte ich hastig, stand auf und zog meinen Münzbeutel vom Handgelenk. »Ich muss gehen.«

Der Schemel, auf dem ich gesessen hatte, fiel beinahe um, und ich beeilte mich nervös, ihn aufzufangen. »Bitte nimm dies als Zeichen meiner Dankbarkeit«, fuhr ich höflich fort und ließ klappernd eine Münze in die leere Schüssel fallen. Die Frau war wirklich nicht schlecht. »Und ich möchte dich bitten, zum Palast zu kommen«, sagte ich spontan. »Ich brauche noch ein wenig mehr Kurzweil für meine Verlobungsfeier, und die Frauen werden dich sicher sehr unterhaltsam finden.«

Die Furchen im Gesicht der alten Frau vertieften sich. Sie sog scharf den Atem ein. Dann zog sie sich das schwarze Tuch enger um die Schultern und lächelte mich herablassend an. »Nein.«

Ich erstarrte vor Überraschung. Noch nie hatte mir jemand etwas ausdrücklich verweigert. Ich war zu schockiert, um ein Wort herauszubringen, und blinzelte nur stumm gegen den Rauch an, der unter dem Wagendach noch viel dichter war. Ich spürte, wie sich mein Atem verlangsamte, und wollte weder sprechen noch mich bewegen. Ein Klopfen an der Tür hallte hohl in meinem Kopf wider.

»Prinzessin Contessa?« Kavenlows Stimme drang durch das dicke Holz. »Ich bringe Euer Wasser.« Er öffnete die Tür, und Hitze und Lärm schienen mitsamt dem Licht ins Wageninnere zu fallen. Der Vogel im Käfig kämpfte flatternd um die Freiheit. Die frische Luft belebte mich, und ich atmete tief durch. Kavenlows Silhouette verdunkelte nun das Licht von der Straße. »Ich bringe Euch etwas zu trinken, Tess«, sagte er, und der Wagen schwankte leicht, als er eintrat und mir einen Becher reichte.

Ich nahm ihn, lächelte Kavenlow konfus zu und versuchte, meine wirren Gedanken zu klären. Meine Suche nach dem perfekten Verlobungsgeschenk würde wohl warten müssen. Kavenlows Stirn war mindestens so tief gerunzelt wie damals, als ich am Übungsschafott der Garde geschaukelt und es kaputt gemacht hatte – wenn nicht noch tiefer. Ich wusste, ohne ihn erst darum bitten zu müssen, dass wir auf dem Heimweg nirgendwo mehr anhalten würden.

»Wenn du ein Liebespfand möchtest«, sagte die alte Frau, »dann habe ich eines.«

Kavenlows Gesicht war auf einmal völlig ausdruckslos. Er musterte die Zigeunerin mit einem seltsam besorgten Blick hinter seinem dichten Bart hervor, dann schloss er langsam – widerstrebend – die Tür hinter sich.

»Du verstehst das nicht«, sagte ich und blickte in meinen Becher Wasser hinab. »Es muss etwas Einmaliges sein, etwas, das mein Zukünftiger noch nie gesehen hat.«

»Etwas von weit, weit her«, sagte die alte Frau und wedelte mit der Hand vor dem immer noch glühenden Stäbchen herum. »Etwas Wertvolles. Etwas Kleines. Etwas, das auch dir gefällt?«

Meine Augen tränten, und ich bemühte mich, nicht so viel von dem widerlichen Rauch einzutauen. »Ja. Genaug.«

Sie kicherte, stand schwerfällig auf und griff nach einem Beutel, der von der Decke hing. »Ich weiß, was hübschen Frauen gefällt«, sagte sie, holte ihn herab und löste den Knoten. Der Beutel entpuppte sich als quadratisches Stück Stoff, das sie auf dem Tisch ausbreitete.

Ich beugte mich darüber: ein kleiner Ballen Seide mit eingewobenem Seetang-Muster, ein beinerne Messer, ein spitzer Stab aus schwarzem Metall, so lang wie mein Unterarm, ein metallenes Kreuz mit Intarsien aus rotem Holz, ein flacher schwarzer Stein, der den Kerzenschein einzusaugen schien, ein schlichter goldener Ring, eine Kette mit winzigen Glöckchen und ein handtellergroßes Rätselkästchen aus buntem Holz. Doch es war das Messer, an dem mein Blick hängen blieb.

»Kein Geld«, sagte die Frau. »Gib mir etwas von dir.«

Meine Brauen zogen sich finster zusammen. Die einzige wertvollen Gegenstände, die ich bei mir trug, waren der Ring, den Kavenlow mir im vergangenen Sommer geschenkt hatte, und meine Lieblingskette mit blauen Steinen und Rubinen – aber Kavenlows Ring bekam sie auf keinen Fall. Verärgert stellte ich den Becher weg und griff nach dem Verschluss der Halskette. Doch die Alte schüttelte den Kopf, den Blick auf mein Diadem gerichtet.

tet. Ich zog die Augenbrauen hoch. Sie wollte mein Diadem?

Ich warf Kavenlow einen Blick zu, um eine Ahnung davon zu bekommen, was meine Eltern wohl zu diesem besonderen Handel sagen würden. Er starrte hilfreicherweise die Wand an und distanzierte sich offenbar jetzt schon von dem Aufruhr, den es geben würde, wenn sie feststellten, dass ich meine Krone schon wieder »verloren« hatte. Aber, qualmende Schohgruben, ich wollte dieses Messer.

Obwohl ich wusste, dass mich das später teuer zu stehen kommen würde, nahm ich mein Diadem ab und legte es auf den Tisch. Es war ja nur ein Stück gebogenes Metall und in meinen Augen völlig wertlos. Sie nickte, und ich griff begierig nach dem Messer, hocherfreut über diesen Handel. »Erzähl mir etwas darüber«, verlangte ich, denn ich wusste, dass die Geschichte dahinter wahrscheinlich wertvoller war als die Klinge selbst.

Rasch faltete sie den Stoff zusammen, verknotete ihn und hängte das improvisierte Bündel wieder an die Decke. Mein Diadem befand sich nun darin, und ich fühlte mich eigenartig nackt ohne den Metallreif. Sie seufzte tief, als sie sich schwerfällig wieder auf ihren Stuhl sinken ließ, der protestierend knarrte. »Es kommt aus dem Osten«, sagte sie, und der Rauch, den sie aufgewirbelt hatte, schien sie überhaupt nicht zu stören. »Es gehörte einst einem jungen Mann, der nach ewiger, unerschöpflicher Liebe suchte. Er wurde schließlich Sultan; das ist ein König der Wüste. Für den Ring, den ich ihm im Gegenzug gab, fand er sehr gute Verwendung. Das Messer eines Königs ist ein angemessenes Geschenk, meinst du nicht?«

Meine Finger kamen mir langsam vor, als ich die

Klinge in den Händen hin und her drehte, und ich dachte daran, Kavenlow zu bitten, er möge die Tür öffnen. Aber das erschien mir zu mühsam. In das Messer waren große Tiere mit Nasen so lang wie ihre Beine und riesengroßen Ohren eingraviert. Verrückt, aber fantasievoll. Sie passten gut zu der Geschichte, die zu dem Messer gehörte. Ich blinzelte träge und versuchte, eine Entscheidung zu treffen. Aber ich konnte mich nicht mehr an meinen letzten Gedanken erinnern ...

Ihre Hand schoss vor und packte mich. Ich schnappte nach Luft und zuckte zurück, doch sie ritzte mir einen Finger an der Klinge auf. Entsetzt sprang ich hoch und schwankte. Der Schemel fiel krachend um.

»Tess!«, rief Kavenlow. Der Wagen neigte sich, als er sich zwischen die Frau und mich schob. Der Fuchs schoss unter die Kommode. Der Tisch knallte gegen die Wand, als Kavenlow ihn beiseitefegte.

Mein Herz flatterte wie die Flügel des verzweifelten Vogels, der seinem Käfig zu entkommen versuchte. Reiner Instinkt ließ mich in eine Ecke zurückweichen. Mein Gesicht wurde kalt, und meine Finger schlossen sich fester um das Messer, das ich noch immer in der Hand hielt. Der Rauch schien nun auch in meinem Kopf herumzuwirbeln und betäubte mich. Ich sollte etwas tun, konnte mich aber nicht daran erinnern, was.

»Zurück, Kavenlow!«, rief die Zigeunerin schrill und erhob sich. Ihr derber Akzent war wie weggeblasen. »Wenn mich ein einziger Pfeil trifft, ziehe ich Euch die Eingeweide durch die Nase heraus, das schwöre ich!«

Ich drückte mir den brennenden Finger an die Brust. *Sie kennt ihn?*, dachte ich und zwang den Gedanken durch meine Benommenheit. Sie kannte Kavenlow?

»Wie soll ich eine Schnittwunde an ihr erklären?«, rief Kavenlow aus. Mit rotem Gesicht stand er steif zwischen der Zigeunerin und mir, die Hände zu Fäusten geballt.

Die massige, schäbig gekleidete Frau sah ihn höhnisch an und ließ mit kurzen, dicken Fingern ihre vielen Ketten klimpern. »Das ist Euer Problem, nicht meines. Und Ihr habt einen Fehler gemacht. Sie zeigt keinerlei Selbstschutz-Reaktionen. Ihre Gedanken drehen sich nur um Männer und Dinge, die sie kaufen will.«

Kavenlow straffte zornig die Schultern. Der Rauch schien mir bis in die Knochen zu dringen. Ich konnte mich nicht rühren. Ich hörte, wie mein Herz immer langsamer schlug, und zwang mich, die Augen offen zu halten. »Erkennt sie einfach an, damit wir endlich gehen können«, sagte er mit fester Stimme.

Mit jedem Atemzug wurde ich matter, und ich staunte darüber, dass ich noch stehen konnte. Ich konzentrierte mich mit aller Macht und schaffte es, den Kopf so weit zu senken, dass ich meinen Finger und den Blutstropfen daran sehen konnte. Meine Knie zitterten. Der graue Rauch sammelte sich in meinem Kopf. »Kavenlow?«, flüsterte ich, ohne jedoch meine Stimme zu hören.

»Hebt meinen Tisch auf«, befahl die Zigeunerin. Gehorsam stellte Kavenlow ihn aufrecht hin, bedeckte ihn mit dem Tuch und hob auch die Kerze auf. Den Stein und die Feder legte er verdrießlich wieder in die Mitte, ebenso die Schale.

Die Zigeunerin grummelte dennoch mürrisch vor sich hin, während sie sich wieder auf ihrem Stuhl niederließ und die Kerze an einer anderen neu entzündete. »Träumst du, Kindfrau?«, fragte sie und fixierte mich mit einem durchdringenden Blick.

Ich blinzelte mühsam. »Wie kannst du es wagen ...

mich so ... anzureden ...«, flüsterte ich, doch meine Stimme verlor sich im Nichts.

»Antworte ihr, Tess«, sagte Kavenlow und zog mich aus meiner Ecke.

»Du willst etwas über das Schicksal hören, Liebes?«, fragte die Zigeunerin mit höhnischer Fistelstimme. »Ich kann dir ein Schicksal erzählen, von dem dir das Haar auf der Stelle grau wird.« Sie beugte sich vor und musterte meine staubige Kleidung von oben bis unten. »Sag mir, ob du träumst.«

Ich schluckte schwer. »Ja, natürlich«, erwiderte ich und hörte meine eigene Stimme, als käme sie vom anderen Ende eines großen Raumes. Von dem Rauch wurde mir schwindlig, und er ließ meinen Mund reden, obwohl mir der Verstand riet, still zu sein.

»Sind schon viele von deinen Träumen wahr geworden?«, fragte sie.

»Nein«, sagte ich und zögerte dann. »Nein, natürlich nicht.« *Was für eine seltsame Frage.*

»Tiere«, sagte die alte Frau. »Wollen sie, was du willst?«

Meine Brauen zogen sich zusammen, und ein ferner Teil von mir wunderte sich über diese absurde Frage. »Ich kann ein Pferd reiten.« Ich holte tief Luft, um den Nebel in meinem Kopf zu vertreiben, doch davon wurde er nur schlimmer.

Die Zigeunerin schüttelte voller Abscheu den Kopf. »Kannst du unbemerkt umhergehen?«

»Ich bin eine Prinzessin. Unbemerkt zu bleiben, ist da so gut wie – ich atmete wieder tief ein und befahl dem Nebel, sich zu lichten – »unmöglich.« Mein Finger brannte, als ich das beinerne Messer fester packte. Ich fragte mich, ob der Fuchs davongelaufen war, und ließ

den Blick schweifen, bis ich ein schwarzes, regloses Augenpaar entdeckte, das mich unter der Kommode hervor beobachtete. Das Maul darunter hechelte ängstlich. Ich hatte mein Wasser verschüttet und wünschte, ich wäre stark genug, das Tier hervorzulocken, damit es von der Pfütze trank.

Die Zigeunerin folgte meinem Blick zu dem Fuchs. Sie gab ein ordinäres Geräusch von sich und beugte sich vor. Ich protestierte nicht, als sie die Hand ausstreckte und ein loses Haar von der Schulter meines Kleides zupfte. Sie hielt es über die Kerze und schnupperte mit großem Interesse den Rauch, als das Haar aufflackerte und verschwand. »Für die Menge Gift, die Ihr ihr eingeflößt habt, kann sie wirklich wenig«, sagte die Alte säuerlich. »Sie wird Euch obendrein hassen, falls Ihr ihr den Preis dafür nicht genannt haben solltet, und ich würde sechs Pferde darauf verwetten, dass Ihr das nicht getan habt. Wie alt ist sie, achtzehn?«

»Sie ist zwanzig, und ich habe mich für dieses Risiko entschieden.«

Die Frau räusperte sich. »Wenn Ihr die Geheimhaltung brecht, wird man Euch in Fetzen reißen und das Costenopolis-Spielfeld zerstören, damit gefährliche Gedanken gar nicht erst Wurzeln schlagen.«

»Das ist mir bewusst.« Seine Haltung war steif ohne jedes Anzeichen von Reue. Ein Teil von mir fragte sich, wer diese Frau war, dass sie sich einbildete, Kavenlow wie einen Sklaven behandeln zu können.

»Ihr Geist ist schwach. Es war leichter, sie hier hereinzuziehen, als das Kind eines Hungerleiders.«

Kavenlow biss die Zähne zusammen. »Sie wäre auch ohne Euren Ruf gekommen. Sie mag Zigeuner.«

»Ich mag sie auch«, erwiderte die Frau scharf. »Aber

ich spaziere nicht einfach in ihre Wagen hinein, ohne an meine Sicherheit zu denken.«

Nun endlich durchdrang ein Funken Zorn den Nebel. »Kavenlow kümmert sich um meine Sicherheit«, sagte ich hitzig. »Ich brauche nicht daran zu denken. Und es steht dir nicht zu, in einem solchen Tonfall mit ihm zu sprechen.«

Die Frau zog die Augenbrauen hoch, als überraschte es sie, dass ich mein Schweigen gebrochen hatte. »Das also hast du sie gelehrt?«, fragte sie und wedelte mir diesen benebelnden Rauch ins Gesicht. Mein Ärger erstarb, und alle meine Bemühungen, mich aus der Lethargie aufzurütteln, waren mit einem Atemzug vergessen. »Sich auf andere zu verlassen? Frech daherezureden, ohne erst zu überlegen? Ihr wolltet eine Prinzessin, Kavenlow? Die habt Ihr. Was Ihr daraus machen wollt, ist mir ein Rätsel.« Sie lehnte sich zurück und sah ihn mit verschlagen funkeln den Augen an. »Entweder seid Ihr ein mondsüchtiger Narr oder noch gerissener als mein Meister.« Sie machte drohend schmale Augen. »Er ist tot.«

Beinahe konnte ich die Worte »Ich habe ihn getötet« hören, die ungesagt zwischen ihnen in der Luft hingen. Kavenlow straffte die Schultern und blieb fest und unerschütterlich stehen. »Wie ich mein Spiel spiele, geht nur mich etwas an«, knurrte er. »Erkennt Ihr sie nun an oder nicht?«

Die Frau seufzte auf. Ihre Finger spielten an ihren Halsketten herum. Ich beobachtete sie und konnte den Blick erst von ihr losreißen, als der Fuchs unter der Kommode hervorglitt und zu der Pfütze vor meinen Füßen schllich. Einen Moment lang war nichts zu hören außer seinem leisen Schlabbern, dann schlüpfte er in sein

Versteck zurück. Ich lächelte und freute mich darüber, dass er mir vertraut hatte.

»Ja«, antwortete die Zigeunerin widerwillig, den Blick auf die Nase des Fuchses gerichtet, die unter der Kommode hervorlugte. »Ich erkenne sie an. Da ist etwas – obwohl es in einer wertlosen Verpackung steckt. Ihr solltet Eure Pläne verbrennen und von vorn anfangen. Diese Frau taugt nur dazu, sich herauszuputzen und den Arm eines anderen zu schmücken.«

Wut flackerte durch meine Benommenheit und erstarb gleich wieder.

»Danke«, sagte Kavenlow mit einer Art gereizter Erleichterung in der Stimme.

»Danke?«, erwiderte die Zigeunerin höhnisch. »Wofür eigentlich? Und jetzt geht. Verschwindet. Ich will weg sein, ehe es eng wird.«

Kavenlow zögerte. »Zieht etwas herauf? Sagt es mir.«

Ein Lichtstrahl fiel ins erstickende Halbdunkel, als sie den Vorhang ein Stück beiseitezog und auf die Straße hinausspähte. »Wenn Ihr es nicht selbst sehen könnt, werdet Ihr warten müssen, bis es geschieht. Ich bin nicht Eure Amme.«

Sie zog ihr qualmendes Stäbchen aus der Wand und hielt es mir unter die Nase. »Du wirst dich an nichts von alledem erinnern«, sagte sie zu mir, und ich konnte nichts mehr sehen außer ihren Augen, deren Ausdruck scharf vor alter Bitterkeit wirkte. Sie waren blau. *Was für eine Zigeunerin hat denn blaue Augen?*

»Ich habe dir in den Finger geschnitten«, fuhr die Frau fort, »und daraufhin hat Kavenlow mich mit der flachen Seite seines Schwerts geschlagen, meinen Wagen verbrannt und mein Pferd geschlachtet. Das war vielleicht ein Schauspiel«, sagte sie trocken.

»Deinen Wagen verbrannt?«, wiederholte ich, nuschelnd und mit tränenden Augen in dem dichten Rauch.

Die Zigeunerin grinste hämisch über meine lallende Zunge, so dass die Falten in ihrem Gesicht sich ineinanderfügten. »Ja. Er hat meinen Karren bis auf die Räder niedergebrannt. Das will er doch. Spürst du es nicht?«

Kavenlow wand mir das Messer aus den Fingern. »Das wird bei ihr nicht wirken«, sagte er und steckte das Messer in den Beutel an meinem Handgelenk. »Irgendwann wird sie sich daran erinnern. Sie ist stärker, als es den Anschein hat. Mir ist es noch nie gelungen, ihre Erinnerung dauerhaft zu trüben.«

»Dann ist es ja ein Glück, dass ich nicht Ihr bin, nicht wahr?« Er presste die Lippen hinter dem grauen Bart zu einem schmalen Strich zusammen. Dann nahm er mich beim Arm und schob mich zur Tür. Als er sie öffnete, stand ich so plötzlich in Licht und Hitze, dass der Schock sich beinahe schmerhaft anfühlte. Ich widersetze mich ihm, weil ich die kühle Ruhe des Wagens nicht verlassen wollte. Mit einer geschmeidigen Bewegung hob Kavenlow mich auf seine Arme.

»Besuche mich wieder, wenn du deine ewige Liebe gefunden hast, Herzchen«, spottete sie, als er mich die Stufen hinuntertrug, »dann sage ich dir die Zukunft deiner Kinder vorher.«

2

»Nicht so eng«, japste ich, als Heather an den Schnüren meines Mieders zog. »Ich muss auch noch atmen.«

»Papperlapapp«, sagte die junge Frau, zerrte noch ein letztes Mal kräftig an den Schnüren und band sie dann

zu. »Wir müssen aus dem wenigen, was Ihr habt, doch das Beste machen. Der Himmel steh Euch bei, Tess, aber wenn man sich das Kleid und das lange Haar wegdenkt, könntet Ihr wahrhaftig ein Junge sein. Und Ihr wollt doch einen guten Eindruck machen, falls Ihr ihm auf den Fluren begegnen solltet – rein zufällig und aus Versehen, versteht sich.«

Meine Augenbrauen hoben sich bei dieser unverhohlenen Andeutung. »Und wenn ich dann in Ohnmacht falle, weil ich keine Luft bekomme, wird das ungeheuren Eindruck auf ihn machen, ja?«, erwiderte ich trocken, doch ein Stich der Erregung verhalf mir zu einer geraden Haltung.

Heather summte frech die Musik vor sich hin, die ich für meine Hochzeit ausgewählt hatte, während sie mir in ein sauberes Kleid half. Sie war als Küchenmädchen in den Dienst des Palastes getreten, als sie acht Jahre alt gewesen war. Ich hatte sie mir für ein Fangenspiel ausgeliehen und danach darauf bestanden, dass sie ein Mitglied meines »Gefolges« wurde.

Gefolge war eine etwas großspurige Bezeichnung für die lose Ansammlung von Spielgefährtinnen. Ich war als Kind furchtbar aufdringlich gewesen und hatte verlangt, dass jeder mit mir spielte, ob adelig oder bürgerlich. Heather jedoch war geblieben, während die übrigen Kinder sich anderen Freunden zugewandt hatten – sie war meine stete Gefährtin und mein zweites Paar Ohren, denn sie trug mir immer den neuesten Klatsch und Tratsch des Palastes zu.

»Hast du ihn schon gesehen?«, fragte ich besorgt, während ich mich in raschelnden Stoff gehüllt vor meinem Spiegel im Vorzimmer niederließ. Sie war ungewöhnlich still gewesen, während ich mich vom Straßen-

schmutz gesäubert hatte, deshalb befürchtete ich schlechte Neuigkeiten.

»Wen denn?« Sie zog in gespielter Langeweile die Augenbrauen hoch.

»Garrett!«, rief ich und schob sie gereizt von mir, als sie versuchte, mein Haar zu arrangieren.

»Prinz Garrett von Misdev?« Sie sprach seinen Namen mit einem verträumten Seufzen aus, bei dem sich ihre füllige Brust dramatisch hob und senkte. »Die gesamte Dienerschaft hat ihn nach dem Frühstück gesehen, während Ihr fort wart. Danach hat er sich mit Euren Eltern zurückgezogen, und seither brüten sie über Papieren und Landkarten. Langweiliges Zeug. Es ist mir ein Rätsel, wie der arme Mann das ertragen kann. Gewiss wäre er viel lieber draußen bei der Beize oder einem langen Ausritt.«

Heather zog eine Locke aus meinem Haarknoten, und ich steckte sie wieder zurück. Es gefiel mir nicht, wenn sie so dicht an meinen Pfeilen hantierte; Heather hielt sie für nichts weiter als meinen bevorzugten Haarschmuck. Der Himmel mochte mir beistehen, falls sie sich je an einem stechen sollte. Innerhalb der Palastmauern trug ich aber weder mein Messer noch die Bullenpeitsche bei mir.

»Und wohin ist Kavenlow so eilig davongeritten?«, fuhr sie fort. »Die Köchin hat gesagt, dass er den ganzen kalten Braten genommen hat, den sie morgen auf den Tisch bringen wollte, und damit zum Stall gerannt ist. Was für einen Aufstand die Frau deswegen gemacht hat. Man hätte meinen können, er habe ein ganzes lebendes Schwein gestohlen, so hat sie geklagt und gejammt!«

Ich runzelte die Stirn. »Kavenlow hat den Palast verlassen? Zu Pferde?«

»Schnurstracks zum Tor hinaus.« Sie zupfte eine wei-

tere Locke heraus. »Kieljauche, Tess, so erlaubt mir doch endlich, Euer Haar herunterzulassen! Was habt Ihr Euch nur so? Und warum darf ich Euch vorne nicht ein bisschen auspolstern? Nur heute? Ihr seid so groß und dünn wie ein Jollenmast.«

Entnervt ließ ich die Locke hängen. Heather war deshalb so besessen von meinem Äußeren, weil es mir an Reizen fehlte, ganz im Gegensatz zu ihr. Sie war einen halben Kopf kleiner als ich und an den richtigen Stellen hübsch gerundet, sie hatte rosige Wangen, blondes Haar und ein breites Becken, das viele Kinder versprach. Gutes, solides Costenopolis-Blut, wie Kavenlow gesagt hätte.

»Kavenlow hat sich nicht von mir verabschiedet«, überlegte ich laut. »Das sieht ihm gar nicht ähnlich.« Dann hellte sich meine Miene auf. »Vielleicht hat es etwas mit einem Verlobungsgeschenk zu tun.«

»Das muss es sein«, sagte Heather. »Aber warum er die Speisekammer geplündert hat, ist mir trotzdem ein Rätsel.«

»Wir haben nichts gegessen, während wir draußen unterwegs waren.« Vorsichtig zog ich die Pfeile aus meinem Haarknoten und steckte sie in das Haarnadel-Kissen. Meine Locken fielen offen herab, und ich griff nach der Bürste.

Der Ausflug heute Vormittag war ein leicht durchschaubares Manöver gewesen, um mich aus dem Palast zu entfernen, damit ich Garrett nicht begegnete. Ich fand, dass Kavenlow seine Aufgabe, mich zu beschützen, viel zu ernst nahm. Zwar hatten Garretts und meine Großeltern Krieg gegeneinander geführt, doch König Edmund hatte viel mehr zu gewinnen, wenn sein zweiter Sohn in meine Familie einheiratete. So durfte er hoffen, von der

Prophezeiung vom Roten Mond zu profitieren, statt von ihr ins Verderben gestürzt zu werden. Unsere Ehe war vor fast einem Jahr arrangiert worden, aber Garrett und ich sollten uns erst in einem Monat kennenlernen, zum Sommerfest, und dann im kommenden Winter zur Jahreswende heiraten. Dass er etwas zu früh erschienen war, störte mich nicht im Geringsten.

Heather presste die Lippen zusammen, nahm mir die Bürste ab und bearbeitete mühsam meine vom frischen Wind zerzausten und verknoteten Locken. »Es gefällt mir nicht, wenn Ihr hinab in die Straßen geht. Eines Tages kommt Ihr noch *tot* nach Hause«, sagte sie und riss kräftig an meinem Haar. »Und was wird dann aus mir? Nicht für viel Geld würde ich je wieder mit Euch in die Stadt gehen.«

»Das ist schon Jahre her«, protestierte ich. »Heather, begrabe es und such dir ein neues Pferd, auf dem du herumreiten kannst.«

Ein Hauch Rot breitete sich über ihre Wangen, die nie der Sonne ausgesetzt wurden, und sie riss noch grober an meinem Haar. Um ehrlich zu sein, war ich damals wirklich nur knapp davongekommen. Die umstehenden Händler und die Bewohner des Städtchens hatten spontan zurückgeschlagen und den Angreifer vor meinen und Heathers entsetzten Augen zu Tode gesteinigt. Kavenlow war furchtbar wütend gewesen, weil er die Leute nicht davon hatte abhalten können. Mein Volk hatte in seinem Zorn nichts übrig gelassen, was er hätte befragen können. Kavenlow war noch tagelang ärgerlich im Palast herumgestapft. Und zwei Tage später hatte er begonnen, mich heimlich gegen das Gift in meinen Pfeilnadeln zu immunisieren, als Ergänzung zu meinem wachsenden Geschick im Umgang mit Peitsche und Messer.

»Ihr hättet mich hinunterschicken sollen«, sagte sie und zupfte und zerrte an meinen Locken. »Ich weiß doch, was Euch gefällt.«

Ich nahm ihr die Bürste ab, ehe sie mir das Haar noch ganz vom Kopf riss. »Ich habe etwas für Garrett gekauft.«

»Ach ja, richtig.« Ihre blauen Augen blitzten anzieglich. »Was habt Ihr ihm denn gekauft? Zwei hübsche Prinzenjuwelen?« Sie riss in gespielter Unschuld die Augen auf und schüttelte meinen frischen Unterrock aus. »Ach, nicht? Wahrscheinlich hat er schon ein Paar. Dann vielleicht ein schrecklich großes, langes Schwert? Nein? Das hat er also auch schon.« Sie kicherte fröhlich.

»Ein Messer«, sagte ich und grinste ebenso breit. Heather hätte schon vor Jahren heiraten sollen, und an Anträgen hatte es weiß Gott nicht gemangelt, aber dann hätte sie mir nicht mehr dienen dürfen, bis ich selbst verheiratet war. Und das Leben an meiner Seite war viel zu angenehm, als dass sie es so leicht aufgeben würde. Von dem ansehnlichen Lohn der Palastdienernschaft ganz abgesehen.

»Ein Messer?«, wiederholte Heather. Sie spielte mit den Spitzen ihres Haars und kräuselte die Lippen zu einem Schmollmund, der meistens dafür sorgte, dass sie vom Küchenjungen bekam, was immer sie wollte.

Ich nickte. »Es hat einmal einem Wüstenkönig gehört. Willst du es sehen?« Ich griff nach meinem Münzbeutel auf der Kommode, holte das Messer heraus und legte es ihr in die offene Hand. »Sei vorsichtig«, warnte ich sie. »Es ist unglaublich scharf. Die Zigeunerin, von der ich es gekauft habe, hat mir versehentlich damit in den Finger geschnitten. Siehst du?«

Heather musterte pflichtbewusst den winzigen Schnitt, als ich ihr meine Hand hinhielt. »Kavenlow hat sie dafür

mit der flachen Seite seines Schwerts geschlagen«, sagte ich, und ein eigenartig entrücktes Gefühl überkam mich. »Er hat ihren Wagen niedergebrannt und ihr Pferd geschlachtet. Sie hatte ... blaue Augen. Hast du jemals eine Zigeunerin mit blauen Augen gesehen?«

Heather blieb der Mund offen stehen. »Kavenlow?«, flüsterte sie. »Er hat sie geschlagen?«

»Das war vielleicht ein Schauspiel«, sagte ich langsam und glaubte, Rauch zu riechen. Ich fühlte mich ganz seltsam und fuhr zusammen, als Heather meine Hand nahm und meinen Finger genauer betrachtete.

»Schoh, Tess!«, rief sie leise aus. »Warum habt Ihr mir das nicht gleich erzählt?«

Verwirrt entzog ich ihr meine Hand. »Ich weiß nicht.« Mit gerunzelter Stirn wandte ich mich meinem Spiegel zu. »Meinst du, es wird Garrett gefallen?«, fragte ich und steckte das Messer in eine Schublade. »Du hast ihn also gesehen. Was hältst du von ihm?«

Der winzige Schnitt in meinem Finger war offenbar rasch vergessen. Heather setzte sich auf den Rand meiner gepolsterten Ankleidebank und strahlte über das ganze Gesicht. »Ihr habt ein solches Glück, dass einem davon schlecht werden könnte. Unter all den dicken, hässlichen Edelleuten findet Ihr irgendwie den einzigen gutaussehenden.«

Zumindest ist er nicht hässlich, dachte ich. »Ist er klug?«, fragte ich ihr Spiegelbild.

»Klug? Spielt das eine Rolle? Er sieht umwerfend aus!«

»Ach, wie nett ...«, sagte ich in gespieltem Desinteresse und strich mir das Haar glatt. Natürlich hatte ich Porträts von ihm gesehen. Doch Porträts logen gern.

»Ja, und er sieht so aus, als wüsste er sein Schwert

wirklich zu gebrauchen«, sagte sie vertraulich. »Auch das, das er am Gürtel trägt«, fügte sie mit unschuldig aufgerissenen blauen Augen hinzu.

Ich warf ihr mit hochgezogenen Brauen einen Blick zu. Mochten die Engel mir Kraft verleihen. Ich wartete schon viel zu lange auf einen Ehemann. Irgendwann wünscht sich jedes Mädchen mehr, als nur Zierdeckchen zu häkeln.

»Und er hat das Frühstück so gelobt, dass die Köchin ganz rot geworden ist«, fuhr Heather fort.

Das war beeindruckend. Diese alte Frau erröten zu lassen, war gar nicht einfach. »Er kann unmöglich besser aussehen als der Falknersbursche«, protestierte ich in der Hoffnung, dass sie mir widersprechen würde.

Sie nickte begeistert. »Um Wagenlängen. Herr, hilf mir, seine Schultern könnten Engel zum Weinen bringen. Und er hat einen so straffen kleinen –«

»Heather!«, rief ich, während sie sich theatralisch Luft zufächelte und auf der Polsterbank am Fenster niedersank.

»Oh ...«, stöhnte sie. »Ihr werdet so viele Kinder haben, dass die Bauern Euch beneiden werden. Beneiden, jawohl!«

Erfreut wandte ich mich ab. Es war meine Pflicht, das lukrativste Angebot zu heiraten, ganz gleich wie hässlich oder dumm der Mann sein mochte, der damit einherging. Die Einstellung der benachbarten Adelsfamilien – »Heirate sie um des Ruhmes willen, oder ermorde sie zu deiner eigenen Sicherheit« – machte die Sache nicht einfacher. Und seit der Geschichte mit dem armen Prinz Rupert hatten wir einen drastischen Rückgang von Heiratsanträgen hinnehmen müssen.

»Gutes Aussehen ist nicht alles«, sagte ich, fuhr mir

mit der Bürste durchs Haar und verfing mich in einer Locke.

Heathers Gesicht verzerrte sich in gespieltem Entsetzen, als sie meinem Blick im Spiegel begegnete. »Wenn man Euch so reden hört, könnte man meinen, gutes Aussehen bedeute gar nichts!«

Ich neigte den Kopf zur Seite. »Wenn jemand so dächte, dann hätte derjenige ... zur Hälfte recht?«

Sie warf ein Kissen nach mir, das ich mit Leichtigkeit abwehrte. »Auf so einen Gedanken kommt nur jemand von königlichem Blut«, sagte sie angewidert. »Aussehen ist ... einfach alles!«

Ich betrachtete mich im Spiegel und hoffte, dass Garrett diese Ansicht nicht teilte. »Ich will einen Mann, der so klug ist wie ich«, erklärte ich und dachte sehnüchsig an Prinz Ruperts geistreiche Briefe, die noch ganz unten in einer Schublade meiner Kommode lagen. »Einen, mit dem ich eine anständige Partie Diebe und Könige spielen kann.«

»Spiele«, sagte Heather seufzend, trat hinter mich und nahm mir die Bürste wieder ab. »Ist das alles, woran Ihr denkt? Männer sind Schweine, die im Schlamm wühlen, da sind sich die königlichen und die bürgerlichen gleich. Je eher Ihr das begreift, desto glücklicher werdet Ihr sein.«

»Einen Mann mit hohen moralischen Werten«, fuhr ich fort, obwohl ich wusste, dass sie das nicht verstand. »Ein wenig gefährlich vielleicht?«, fügte ich hinzu, und ihre Augen blitzten vor unterdrücktem Lachen. »Er sollte Macht besitzen, nicht unbedingt Reichtum.«

Heather schnaubte und bürstete weiter. »Ihr hättest bessere Aussichten, einen Punta beim Schwanz zu packen, als einen Mann zu finden, der Euren Ansprüchen genügt,

Tess. Vor allem, da Ihr nur in einem so kleinen Gewässer fischen könnt.«

Ich seufzte. »Mit Fabelwesen fängt man Fabelwesen«, sagte ich und fand die Analogie sehr treffend – wenn auch nicht eben ermutigend. Puntas waren riesige Wildkatzen mit silbernen Haarbüschen an den Ohren, die in einem kleinen Wirbelwind verschwinden konnten, wenn sie überrascht wurden, was äußerst selten vorkam. Sie suchten die Küste wie auch die Berge heim und konnten angeblich die Kranken heilen, Regen bringen, um eine Dürre zu beenden, oder auch herumstreifende Ziegenherden ins Verderben locken. Ich hatte nur ein Mal ein Punta-Fell gesehen, trocken und staubig und rissig vom Alter. Sie mieden Menschen so sehr, dass man sich inzwischen fragte, ob es überhaupt noch welche gab.

Ich stand auf und strich mit beiden Händen über mein weißes Leinenkleid. Es wäre ja nicht meine Schuld, falls Garrett und ich uns auf den Fluren über den Weg laufen sollten. »Sehe ich gut aus?«, fragte ich unsicher.

Heather musterte mich von Kopf bis Fuß und schüttelte bekümmert den Kopf. Ich schlug die Augen nieder und machte ein langes Gesicht. Ich mochte noch so groß sein, meine Aussprache noch so höfisch kultiviert klingen, ich war einfach nicht richtig gebaut. Meine Kurven waren zu flach, der Rest meiner Figur unter den vielen Ellen Stoff dafür allzu gestählt dank meiner vielen Nachmittage im Sattel. Das war mir früher nicht so wichtig erschienen. Jetzt schon.

Einen Herzschlag lang herrschte Schweigen, dann merkte Heather offensichtlich, was sie angerichtet hatte, und beeilte sich, meinen Rock erneut aufzuschütteln. »Ach, Euer Haar sieht ganz bezaubernd aus«, verkündete sie, und ihr Gesicht färbte sich rot. »Ich habe noch nie so

lange Locken gesehen, und dann dieses prachtvolle, satte Braun, wie frisch gepflügte Erde ... genau wie Eure Augen. Ihr seht – hübsch aus. Prinzessinnenhübsch.«

Ich lächelte dünn. Ich war nicht hässlich, aber wir wussten beide, dass nicht ich es war, die den Wachen ein sehnsüchtiges Seufzen entlockte, wenn wir gemeinsam durch den Palast streiften.

»Jetzt braucht Ihr nur noch Euer Diadem«, sagte Heather und wandte sich meinem Toilettentisch zu.

Ein leiser, gequälter Laut entschlüpfte mir, doch ich sagte nichts und hielt den Blick fest auf mein Spiegelbild gerichtet.

»Tess!«, jammerte Heather, und ihre Schultern sackten herab. »Der Himmel steh Euch bei, doch nicht schon wieder? Ach, Ihr würdet Eure Füße verlieren, wenn Ihr nicht darauf stehen müsstet.«

»Ich habe es nicht verloren, sondern Garretts Messer dafür eingetauscht«, rechtfertigte ich mich. »Könntest du dich zum Schmied schleichen und mir ein neues holen? Ich wäre dir *sehr* dankbar.«

Meine Stimme klang ganz vernünftig und verriet nichts von meiner plötzlichen Besorgnis, was Mutter dazu sagen würde, wenn sie dahinterkäme. Vorhin war mir der Handel als gute Idee erschienen, und es war meine Krone, ertränkt noch mal. Ich hatte es satt, mir vorschreiben zu lassen, was ich tun durfte und was nicht. Man sollte doch meinen, dass eine Prinzessin ihre eigenen Entscheidungen treffen durfte, aber nein, ich hatte nie etwas zu sagen. Immer musste ich mich dem beugen, was sich gehörte, was man von mir erwartete. Und ich hatte es so satt. Meine Gedanken schweiften zu dem Bild von Garrett, das in meinem Empfangszimmer hing. Oh, so satt.

Heather stand erwartungsvoll da, die Hände in die Hüften gestemmt. Sie durfte den Palast eigentlich nur in Begleitung verlassen, also würde ich ihr den Ausflug versüßen müssen, damit sie das Risiko einging. »Ich werde allen sagen, dass du in meinem Privatgemach mit eiligen Näharbeiten beschäftigt bist«, bot ich ihr an. Ich erinnerte mich, dass sie am Morgen unablässig von ihrem neuesten Verehrer erzählt und sich beklagt hatte, wie lange sie ihn nicht mehr gesehen hätte. Allein. In der herrlichen Frühlingsluft. Das Ganze war von viel Zwinkern, Nicken und Seufzen begleitet gewesen.

Meine Schultern sanken herab. Wenn ich schon meinem Begehr nicht nachgeben konnte, dann wenigstens sie. Und vielleicht würde sie mir morgen früh davon erzählen. »Lass dir so viel Zeit, wie du willst«, fügte ich hinzu. »Ich kann mich heute Abend allein auskleiden.«

Das konnte ich nicht – jedenfalls nicht, ohne mir dabei wehzutun –, aber ich wusste, dass ich gewonnen hatte, als ihr ein Laut der Vorfreude entschlüpfte. »Die ganze Nacht?«, fragte sie nach. »Und Ihr werdet niemandem sagen, dass ich weg bin?«

Ich nickte und war erleichtert darüber, dass Garretts Messer mich nun doch keine Strafpredigt von meiner Mutter kosten würde – nur einen Abend würde ich opfern müssen, um die Knöpfe wieder an mein Kleid zu nähen, die ich zweifellos abreißten würde, wenn ich mich heute Abend auszuziehen versuchte.

»Ach, Schweinsfedern, abgemacht!«, sagte sie, leckte sich über den Daumen und streckte ihn aus. Ich tat es ihr gleich, und wir pressten die Daumen aneinander und besiegelten die Abmachung mit Spucke, wie früher als kichernde Mädchen, die alberne Geheimnisse hüteten. Anscheinend hatte sich seit damals nicht viel verändert.

Sie blickte zur Tür und konnte es offenbar kaum noch erwarten, aus dem Palast zu kommen. »Wie ich gehört habe, soll es in dem Becken im Wintergarten einen neuen Fisch geben«, bemerkte Heather und hob den Korb auf, in dem sie mir mein Mittagsmahl gebracht hatte. »Sehr hübsch. Ihr solltet ihn Euch einmal ansehen. Prächtig und glänzend in Schwarz und Grün ...«

Schwarz und Grün. Die Farben der Uniformen von Garretts Soldaten. Ich erwiderte ihr Grinsen. Es hätte mich sehr überrascht, wenn sie nicht gewusst hätte, wo sich Prinz Garrett befand.

Sie blieb an der Tür stehen, und ihr Lächeln erlosch. »Ihr werdet aber doch nicht die Vorstellung erzwingen, oder?«

Als ich ihre sorgenvoll gerunzelte Stirn sah, schüttelte ich den Kopf und fügte mich damit einmal mehr dem, was von mir erwartet wurde, statt zu tun, was ich wollte. Schoh, ich besaß so wenig Willensstärke, dass es schon erbärmlich war. Doch mehr zu tun, als aus der Ferne einen heimlichen Blick auf Garrett zu werfen, wäre ein allzu schwerer Bruch der Etikette. »Nein«, sagte ich. »Ich will ihn nur sehen.«

Sie nickte befriedigt, öffnete die Tür und ließ sie für mich einen Spaltbreit offen. Dann stolzierte sie, den leeren Korb über einen Arm gehängt, langsam den Flur entlang. Sie wechselte mit jedem Gardisten, an dem sie vorüberkam, einen koketten Gruß und war in Gedanken offensichtlich schon bei – nun, anderen Dingen. Ich ging in die entgegengesetzte Richtung und wurde nur flüchtig begrüßt, weil die meisten Wachen Heather nachschauten. Als ich es um die Ecke geschafft hatte, wusste ich, dass ich nur noch den Wintergarten zu erreichen brauchte, ohne dass Kavenlow mir auf die Schliche kam. Und der war davongeritten.

Nervosität krabbelte an meinem Rückgrat empor wie eine Wolfsspinne, und ich raffte die Röcke, um schneller voranzukommen. Die Flure waren in der Mittagssonnen sehr hell, und die Soldaten meines Vaters, die an jeder Ecke postiert waren, trugen ihre besten Uniformen in Gold und Blau. Sie sahen heute besonders adrett aus. Ich grüßte jeden von ihnen im Vorbeigehen mit einem Nicken, und nicht wenige zwinkerten mir ermunternd zu. Wir waren zusammen aufgewachsen, und mir kamen sie oft wie übermäßig fürsorgliche, wachsame Brüder vor. Sie wussten genau, wohin ich wollte, doch nur Kavenlow und meine Eltern hatten das Recht, mich innerhalb des Palastes aufzuhalten.

Aufregung kribbelte bis in meine Zehenspitzen, als ich an der Tür des Wintergartens vier Wachen vorfand. Zwei waren mir unbekannt und trugen die feschen schwarz-grünen Uniformen, die ich vorhin auf der Straße gesehen hatte. Dazu gehörten ausladende Hüte mit schwungvoll herabhängenden schwarzen Federn.

Ich musterte sie und dachte mir, dass diese bunten Dinger ihnen bei der ersten Brise aus der Bucht vom Kopf fliegen würden. Diese beiden Männer gehörten zweifellos zu Garretts Leibgarde. Einer sah für einen Soldaten zu jung aus, der andere zu alt.

Ich bedeutete den Wachen meines Vaters mit einem Kopfschütteln, mich nicht anzukündigen. Einer öffnete mir lächelnd die Tür und gab sich Mühe, sie hinter mir leise wieder zu schließen. Die Sonne schien wirklich grell, und ich kniff die Augen zusammen. Der große Wintergarten schien leer zu sein. Dann hörte ich Mutter lachen und erkannte, dass sie am Tisch beim Orchideenteich sitzen mussten. Dieses lauschige Plätzchen war durch dichte Ranken vor allen Blicken verborgen. Ich

hatte es oft als Schulzimmer benutzt, und auf der Mauer des Bassins stand eine offene Partie Diebe und Könige zwischen mir und meinem Vater.

Ich folgte den Stimmen und schlich mich den gefliesten Pfad zwischen Farnen in Töpfen und üppigen Weinranken von den Inseln an der Südgrenze entlang. Die Hitze des Tages war drückend, gefangen zwischen den steinernen Mauern und der hohen Glasdecke. Ich wünschte, ich hätte etwas Leichteres angezogen. Mein Herz begann zu pochen, als ich eine Stimme hörte, die Garretts sein musste. Er sprach sehr präzise und verlieh jeder Silbe eine Deutlichkeit, die auf Klugheit und einen flinken Geist hinwies.

Ich schob mich um einen großen Baum im Kübel herum, gut verborgen hinter dem Hauptmann von Vaters Garde und einem weiteren Fremden in Schwarz und Grün. Vater blickte auf und entdeckte mich, weil die beiden Wachen die Köpfe nach mir wandten, mich aber dann als harmlos abtaten. Er runzelte die Stirn und erhob sich halb, überspielte die Bewegung jedoch dadurch, dass er sich bequemer zurechtsetzte. »Geh weg«, formte er mit den Lippen und lenkte zugleich Mutter und den jungen Mann, der neben ihr stand, damit ab, dass er in den Papieren auf dem Tisch herumwühlte.

Ich zog rebellisch die Brauen zusammen. Ich würde ja gehen, aber wie schnell ich gehorchen musste, war eine Frage der Auslegung. Geduckt, die Röcke fest an mich gerafft, musterte ich nun Prinz Garrett.

Wie versprochen, sah er sehr gut aus, und neben meinem gedrungenen – man könnte auch sagen, rundlichen – Vater machte er eine besonders gute Figur. Ich schätzte, dass er ein paar Fingerbreit größer sein musste als ich. Sein Haar war glatt und hell, und er trug es kurz ge-

schnitten. Angenehm überrascht zog ich die Augenbrauen hoch, als ich sein glatt rasiertes Gesicht betrachtete. Ich mochte gepflegte Männer. Sommersprossen auf seiner Nase ließen ihn jünger wirken.

Er griff nach einer Landkarte, und der schwarze Stoff seiner Uniform straffte sich um die Schultern. Mir wurde ganz warm davon, ihn nur anzusehen. Seine Aufmachung war nicht protzig – er deutete seinen Reichtum durch den Schnitt des guten Stoffes an, statt mit Medaillen und Edelsteinen davon abzulenken. Er lächelte über eine Bemerkung meiner Mutter, und mir fielen seine ebenmäßigen, geraden Zähne auf. Mein Blick glitt über die Vorderseite seiner Hose, als er sich umwandte, um ein Papier von der Bassinmauer zu holen, und meine Lippen verzogen sich zu einem heimlichen Lächeln. Heather hatte recht.

Ich rieb mir den Finger an der Stelle, wo die Zigeunerin mich geschnitten hatte, und seine angenehme Stimme fiel in Mutters Lachen ein. Es ärgerte mich, wie ein Stück hübsche Dekoration versteckt zu werden, um später mit meinem Erscheinen einen dramatischen Effekt zu erzielen. Wenn ich halb so mutig gewesen wäre wie mein Vater, hätte ich auf der Stelle die gegenseitige Vorstellung erzwungen. Doch stattdessen seufzte ich und wandte mich zum Gehen. Das Protokoll, die Diplomatie. Sie beherrschten mich. *Feigling*.

Mein Fuß scharrete laut über die Fliesen, und ich erstarrte.

»Tess«, sagte Vater, als ich herumfuhr und den entsetzten Blick meiner Mutter zuwandte. »Was tust du hier?« Er stand so abrupt auf, wie ich es bei ihm selten gesehen hatte, und er wirkte aufrichtig bestürzt.

Garrett lächelte und richtete sich zu voller Größe auf.

Unsere Blicke trafen sich, und mit einem scheußlichen Gefühl in der Magengrube gestand ich mir ein, dass ich jetzt knietief im Schoh steckte. Ich zwang mein Gesicht zu einem angenehmen, freundlichen Ausdruck, straffte die Schultern und trat hinter den beiden Wachen hervor.

»Ach, Tess«, sagte Mutter und berührte die Bänder, mit denen ihr blondes Haar zu einer komplizierten Frisur aufgetürmt war. »Warum konntest du nicht warten?« Sie wechselte einen merkwürdigen Blick mit meinem Vater, als wüssten beide nicht, was sie jetzt tun sollten.

Innerlich zitternd, sank ich in einen tiefen Knicks. »Guten Tag, Vater, Mutter«, sagte ich steif und förmlich. »Ich bitte um Verzeihung. Ich wusste nicht, dass ihr hier seid.« Das war eine schamlose Lüge, und als ich langsam näher trat, betete ich darum, dass ich nicht über eine unebene Fliese stolpern und mich auf den Allerwertesten setzen würde. Das würde zum bisherigen Verlauf des Tages passen.

Mein Herz pochte, als Vater vortrat und beinahe zерemoniell meinen Arm nahm. »Ich habe gesagt, du sollst gehen«, flüsterte er. In seinen besten Empfangsgewändern sah er erstaunlich stattlich aus.

»Es tut mir leid«, flüsterte ich zurück. »Ich wollte nur einen Blick auf ihn werfen.« Das ungute Gefühl durchfuhr mich erneut, als er meiner Entschuldigung mit Schweigen begegnete. Gemeinsam traten wir vor Garrett hin, der neben meiner sitzenden Mutter stand. Ihre zierliche, zarte Gestalt wirkte ungewöhnlich steif und angespannt.

»Prinz Garrett, der Zweitälteste Sohn von König Edmund«, sagte mein Vater. »Dies ist unsere Tochter Tess. Ich muss mich für ihre Dreistigkeit entschuldigen, doch wie Ihr seht, hat sie ihren eigenen Kopf.«

Ein Schauer überlief mich, als Vater meine Hand in Garretts legte. Seine Hand war kräftig und ein wenig schwielig, was mir sagte, dass er sehr geübt mit dem Schwert sein musste. Er hielt meine Hand ganz sacht, als könnte er sie zerbrechen. »Eine Frau, die so selbständig denkt, ist ein Gewinn für ihr Königreich«, entgegnete Garrett, und seine Stimme vermischt sich mit dem Vogelzwitschern, als gehörte sie hierher. »Es ist mir eine Freude, Eure Bekanntschaft zu machen, Euer Hoheit – ganz gleich unter welchen Umständen.«

Ich errötete und war froh, dass er anscheinend nicht beleidigt war, weil ich den offiziellen Werbungsplan durcheinandergewirbelt hatte. »Es ist mir eine Ehre, Prinz Garrett«, entgegnete ich förmlich. »Ich hoffe, Ihr hattet eine angenehme Reise.« Die erwarteten Floskeln gingen mir glatt über die Lippen, eine gut eingebügte Litanei. Seine Nase war schmal, und er hatte fesselnde grüne Augen. Meine Eltern hatten beide blaue Augen, und Augen wie seine hatte ich noch nie gesehen. Sie waren wunderschön, und ich konnte den Blick nicht davon abwenden.

Wie es die Tradition verlangte, streifte Garrett meinen Handrücken mit den Lippen. Ich lächelte, spürte dem uralten Versprechen hinter dieser einfachen Geste nach und genoss die Empfindung, die mich durchfuhr. »Die Ehre ist ganz auf meiner Seite«, sagte er. Seine Stimme war recht tief, seine Aussprache elegant. »Nun, da ich Euch gefunden habe, verblassen die Mühen der Reise bereits zu einer fernen Erinnerung. Es freut mich sehr, feststellen zu können, dass die Schilderungen Eurer Schönheit eher untertrieben waren. Aber weshalb ließet Ihr den Porträtmaler Euer Haar glatt malen? Die Locken stehen Euch so gut.«

Ich erwiderte sein Lächeln und war froh zu sehen, dass er Sinn für Humor hatte. Meine Locken glatt malen, sehr schön. Aufregung durchfuhr mich bis in die Zehenspitzen, stieg wieder auf und hinterließ dabei eine Gänsehaut. *Dies soll mein Ehemann werden? Ach, wie schrecklich ist es doch, eine Prinzessin zu sein ...* »Bitte nennt mich Tess«, sagte ich und vermutete, dass mein Gesicht rot angelaufen war. »Das Leben ist zu kurz, um hinter Palastmauern auf Förmlichkeiten zu bestehen.«

Garrett fragte meine Mutter höflich mit einem Blick um Erlaubnis, ehe er zustimmend den Kopf neigte. »Dann also Tess«, sagte er. »Ich würde mich freuen, wenn auch Ihr mich beim Vornamen nennen wolltet.«

»Garrett«, entgegnete ich. »Natürlich.« Da der offizielle Teil nun beendet war, geleitete Garrett mein hämmerndes Herz und mich zum Tisch. Die Anspannung ließ ein wenig nach, da wir nun auf die höfischen Manieren verzichten konnten.

Ich warf im Vorbeigehen einen Blick auf die unvollendete Partie Diebe und Könige auf der Mauer des künstlichen Teichs. Vater hatte endlich Bewegung in seine Spielfiguren gebracht und einen seiner Ritter an eine gefährliche Position gesetzt; er wollte mich in Versuchung führen, die Deckung meines Königs abzuziehen. Ich blieb stehen, so dass auch Garrett anhalten musste, und nahm Vaters Herausforderung an, indem ich seine Figur schlug – in der Hoffnung, dass es mir gelingen würde, meinen Dieb wieder in Sicherheit zu bringen, ehe sein zweiter Ritter seine Drohung wahr machen konnte. Mein Vater gab einen Laut der Überraschung von sich, als ich den schwarzen Ritter an den Rand stellte.

»Eure Prinzessin ist bedroht«, flüsterte Garrett, als er mir den Stuhl zurechtrückte.

Meiner Hoffnung wuchsen Flügel. Er spielte Diebe und Könige! »Ja«, murmelte ich. »Aber wenn er sie schlägt, habe ich in vier Zügen seinen König.«

»Raffiniert«, hauchte er mir ins Ohr und machte mich damit noch nervöser. Ein leichtes Zittern breitete sich in mir aus. Und es gefiel mir, wie er die Hand auf der Rückenlehne meines Stuhls ruhen ließ. Gegen diese besitzergrifende und zugleich beschützende Geste hatte ich im Augenblick nichts einzuwenden. Ich wusste, dass ich mich schlimmer aufführte als die Küchenmagd, die den Blick eines Edelmanns auf sich gezogen hat, aber ich konnte nicht anders. Du meine Glöckchen, er gefiel mir so gut.

»So«, brummte Vater und blieb neben Garrett stehen. »Ist das nicht herrlich? Wie ein Sommertag in der Bucht.«

Ein unbehagliches Schweigen drohte, und meine Mutter sprang anmutig ein, um es zu verhindern. »Tess?«, begann sie, ruhig und gefasst trotz meines schweren gesellschaftlichen Fehltritts. »Wir haben gerade die vorgeschlagenen übergaben besprochen. Möchtest du sie sehen?«

Sogleich wandte ich meine Aufmerksamkeit der Karte auf dem Tisch zu. Garrett mochte mich durcheinandergebracht haben, doch es interessierte mich brennend, was König Edmund uns dafür anbot, dass wir ihm seinen überflüssigen zweitgeborenen Sohn abnahmen und damit außer Landes schafften.

Die Karte zeigte den unteren Teil des Kontinents, und die großen Buchten meiner Mutter wie auch mehrere ihrer kleineren waren deutlich markiert. Wir kontrollierten die nutzbaren Küstenstriche über hunderte von Meilen, und deshalb wurde ein Großteil des Seehandels von oder

über uns getätigten. An den Küstenabschnitten, die wir nicht aktiv nutzten, bestand das Ufer aus zerklüfteten Felsklippen. Weiter landeinwärts lagen die Hartholzwälde, aus denen das Holz für unsere Häuser und die robusten, schnellen Schiffe stammte, für die wir weithin bekannt waren. Zwischen den Wäldern und dem Meer lag ein kläglich schmaler Streifen Boden, der sich für die Landwirtschaft eignete.

Und jenseits des Waldlands begann Misdev. Da wir zwei Generationen zuvor den Wald erobert hatten, gehörte König Edmund jetzt nur ein kleiner Teil davon. Sein Königreich war völlig vom Meer abgeschnitten, doch dafür bestand es aus riesigen Flächen guten Ackerlands am Fuß der Berge. Man hoffte allgemein, dass diese Hochzeit die letzten Feindseligkeiten vergessen machen und dafür sorgen würde, dass beide Länder mit Nahrungsmitteln in besserer Qualität versorgt wurden.

Mein Vater beugte sich über die Karte und tippte mit dem Finger auf eine kleine Bucht in unseren Randgebieten. »Siehst du?«, sagte er und neigte sich so weit nach vorn, dass man die kahle Stelle auf seinem Oberkopf sah. »Wir würden einen der kleinen, flachen Häfen verlieren. Dazu einen großzügigen Streifen Land, damit die Misdever Zugang zu ihrem Hafen haben.«

Ein unruhiges Flüstern kam in mir auf. Der vorschlagene Landkorridor würde einen gefährlich ausschenden Keil zwischen uns und unsere Nachbarn im Süden treiben. Das würde ihnen gar nicht gefallen, und mir gefiel es auch nicht. »Aber ein großer Teil der Bevölkerung hat dort seine Fischerboote liegen«, wandte ich ein und zog die Karte unter dem Ellbogen meines Vaters hervor. »Ich dachte, wir würden ihnen Waldland zurückgeben.«

Vater lehnte sich mit befriedigter Miene zurück und strahlte abwechselnd Garrett und mich an. »Habe ich Euch nicht gesagt, dass sie klug ist?«

Stirnrunzelnd berührte Mutter ihn an der Schulter. Ich beobachtete die beiden, verstand aber nicht, welche stumme Botschaft da übermittelt wurde. Ein mürrischer, beinahe trotziger Ausdruck huschte über Vaters Gesicht, ehe er sich wieder mir zuwandte. »Du hast ganz recht, Tess«, sagte er. »Unsere Leute dort verlieren ihre Heimat, aber dafür werden sie Bauern.«

»Wo?«, fragte ich und musste mir Mühe geben, meine Stimme weiterhin sanft und höflich klingen zu lassen. »Es dauert eine Generation, Wald in gutes Ackerland zu verwandeln. Was sollen sie bis dahin tun?«

»Sie werden das Land bestellen, das wir im Austausch für den Hafen und die Schiffe bekommen«, erklärte Vater, offensichtlich sehr mit sich zufrieden.

»Schiffe!«, rief ich aus. Ich warf Mutter einen Blick zu, und sie nickte kaum merklich. Ein Hafen *und* Schiffe? Wir beherrschten das Meer. Unsere Flotte war alles, womit wir uns gegen die Gier der umliegenden Königreiche verteidigen konnten. »Wie viele Schiffe?«, fragte ich argwöhnisch.

»Liebes, das gehört sich nicht«, bemerkte meine Mutter, doch ich schüttelte ihre besänftigende Hand ab.

»Es gehört sich auch nicht, seine Untertanen zu zwingen, ihren Lebensunterhalt zukünftig aus dem Boden zu scharren, statt ihn einfach sauber aus dem Meer zu ziehen, wie sie es seit vielen Generationen tun!«

»Tess!«, rief Vater und warf über meine Schulter hinweg einen besorgten Blick auf Garrett.

»Verzeihung«, sagte ich in zerknirschtem Tonfall, doch mit grimmiger Miene. Rasch setzte ich ein angemessen

sanftmütiges Gesicht auf, als ich Leinen flüstern hörte und der Prinz seitlich an den Tisch trat, so dass er mich sehen konnte. Sein Schatten fiel über mich, und ich blickte auf.

»Ihr braucht nicht um Verzeihung zu bitten«, sagte er. »Euer Volk liegt Euch am Herzen. Das kann ich Euch nicht verübeln. Eine Königin setzt ihre Untertanen stets an erste Stelle.« Er richtete sich auf und sah mir weiter fest in die Augen. »Bei der ersten Ernte werdet Ihr den Lohn für Euer Volk sehen. Obst und Gemüse, das Eure neuen Bauern auf Eure Märkte bringen, wird nicht wochenlang auf einem Karren vertrocknet oder im Ladenraum eines Schiffes herumgekullert sein. Die Ernte wird frisch auf die Märkte kommen und entsprechend höhere Preise erzielen.«

»Schiffe und einen Hafen?«, fragte ich meinen Vater und ignorierte Garrett und sein besänftigendes Lächeln.

Meine Frage war Vater sichtlich unangenehm, und er reckte das Kinn hinter dem Bart. Er wusste genauso gut wie ich, welche Bedrohung eine andere Streitmacht auf dem Wasser, so klein sie auch sein mochte, für uns darstellen würde. »Vertrauen, Tess«, sagte er. »Vertrauen ist teuer, vor allem, wenn man die Geschichte – äh – deiner Geburt bedenkt. Die Landstriche, die wir erhalten werden, reichen tief nach Misdev hinein. König Edmund verdient eine angemessene Gegenleistung.«

Mit schmalen Lippen wandte ich mich Garrett zu. »Und was gewinnt Ihr dabei, Prinz Garrett?«

Garrett ließ sich von meinem unverhohlenen Zorn nicht stören. Er sank vor mir auf ein Knie. »Abgesehen von der Befriedigung, eine wunderschöne Dame für mich gewonnen zu haben statt einer alten Hexe mit Warzen und einer hässlichen Nase?«, entgegnete er und nahm meine Hand. »Nichts. Die Schiffe und den Hafen werde

ich nur so lange verwalten, bis mein Bruder meinem Vater auf den Thron folgt.«

Wunderschöne Dame?, dachte ich. Ich war eine flachbrüstige Frau mit schmalen Hüften, die so aussah, als sollte sie Feuer schüren und nicht davor herumsitzen. Seine Schmeichelei war misslungen und weckte in mir nichts als Argwohn. Mein Herz begann zu pochen, als ich ganz kurz einen finsternen Ausdruck in seinen Augen bemerkte. Neid. Garrett war nicht damit zufrieden, der Zweitälteste Sohn zu sein. Das war gefährlich. Kein Wunder, dass sein Vater so großzügig auf Land verzichtete. Er wollte Garrett aus seinem Königreich heraus und anderswo sicher untergebracht haben.

Garrett hob meine Hand und ließ die Lippen einen Hauch zu lang auf meinen Fingern ruhen. Mein Blick wanderte zu seinen Augen. Ein Schauer überlief mich, und ich musste mich zurückhalten, ihm die Hand nicht zu entreißen.

Das hier war nicht richtig. Nichts war richtig. Aber immerhin würde ich ihn gut im Auge behalten können. Ich würde meinen Eltern auf den Thron folgen; er würde niemals mehr sein, als er jetzt war. An meiner Seite würde ihm zumindest die Illusion eines eigenen Königreichs gehören, statt einer Burg am äußersten Rand des Reiches, das sein Bruder regierte.

Ich zog mich langsam von ihm zurück, und ein ärgerlicher Ausdruck flackerte in Garretts Augen auf, denn er war gezwungen, mich loszulassen; sonst wäre offenbar geworden, dass ich mich gegen seine Berührung sträubte. »Dann sind wir uns also einig?«, sagte er leichthin und erhob sich, so dass er nun über mir aufragte. »Vielleicht könnten wir die Schiffe morgen auswählen?« Er lächelte, doch mir wurde nicht mehr warm davon.

»Morgen?«, fragte Vater zögernd.

Garrett zog mich widerstrebend auf die Füße. Er war einen halben Kopf größer als ich und ein paar Dutzend Pfund mit dem Schwert in der Hand erworbener Muskeln schwerer. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich den schwachen Geruch nach Pferd und Leder einsog, der so vertraut war, mir aber jetzt nicht mehr das Gefühl von Geborgenheit gab. »Alles ist vorbereitet«, sagte Garrett. »Ich halte es für das Beste, die Hochzeit vorzuziehen, um mögliche Racheakte bezüglich der Prophezeiung vom Roten Mond zu vereiteln.«

Mir stockte vor Empörung der Atem, und ich lief rot an. Wie konnte er es wagen, so ungeniert von meinem persönlichen Kummer zu sprechen? Dieser narrenverbrannte Aberglaube war der Fluch meines Lebens.

»Wir können anstelle der Verlobungsfeier heiraten«, fuhr er fort. »Alle bedeutenden Gäste werden dann bereits anwesend sein.«

»Nein«, protestierte Mutter schwach. Ihr Gesichtsausdruck erschien mir merkwürdig, Bestürzung und ... Schuldgefühle? »Die Hochzeit ist zur Jahreswende geplant. Wir haben umfangreiche Vorbereitungen getroffen, informelle Gesellschaften, Teenachmittage und Ausflüge, damit ihr genug Zeit habt, euch besser kennenzulernen. Dass Ihr früher eingetroffen seid, ändert nichts an unseren Plänen. Wir wehren schon seit Jahren Attentäter ab, Prinz Garrett. Ihr seid bei uns sicher.«

Garrett ließ sich nicht beirren. »Ich bestehe darauf«, sagte er leise, und ich erstarrte, als seine Finger sich fester um meinen Arm schlossen, ehe sie sich wieder entspannten. »Ich werde meine Gardisten mit der Nachricht ausschicken, dass sich unsere Pläne beschleunigt haben. Zu Pferde werden sie schneller sein als Eure

Schiffe. Es geht mir allein um die Sicherheit meiner Braut.«

Ich stand steif neben ihm, angewidert von seiner Ungeduld. Es ging ihm allein um Vaters Schiffe und Häfen, nicht um mich. Ich versuchte, langsam von ihm abzurücken. Sie würden mich doch nicht zwingen, ihn gegen meinen Willen zu heiraten, oder? Dann würden unsere Schiffe und Häfen wieder sicher sein. Doch noch während ich das dachte, wusste ich, dass es gleichgültig war, was ich wollte oder nicht. Das spielte nie eine Rolle.

Mit gerunzelter Stirn warf meine Mutter meinem Vater einen scharfen Blick zu. Offenbar widerwillig kam Vater um den Tisch herum, löste mich von Garrett und trat mit mir einen Schritt beiseite. Ich folgte ihm bereitwillig und hätte mir die Berührung des Misdever Prinzen am liebsten von den Händen gewaschen.

»Ich verstehe Eure Bedenken, Prinz Garrett«, erklärte Vater und stellte sich zwischen Garrett und mich. »Doch wie meine Gemahlin bereits sagte, haben wir große Erfahrung darin, Meuchler abzuwehren. Die Hochzeit nach der Hauptsaeson in der Schiffsfahrt abzuhalten, dient ja eben dem Schutz vor einem Angriff aufgrund der Prophezeiung. Sie früher stattfinden zu lassen, obendrein überraschend, würde mögliche Gewalttaten eher hervorrufen. Unsere Übereinkunft bleibt unverändert. Ihr werdet Eure Braut bekommen. Aber es wird fruestens in sechs Monaten Hochzeit gefeiert.«

Garretts Haltung wurde steif. Ich stand neben meinem Vater und war zum ersten Mal seit Jahren froh über seinen Schutz. »Ich glaube allmählich, Ihr wollt sie so lange wie möglich hinauszögern«, sagte Garrett, dessen helles Gesicht nun leicht errötete. »Ihr habt eine bezaubernde Tochter, und ich wüsste nicht, weshalb wir dem Dolch

eines Meuchlers so viel Zeit verschaffen sollten, obwohl wir uns doch alle einig sind.«

Mutter seufzte über meinen unverhohlenen Zorn. Sie warf meinem Vater ein angespanntes Lächeln zu. »Liebes«, sagte sie dann zu mir und tätschelte den Stuhl neben ihrem. »Setz dich zu mir. Meine Herren? Ich möchte mich mit meiner Tochter unterhalten.«

Mein Vater sank in sich zusammen und verwandelte sich von einer königlichen Hoheit in einen Vater, der Mühe hatte, den Willen seiner Tochter mit dem Willen eines Königreichs in Einklang zu bringen. »Lasst uns allein«, sagte er zu seiner Wache. Ohne aufzublicken, bat er müde: »Prinz Garrett, würdet Ihr Euren Mann bitten, ihm nach draußen zu folgen?«

Garrett gab seinen Befehl mit einer raschen Geste, und die beiden Gardisten drehten sich schwungvoll um und gingen davon. In unbehaglichem Schweigen warteten wir auf das Geräusch der zufallenden Tür. Meine Entschlossenheit wuchs. Garrett wollte nur Vaters Schiffe und den Hafen. Meine Sicherheit war ihm gleichgültig.

»Dies liegt in meiner Verantwortung«, sagte meine Mutter mit Blick auf meinen Vater. »Ich werde es ihr erklären.«

Was erklären?, dachte ich. Ich wusste bereits, dass ich in der Frage, wen ich heiraten würde, nichts zu sagen hatte. Aber ich konnte die Dinge erschweren, die notwendigen Abläufe verzögern und allen sehr deutlich machen, dass ich mit dieser Eheschließung nicht glücklich war. Abkommen waren unterzeichnet worden, doch wenn ich es darauf anlegte, konnte es noch Jahre dauern, bis tatsächlich eine Hochzeit stattfand. Wenn ich sie nur lange genug hinauszögerte, würde er vielleicht doch noch mit einem vergifteten Dolch zwischen den Rippen enden.

Vater nickte mit gesenktem Kopf und machte eine matte Geste. »Prinz Garrett«, sagte er, »würdet Ihr mich auf einem Rundgang durch unseren berühmten Wintergarten begleiten? Wir werden uns den Damen in Kürze wieder anschließen, und dann soll alles geklärt werden.«

»Mutter?«, fragte ich, und mein Magen zog sich nervös zusammen.

Garrett räusperte sich. »Schon gut, Tess, meine Liebe. Ich würde zu gern mehr über die Geschichte dieser exquisiten Statue dort drüben erfahren. Ich bin gleich wieder bei Euch.«

Ich hatte für sein Kosewort nur ein finsternes Stirnrunzeln übrig. Meine Eltern wechselten wieder diesen bekümmerten Blick, und Vater geleitete Garrett außer Hörweite, um ihm das neueste Stück der Statuensammlung zu zeigen, eine junge Frau in fließenden Gewändern. Mein Vater bewegte sich so langsam und gebeugt, als würde er lieber Fischernetze aus der Bucht ziehen, als Garrett etwas über die lebensgroße Statue zu erzählen, auf die ich mit Kirschkernen zielte, wenn ich mich vor dem Unterricht drücken wollte. Es ist nicht angenehm, wenn eine Statue viel schöner ist als man selbst.

Garrett warf mir etwas zu, das wohl ein ermunterndes Lächeln sein sollte, ehe er meinem Vater folgte. Dann stellte er sich so auf, dass ich ihn über die kurze Entfernung hinweg sehen konnte. Das fand ich reichlich eitel und wandte mich mit einem Stirnrunzeln ab. Mutter nahm meine Hand und zog mich auf den Stuhl neben ihrem.

»Tess. Mein Liebstes«, sagte sie, und tiefe Falten erschienen in ihren Augenwinkeln. »Ich hatte erwartet, dass mir noch Wochen bleiben würden, um dir dies zu sagen. Es tut mir so leid. Dass Garrett zu früh eingetroffen ist, hat alles beschleunigt, die Dinge überschlagen

sich förmlich, und deine Ungeduld hat sie über alle Maßen verkompliziert.«

»Ihr könnt König Edmund nicht einen unserer Häfen geben«, protestierte ich in heiserem Flüsterton. »Der Mann ist unfähig – ein Karpfen, der mit offenem Maul durchs Wasser zieht, bis ihm die Krümel in den Mund schwimmen. Was ist mit dem Antrag der Rathkeys? Die müssen doch irgendetwas brauchen, so hoch oben in den Bergen. Metall vielleicht oder Wolle. Es macht mir nichts aus, noch ein wenig zu warten, bis ihr Sohn etwas älter ist.«

»Tess, nicht doch«, flehte Mutter. »Das hier hat nichts mit Garrett oder den Eheverträgen zu tun.«

Der nächste Zornesausbruch erstarb mir auf der Zunge. Plötzlich war ich nicht mehr so sicher, dass ich wusste, was hier gespielt wurde.

»Wir haben dich sehr lieb«, sagte sie, und ihre schmale Hand wirkte auf meiner sonnengebräunten besonders blass, »und bitte fass nicht falsch auf, was ich dir jetzt sage, aber ...« Sie zögerte und holte tief Luft. »Du bist nicht die Kronprinzessin.«

3

»Was soll das heißen, ich bin nicht die Prinzessin?«, erwiderte ich beinahe lachend. Das war vollkommen lächerlich.

Der Blick meiner Mutter war traurig, ihr Gesicht von Kummer gezeichnet. »Liebes«, sagte sie und warf einen nervösen Blick über meine Schulter zu den beiden Männern ein Stück entfernt. »Nicht so laut. Ich weiß, das ist eine unangenehme –«

»Wie meinst du das, ich bin nicht die Prinzessin?«, rief ich aus und entzog ihr meine Hand. Verwirrt warf auch ich einen Blick zu Vater und Garrett hinüber. Es war offensichtlich, dass sie mich gehört hatten. Der Prinz war rot vor Zorn, und die Miene meines Vaters drückte gequälte Entschlossenheit aus.

Garrett legte die Hand ans Heft seines Schwertes. »Ihr wagt es, meine Familie zum Narren zu halten?«, rief er empört. »Wir haben Euch kostbarstes Land angeboten, und Ihr gebt uns eine Beleidigung dafür? Ein bereits unterzeichnetes Abkommen durch Lügen zu unterlaufen ist feige. Es haben schon weniger schwerwiegende Anlässe zu Kriegen geführt!«

Vater blickte finster drein. »Wir tun nichts dergleichen. Selbstverständlich werden wir unsere Vereinbarung einhalten. Wir haben eine Kronprinzessin.« Er sah mich mit dem gleichen schuldbewussten Blick an wie Mutter. »Nur Tess hier ist es nicht.«

Fassungslos starzte ich meinen Vater an. *Was bei den drei Flüssen ist hier los?*

Vater wandte Prinz Garrett den Rücken zu und trat an den Tisch. Ich zuckte zusammen, als er mit einer Hand mein Kinn umfing und mir kummervoll in die Augen sah. »Es tut mir leid, Tess. Wenn es nach mir ginge, würdest du Königin werden. Du hättest deine Sache sehr gut gemacht.«

Er sah Garrett an, der neben der schönen Statue stand. »Prinz Garrett«, sagte er mit müder, schleppender Stimme. »Bitte lasst mich erklären. Es besteht keinerlei Absicht, den Vertrag zu brechen. Ich habe Euch Tess als meine Tochter vorgestellt, weiter nichts. Die Schlüsse, die Ihr daraus gezogen haben mögt, sind bedauerlicherweise falsch.«

»Aber natürlich bin ich die Prinzessin«, sagte ich und blickte vom gequälten Gesicht meiner Mutter in das meines Vaters. Ein scheußliches Gefühl überkam mich. Niemand lachte.

»Nein, mein Liebstes«, sagte Mutter. »Aber du bist unsere Tochter. Wir lieben dich sehr. Bitte mach nicht so ein Gesicht.«

Garrett hatte sich nicht vom Fleck gerührt. Sein Blick war starr auf mich geheftet und für mich undurchdringlich. »Wenn sie nicht die Prinzessin vom Roten Mond ist, wer ist sie dann?«, fragte er kurz angebunden.

Mein Vater verzog schmerzlich das Gesicht. »Äh ... das wissen wir nicht genau.«

Ich riss die Augen auf und starre ihn ungläubig an. »Aber ich bin die Prinzessin!«

»Es waren sehr schwierige Zeiten, Tess, als deine Schwester zur Welt kam«, begann Vater besänftigend. »Die Mordanschläge begannen noch in derselben Woche, da die Prophezeiung an die Tore geschmiert worden war, und wir mussten etwas unternehmen. Im Herbst vor der Geburt deiner Schwester hatte es eine teilweise Mondfinsternis gegeben, deshalb hatte es den Anschein, als sei sie das Königskind aus der Prophezeiung. Wir haben Kavenlow nach einem zweiten Kind ausgeschickt, um die Attentäter zu verwirren, und nachdem die beiden ersten Kleinen zu Tode gekommen waren, schickten wir deine Schwester fort und hielten sie seither versteckt.«

»Ich bin ein *Lockvogel*?«, rief ich aus und spürte, wie meine Wangen heiß wurden. »Ein Ablenkungsmanöver? Eine wandelnde Zielscheibe?« Ich starre die beiden an, und meine Fassungslosigkeit verwandelte sich rasch in Entrüstung. »Ihr seid nicht einmal meine richtigen Eltern?«

»Natürlich sind wir deine Eltern«, protestierte Mutter.
»Wir haben dich redlich gekauft.«

Der Atem schien mir in der Kehle zu gefrieren, und mir wurde plötzlich übel. Ich drückte die Hände an den Magen. Warum hatte Kavenlow mir nichts erzählt? Er hatte es gewusst und mir kein Wort davon gesagt. Ich war ein Findelkind? Ich war nur eines von drei fremden Kindern, das zufällig eine Prophezeiung überlebt hatte, die nicht einmal mir galt?

»Wir sind davon ausgegangen, dass sich die Lage bald beruhigen würde – dann wollten wir sie zurückholen und euch wie richtige Schwestern gemeinsam großziehen«, sagte meine Mutter flehentlich. »Aber es wurde immer schlimmer. Es ging so weit, dass wir Attentäter unter jenen fanden, die sie heiraten wollten. Wir hielten es für das Klügste, abzuwarten, bis sie sicher wieder zu Hause war, ehe wir es dir erklärt, um deine Schwester unterwegs nicht zu gefährden, aber durch deine Ungeduld und Prinz Garretts verfrühtes Eintreffen ...« Sie streckte die Hand aus, und ich wich zurück, weil ich ihre Berührung nicht ertragen hätte.

Garrett lief so hektisch auf und ab, dass ich aus den Augenwinkeln nur verschwommene, abrupte Bewegungen wahrnahm. »Wo ist die Prinzessin?« Er fuhr herum und blieb stehen. »Man hat mir die Prinzessin vom Roten Mond versprochen. Wo ist sie?«

Bei Garretts gefühllosen Worten wurde Vaters Haltung steif. »Sie ist in Sicherheit«, antwortete er kühl. »Wir haben bereits heute Nachmittag unseren Kanzler entsandt, der sie abholen wird.«

Hilf mir der Himmel, dachte ich, als mir eiskalt wurde. Es stimmte also. Und Kavenlow hatte es gewusst. Er hatte es gewusst und mir nichts davon gesagt. Ich fühlte

mich betrogen und in einer Falle gefangen. Ich wollte davonlaufen, wusste aber nicht, wohin. Alles war eine Lüge gewesen, einfach alles: die teuren Kleider, die Privilegien, mein ganzes Leben. Ich war das unerwünschte Kind einer Bettlerin. Man hatte mich gekauft und bezahlt. Und Kavenlow, die einzige Seele, der ich meine geheimen Wünsche anvertraute, hatte das gewusst und mich eine Lüge leben lassen. Er hatte zugeschaut, wie ich mich zur Närrin machte.

Mein Vater schob sich zwischen Garrett und mich. »Die Verbindung zwischen Costenopolis und Misdev wird wie geplant in sechs Monaten stattfinden«, erklärte er bestimmt. »Ich entschuldige mich für das Missverständnis. Es war nicht unsere Absicht, Euch zu täuschen. Ihr habt eine Braut, Prinz Garrett, dieselbe Braut, mit der Ihr seit einem Jahr Briefe wechselt.«

Ich glaubte, gleich in Ohnmacht zu fallen. Irgendwie bekam ich nicht genug Luft. Wer hatte dann die Briefe bekommen, die ich geschrieben hatte? Waren die Briefe, die ich erhalten hatte, überhaupt echt?

Garrett war wieder auf und ab gegangen und blieb nun am Bassin stehen. »In sechs Monaten ist die Schifffahrts-Saison vorüber«, brummte er. »Wie weit weg ist sie denn?«

Ich starrte ihn an und hörte die Worte, ohne sie jedoch zu begreifen.

Mutter presste die Lippen zusammen und war auf einmal ganz die strenge Beschützerin. »Das ist für Euch nicht von Belang«, erklärte sie kühl. »Unser Kanzler bringt sie schnellstmöglich hierher.«

»Wer weiß sonst noch Bescheid?«, fragte Garrett barsch. »Wer weiß, dass dieses Weib da aus der Gosse kommt?«

Meine Augen weiteten sich, und ich krallte mich an den Armlehnen fest. Ich würde in Ohnmacht fallen. Ganz sicher. Vaters Kiefer spannte sich, und seine runden Wangen färbten sich rot. »Treibt es nicht zu weit, Prinz Garrett!«

»Wer noch?«, beharrte Garrett laut. »Ich habe ein Recht, das zu wissen!«

Mein Vater stand stocksteif da. »Abgesehen von uns und der Kronprinzessin? Der Kanzler.«

»Niemand sonst?«, bohrte er mit gerunzelter Stirn nach. »Nicht einmal die Leute, die sie bedienen?«

»Nein«, antwortete Mutter. »Kanzler Kavenlow hat ihnen nichts gesagt. Der Kronprinzessin selbst wurde ihre wahre Abstammung erst kürzlich enthüllt, damit sie Eure Briefe selbst beantworten konnte.«

»Ich bin nicht die Prinzessin«, flüsterte ich, als der Albtraum für mich allmählich in Wirklichkeit überging.

»Nein, Liebes.« Mutter wandte sich mir zu.

»Ich werde Prinz Garrett also nicht heiraten?« Irgendwie klang meine Stimme flehentlich, als würde mir diese Hochzeit etwas bedeuten. Doch von meiner Welt war in diesem Augenblick nicht mehr viel übrig, und ich versuchte, auf dem aufzubauen, was ich hatte. Es war, als wollte man aus trockenem Sand eine Burg bauen. Alles rutschte sofort wieder weg.

»Nein.« Sie kniff die Augen zusammen. »Und ich danke Gott dafür.« Garrett sog scharf den Atem ein und wirbelte herum. Auf seinen glatten Wangen zeichneten sich rote Flecken ab. Das Gesicht meiner Mutter war grimmig vor beherrschter Wut. »Ihr sprechst wie eine Schlange, Prinz Garrett«, sagte sie. »Eure schönen Worte sollen ahnungslose Opfer einlullen. Ihr drängt viel zu begierig darauf, die Hochzeit zu beschleunigen, und hüllt

Eure Gier in falsche Sorge um Eure Braut. Wir werden uns an die Vereinbarungen halten, doch ich bezweifle, dass meine leibliche Tochter jemals das Bett mit Euch teilen wird.«

Offenkundig überrascht fuhr Vater auf: »May?«

»Er nennt Tess ein Weib aus der Gosse«, erwiderte sie und wies mit einer zornigen Geste auf Garrett. »Er will nur den Ruhm und Reichtum, den die Prophezeiung verspricht.«

Garrett packte das Heft seines Schwertes so fest, dass seine Knöchel weiß hervortraten. »Sie ist Abschaum aus der Gosse! Und Ihr habt versucht, sie als die Prinzessin vom Roten Mond auszugeben. Das hättet Ihr bei meinem Bruder niemals gewagt!«

Die Hand ebenfalls am Schwertknauf, baute mein Vater sich vor dem Mann auf, den ich beinahe geheiratet hätte. Er bebte vor unterdrückter Wut. »Es wäre wohl das Beste, wenn Ihr Euch vorerst in Eure Gemächer zurückzieht, Prinz Garrett. Wir werden diese Unterhaltung morgen fortsetzen.« Seine Stimme klang erschreckend kalt.

Garrett hielt dem Blick meines Vaters mit blitzenden grünen Augen stand. »Wie Ihr wollt.« Er wandte sich zu meiner Mutter um. »Euer Hoheit.« Dann machte er auf dem Absatz kehrt und marschierte den Pfad zur Tür entlang.

Ich saß da wie betäubt und blinzelte, den Blick ins Nichts gerichtet, während seine Schritte verklangen. Meine Mutter schlug die Hände vors Gesicht und begann leise zu weinen.

Ich bin nicht die Prinzessin?

4

Ich erwachte vom Quietschen meiner Vorzimmertür. Ich starrte ins Halbdunkel des frühen Morgengrauens, während Heather sich geschäftig an die Arbeit machte und sich bemühte, leise zu sein. Sorge und Anspannung lösten sich ein wenig, und ich streckte die Füße aus und fand die Wärmflasche. Das Wasser darin war beinahe erkaltet, was mir ebenso deutlich wie das Dunkelgrau vor meinem Fenster sagte, dass die Sonne bald aufgehen würde. Noch zu früh für mich, aber nicht für die umherstreifenden, lüsternen Angehörigen meines Hofstaats.

Meine Mundwinkel hoben sich zu einem Lächeln. Heather war sehr scharfsinnig, wenn es um Chancen ging, den Palastmauern zu entkommen. Solange sie nicht schwanger wurde, würden alle ein Auge zudrücken, und ich genoss es, durch sie kleine Abenteuer mitzuerleben. Knöpfe wieder annähen zu müssen, war ein kleiner Preis dafür, ihre Schilderung der vergangenen Nacht zu hören. Ich hoffte nur, dass sie nicht vergessen hatte, weshalb sie überhaupt in die Stadt geschickt worden war.

Meine Vorfreude erlosch. Ich fragte mich, ob Heather mich noch mögen würde, wenn sie erfuhr, dass ich ein Bettlerskind war.

»Heather?«, rief ich und schämte mich so, dass ich beschloss, es ihr erst zu sagen, wenn es unumgänglich wurde. »Was hat dich denn aufgehalten – musste der Schmied vielleicht erst das Erz schmelzen?«

Ein Schuh scharrete über den Boden in meinem Zimmer, und ich runzelte die Stirn. Es roch nach Pferd. Das war nicht Heather.

Vor Angst dröhnte mir der Kopf, als ich im Bett hoch-

schoss und nach dem Messer unter meinem Kopfkissen griff.

»Nein, nein«, sagte eine Männerstimme, und eine dicke, kräftige Hand packte schmerhaft meine Schulter. Ich schnappte nach Luft und wehrte mich, und der Mann fluchte, hielt mir den Mund zu und drückte mich gegen das Kopfende. Ich erstarrte und ließ meinen Dolch unter dem Kissen versteckt, als ich das typische dumpfe Klirren von Stahl an hartem Leder hörte – ein zweiter Mann hatte mein Schlafzimmer betreten.

»Nicht doch, Prinzessin«, sagte der Mann, der mich festhielt. »Siehst du, ich hab dir doch gesagt, dass sie ein braves Mädchen ist. Sie muss nur sehen, worum es geht.«

Der zweite Mann brummte etwas, und sein schwarzer Schemen trat von einem Fuß auf den anderen. Mein Herz hämmerte, und mir war eiskalt. Wo waren meine Wachen? Warum war ich ganz allein?

»Also«, sagte der erste Mann, dessen feuchte Finger vor meinem Gesicht nach Hammel stanken. »Prinz Garret hat uns hergeschickt, wir sollen Euch holen. Ich kann Euch eins über den hübschen Schädel ziehen und Euch tragen, oder Ihr geht brav mit.«

Das sollte eine Wahl sein? »Gehen«, nuschelte ich unter seiner Hand.

Er beäugte mich argwöhnisch und verstärkte den Griff um meine Schulter, bis ich aufschrie.

»Clent«, sagte der zweite, und es klang besorgt. »Mach ihr keine blauen Flecken. Das würde ihm nicht gefallen.«

Die Finger lösten sich, und der Mann trat zurück. Mein Puls raste, und es rauschte in meinem Kopf. Ich wollte meinen Dolch, doch gegen Schwerter würde er nichts nützen. *Wo sind meine Wachen?*

Meine Gesichtszüge erschlafften, und mir stockte der Atem. Garrett hatte den Palast eingenommen. Er hatte genug Männer bei sich, um den Palast zu besetzen! Gott steh uns bei ... Meine Eltern ...

Der Mann vor mir gestikulierte mit der blanken Klinke, und ich stieg hastig aus dem Bett, ehe er wieder nach mir griff. Ich spürte einen Knoten im Magen, richtete mich aber auf und zwang meine Arme, gerade herabzuhängen, obwohl ich sie vor Angst und Kälte am liebsten um mich geschlungen hätte. Der zweite Mann wies auf die Tür, und ich setzte mich taumelnd in Bewegung. Meine Gedanken drehten sich zäh wie wässriger Brei im Kreis, während ich durch mein Vorzimmer ging, eine fremde Wache vor mir, eine hinter mir. Zum ersten Mal fühlte ich mich von Schwestern gefangen gehalten, denn noch nie hatte jemand eines gegen mich gewandt – ich hatte bisher nur erlebt, wie sie zu meinem Schutz gezogen wurden.

Mein Nachthemd konnte nicht verhindern, dass die morgendliche Kälte mir bis unter die Haut kroch, während ich auf nackten Füßen die leeren Flure entlangging. Mit jedem Schritt wuchs meine Angst. Die meisten Lampen waren erloschen, und hin und wieder drangen schwache Rufe und Echos an meine Ohren. Wir erreichten den offiziellen Empfangsraum, ebenso groß und prächtig wie der Bankettsaal. Von hier aus konnte man überallhin gelangen, und ich starre auf einen kleinen Bogengang neben der Empore. *Bitte nicht*, dachte ich. *Nicht den Flur zum Gemach meiner Eltern*. Erleichtert sanken meine Schultern herab, als der Mann vor mir durch den großen Bogengang den Weg zum Wintergarten einschlug.

Hinter den schweren Eichentüren unseres überdachten

Gartens war es wärmer, und an der Innenseite war das Holz beschlagen. Ich konnte die nachtblühende Schlingpflanze riechen, die meine Mutter so liebte, vermischt mit dem Duft der frühen Rosen. Die feuchte Luft legte sich wie Balsam auf mein Gesicht. Und die im Zorn erhobene Stimme meines Vaters zu hören, brachte Erleichterung und Sorge zugleich. »Vater«, flüsterte ich und rannte um den vorderen Wächter herum.

»He! Haltet sie!«, rief jemand.

Ich lief den von Fackeln erleuchteten Pfad entlang und wurde von einer groben Hand zurückgerissen, als ich um die Biegung kam und den Fischteich erreichte. »Mutter!«, schrie ich ängstlich auf und versuchte, die Hand an meinem Arm abzuschütteln, während der Soldat, der mich aufgehalten hatte, sich bei Prinz Garrett entschuldigte. Meine Mutter wurde von einem Misdever Gardisten festgehalten. *Retten uns die Engel*. Er drückte ihr ein Messer an die Kehle.

Mein Blick huschte über den gefliesten Hof. Garrett stand selbstsicher da, einen Fuß auf der Mauer des Bassins neben meiner Partie Könige und Diebe. Mutter stand vor ihm. In ihrem Nachthemd sah sie sehr klein aus, doch ihr Stolz sprach aus dem Zug um ihre Lippen und dem Blitzen in ihren Augen. Zwei Wachen hielten meinen Vater fest. Einer von ihnen hatte einen Bluterguss an der Wange und eine aufgeplatzte Lippe. Vater bäumte sich schwitzend gegen ihren Griff auf. Seine Angst jagte mir einen kalten Schauer über den Rücken. Ich hatte bei meinem Vater noch nie Furcht gesehen. Es war still, nur das Plätschern von Wasser und das erste Zwitschern der Käfigvögel waren zu hören. Am Himmel über dem gläsernen Dach zog grau der Morgen herauf. Hier würde uns niemand hören. Niemand etwas sehen.

»Schön«, sagte Garrett, nahm den Fuß von der Mauer und rückte seinen Uniformrock zurecht. »Jetzt können wir anfangen.«

Ich hielt mich an das Beispiel meiner Eltern und sagte nichts. Sie sahen verletzlich aus, in ihren Nachthemden mit zerwühltem Haar und verschlafenen Gesichtern aus den Betten gezerrt. Sie waren nicht mehr König und Königin, sondern zeigten nur noch das tiefer reichende Band von Mann und Frau. Ich sah ihnen an, wie sehr sie einander liebten und um den jeweils anderen bangten. Und ich wusste, dass auch Garrett das sehen konnte.

Garrett wandte sich an meinen Vater. »Ich werde in dieser Angelegenheit nicht zimperlich sein. Sagt mir, wo die Prinzessin vom Roten Mond ist, oder ich lasse ihr die Kehle aufschlitzen.«

Vor Entsetzen verschlug es mir fast den Atem. »Nein!«, schrie ich. Ich versuchte mich loszureißen, doch meine Knie gaben nach, als die Hand an meinem Arm unerträglich schmerhaft zudrückte.

»Tess, nicht«, sagte meine Mutter, und ihre ruhige Stimme brachte mich zur Vernunft, obwohl ein Messer unterhalb ihres Ohrs blitzte. »Er wird es nicht tun. Sein Vater will keinen Krieg mit uns.«

Garrett zwinkerte meinem Vater höhnisch zu. »Dieses eine Mal sind wir uns einig. Mein Vater ist ein Feigling. Genauso wie mein Bruder. Die Knie würden ihnen zittern, wenn sie wüssten, was ich hier tue.« Er trat einen Schritt auf meinen Vater zu. »Wo ist die Prinzessin vom Roten Mond?«

Vater bäumte sich mit kehligem Ächzen auf. Die Wachen rangen ihn nieder, bis er mit dem Oberkörper auf dem Tisch lag, und drückten ihm die Arme in den Rücken.

»Wenn ich bei eins ankomme, stirbt sie«, sagte Garrett ein wenig keuchend, als er sich vor den Tisch stellte, zwischen meine Eltern.

»Ihr werdet es nicht wagen«, knurrte Vater mit verzerrtem Gesicht, während die Wachen ihn festhielten.

»Fünf«, sagte Garrett, stemmte die Hände in die Hüften und hielt meiner Mutter und mir weiterhin den Rücken zugewandt.

Mit dem Kinn auf der Tischplatte suchte Vater über Garretts Schulter hinweg den Blick meiner Mutter. Man sah ihm die Angst und Verzweiflung deutlich an.

»Sag ihm nichts, Stephen«, bat Mutter furchtlos, obwohl sie mit einem Misdever Dolch an der Kehle da stand. Der Mann, der sie festhielt, hatte weit aufgerissene Augen und einen ängstlichen Blick. Seine Hände zitterten.

»Vier.« Garrett ignorierte sie, ganz auf die Angst meines Vaters konzentriert.

»Sag nichts. Er wird es nicht tun.« Mutters Stimme klang stark und fest.

Garrett rührte sich nicht. »Drei.«

Der Blick meines Vaters schoss von Garrett zu meiner Mutter. »May?«, fragte er mit zitternder Stimme, und die Wachen drückten fester zu, um ihn unten zu halten.

»Stephen. Das ist nur eine leere Drohung«, entgegnete sie immer noch ruhig.

»Zwei«, sagte Garrett abgehackt.

»May?« Vater klang verzweifelt unentschlossen.

»Nicht, Stephen!«

»Eins.«

Das Wort klang ebenso ungerührt wie alle zuvor. Es legte sich schwer auf meine Ohren. Garrett warf den Wachen einen Blick zu und nickte knapp.

Ich stand da wie erstarrt, während der Misdever Gardist den Dolch mit einem seidigen Geräusch quer über den Hals meiner Mutter zog. Ihre Augen weiteten sich. Rotes Blut strömte hervor und tränkte ihr Gewand an den Schultern und der Seite.

»Mutter!«, kreischte ich und erwachte endlich aus meiner Starre. Ich wand mich und kämpfte mit Fingernägeln und Fußtritten. Ich konnte Vater schreien hören und Garretts zornigen Befehl, ihn niederzuhalten. Der Gardist ließ mich los und eilte den anderen zu Hilfe, und ich rannte zu ihr hinüber. Sie war niedergesunken, als der Soldat sie losgelassen hatte.

»Mutter!«, rief ich und fiel auf die Knie, um ihren Kopf in meinen Schoß zu betten. Ihre Augen waren offen, aber ein wenig glasig.

»Tess«, flüsterte sie, doch diese blicklosen Augen sahen mich nicht. »Glaube nicht ... wir hätten dich nicht geliebt.«

»Mutter? Mutter!« Ich blickte hinab. Da war so viel Blut zwischen meinen Fingern. Ich konnte es nicht aufhalten. Ich konnte die Blutung nicht stillen!

Die Anspannung schwand aus ihrem Körper, und sie erschlaffte. Wie im Delirium blickte ich auf. Mein Vater war unter einem ganzen Haufen Gardisten begraben. Ich konnte hören, wie er zornig schluchzend immer wieder den Namen meiner Mutter rief. Garrett stand auf einmal vor uns. »Das kann nicht real sein«, flüsterte ich. »Das kann doch nicht wirklich geschehen.«

Garretts Blick fiel auf mich herab. Er streckte den Arm aus, und ehe ich wusste, wie mir geschah, riss er mich von Mutter fort. Sie sank anmutig wieder zu Boden, als schliefe sie nur, und ihr Blut verfärbte das Moos zwischen den Steinplatten. Mein weißes Nachthemd war

scharlachrot und warm. Garrett stieß mich einem seiner Gardisten in die Arme. »Jetzt ist sie dran«, sagte er leise.

»May.« Vater weinte, während die Männer ihn auf die Füße zerrten. »May. Ihr habt mir meine May genommen.«

Garrett trat vor und schlug meinem Vater mit der flachen Hand ins Gesicht. »Und Euer Gossenflittchen werde ich Euch als Nächstes nehmen, wenn Ihr mir nicht sagt, wo die Prinzessin vom Roten Mond ist.«

Ein Wächter hielt mich fest. Starr vor Angst betrachtete ich meinen Vater. Alles an ihm drückte Trauer aus, er wirkte gebrochen und besiegt. Als der Gardist mich fester packte, sank er in sich zusammen. »Nein«, flüsterte ich. Meine Mutter war tot. Eben war sie noch lebendig gewesen, und jetzt war sie tot. Trauer und Verlust im Blick meines Vaters, als er dem meinen begegnete, trafen mich wie ein Schlag in die Magengrube. Ich rang nach Luft.

Obwohl ich mich beherrschen wollte, schrie ich auf, als der Gardist, der mich festhielt, mir das Messer an die Kehle hielt. Die Klinge war noch rot von Mutters Blut. Er stank nach Schweiß und Angst, und das Messer zitterte an meiner Haut.

Garretts Lächeln wurde breiter, als er meinen Vater widerstandslos im Griff seiner Männer stehen sah. »Sie ist im Nonnenkloster auf der Vogelinsel«, sagte Vater mit brechender Stimme. »Zur Hölle mit Euch. Sie ist im Gebirge, hoch oben auf einem Berg, den man Vogelinsel nennt. Lasst Tess gehen. Bitte ... tut meiner Tochter nichts.«

Garrett beugte sich selbztzufrieden vor. »Seid Ihr auch ganz sicher?«

»Ja!«, rief mein Vater gebrochen. »Ja. Sie ist dort. Ich

schwöre es. O Gott, Ihr habt mir meine May genommen. Sie ist fort.« Er senkte den Kopf, um seine Augen zu verbergen, und sank in sich zusammen.

Garrett gab ein zufriedenes Brummen von sich und bedeutete dem Gardisten, das Messer von meinem Hals sinken zu lassen.

Zitternd rang ich nach Luft. Vater hob leicht den Kopf. Durch das zerzauste Haar, das ihm vors Gesicht fiel, fing er meinen Blick auf. Die einzige Warnung war die plötzliche Spannung in seinem Kiefer.

Brüllend vor Wut schlug Vater nach den Wachen. Ich riss mich los, und schon hörte ich den triumphierenden Ausruf meines Vaters, der einem der Männer das Schwert entwand und es tief in seinen früheren Besitzer stieß.

»Lauf, Tess!«, schrie er und gab ein prächtiges Bild ab, wie er im Nachthemd gegen die Misdever Gardisten focht. Die Weichheit, die ich stets an ihm gesehen hatte, war verschwunden. Er schwang das Schwert und parierte, wirbelte und tanzte in einem Rhythmus, der der Trauer in seinem Herzen ein Ziel und seinen Bewegungen Anmut verlieh. Sein Gebrüll war donnernde Rache, und in seinen Hieben lag die ganze Wucht der Verzweiflung über einen Verlust, den nichts jemals wettmachen konnte. Er stand über seiner gefallenen Liebsten und kämpfte wie verrückt, als könnte er dadurch den Schmerz in seiner Seele lindern. Drei Misdever Wachen fielen, und Garrett runzelte die Stirn.

»Vater!«, schrie ich, als ein Soldat, den Vater schon niedergestreckt glaubte, ihn von hinten mit dem Schwert durchbohrte.

Vater wankte. Entsetzt sah ich zu, wie der zweite noch stehende Soldat in weitem Bogen sein Schwert schwang, das wie eine Axt in Vaters Hals fuhr. Mit einem Schmer-

zenslaut entwich die Luft aus ihm, und er hob die Hände. Blut floss ihm über die Finger. Mit verwirrter Miene sank er erst auf den Tisch, dann auf den Boden hinab. Seine ausgestreckte Hand berührte meine Mutter, und er regte sich nicht mehr.

»Nein!«, schrie Garrett, das angenehme Gesicht zu einer hässlichen Fratze verzerrt. »Du hast ihn getötet! Ich brauchte ihn lebend!«

»Er hat mich angegriffen, Prinz Garrett«, jammerte der Mann kläglich. »Er hat Terrace getötet.«

»Du verfluchter Narr!«, brüllte Garrett und versetzte ihm eine so heftige Ohrfeige, dass der Mann taumelte. »Er hätte die Abstammung der wahren Prinzessin bestätigen müssen!«

Der Mann wich stolpernd zurück und blieb dann bleich und zitternd stehen. Der Gardist, der mich festhielt, verstärkte seinen Griff. Mit hämmerndem Herzen hörte ich, wie die Tür geöffnet wurde, und Schritte kamen den Pfad entlang. Garrett runzelte finster die Stirn. Er zog mich von meinem Wächter weg und sagte zu ihm: »Töte ihn.«

Der Mann, der meinen Vater ermordet hatte, erstarrte. Stumm öffnete und schloss er den Mund.

»Tut mir leid, Kent«, sagte der andere Soldat und zog sein Schwert. »Lieber du als ich.«

Ich wandte mich ab, doch nun ruhte mein Kopf an Garretts Brust. Ich versuchte ihn wegzustoßen, aber er zog mich an sich. Mir stockte der Atem, als ich das Geräusch einer Klinge hörte, die auf Knochen traf. Ich schloss die Augen und fürchtete, mich gleich übergeben zu müssen.

»Du bist schuld an seinem Tod«, flüsterte Garrett so nah, dass sein Atem mein Haar bewegte. »Und der letzte

da? Er ist auch so gut wie tot. Die echte Prinzessin kann ich jetzt nicht gebrauchen. Wer würde mir schon glauben? Jeder, der weiß, wer du wirklich bist, wird sterben. Ich gratuliere. Du bist hiermit wieder von königlichem Geblüt.«

Von Grauen erfüllt, versuchte ich, mich ihm zu entwinden. Er hielt mich fest, und er war viel stärker als ich. Schluchzend trat ich ihm auf den Fuß, und als seine Hand meinem Gesicht zu nahe kam, biss ich ihn.

»Kleine Schlampe!«, rief Garrett und stieß mich in Richtung des letzten Gardisten.

Ich prallte hart gegen ihn und schrie auf, als der Mann mich brutal bei den Armen packte. »Verflucht sollt Ihr sein, Garrett«, spie ich aus. Finstere Wut malte sich auf Garretts Zügen, als er seine Hand untersuchte. Es war die Schwerthand, und ich hatte ihn blutig gebissen. »Ich werde noch mehr von Eurem Blut fließen sehen, ehe ich sterbe. *Das verspreche ich Euch!*«, stieß ich hitzig und in rasendem Zorn hervor. Ich brachte es nicht über mich, meine Eltern anzusehen; wenn ich mir diese Wahrheit vor Augen führte, würde ich zusammenbrechen.

Garrett trat dicht vor mich hin. Seine grünen Augen blickten ganz gelassen drein, als er weit ausholte und mir mit der flachen Hand ins Gesicht schlug. Auf meiner Wange explodierte eine so unerwartet heftige Pein, dass ich sie im ersten Augenblick kaum als Schmerz erkannte. Ich schwankte, und sein Schlag hätte mich zu Boden geschleudert, wenn der letzte Gardist mich nicht so fest gepackt hätte.

»Halt sie ruhig«, brummte Garrett, als zwei Soldaten um die Ecke kamen. Mit brennender Wange betrachtete ich die beiden und versuchte zu begreifen, was hier geschah. Es gelang mir nicht.

Der ältere Mann blieb stehen, als er das Blutbad entdeckte, und wurde hinter seinem ergrauten Bart aschfahl. Der andere würdigte die grausige Szene nur eines raschen Blickes. Er war bisher der einzige Misdever Soldat, der in meinen Augen auch wie einer aussah, weder zu alt noch zu jung.

Er nahm den auffälligen Hut mit den langen, geschwungenen schwarzen Federn ab und blieb völlig ungerührt neben dem Prinzen stehen. Er trug eine schwarze Schärpe um die schmale Taille, die bei den anderen Wachen fehlte, und ich vermutete, dass es sich um den Hauptmann von Garretts Garde handeln könnte. Er war gut einen Kopf größer als der Prinz, kräftig und breitschultrig und im besten Alter.

»Ihr sagtet doch, Ihr würdet sie nicht töten«, bemerkte der Hauptmann. Sein Blick blieb an mir hängen. Ich war als Einzige im Raum unverletzt, denn das Blut an meinem Nachthemd und meinen Händen stammte offensichtlich nicht von mir. Meine Augen weiteten sich ob seines dreisten Blicks.

»Eure Männer haben das getan«, erwiderte Garrett barsch. »Und ich brauche weder einen König noch eine Königin, nur eine Hochzeit. Wir haben alle äußeren Garnisonen eingenommen. In sechzehn Tagen werden meine übrigen Männer hier sein, dann gehören uns auch die Stadt und der Hafen. Bis dahin halten wir nur den Palast besetzt und machen weiter, als sei nichts geschehen. Meint Ihr, dass Ihr dieser Aufgabe gewachsen seid – Hauptmann Jeck?«

Meine Augen weiteten sich, als ich begriff. Garrett wollte mich als die echte Prinzessin ausgeben. Er würde ... er würde auch Kavenlow ermorden!

Garrett schnippte sich das blonde Haar aus den Au-

gen und betrachtete stirnrunzelnd das Blut auf seinem Uniformrock: »Haben Eure Männer es endlich geschafft, die letzten Gardisten zu finden?«, fragte er und zog die Jacke aus. Das Seidenhemd darunter hatte Schweißflecken.

»Ja, Prinz Garrett.« Es war eine sehr knappe Antwort, und ich hörte förmlich Jecks Frustration darüber, dass er sich von einem so jungen Mann solche Unverschämtheiten gefallen lassen musste.

Garretts Lächeln verwandelte seine angenehmen Züge in eine Karikatur. »Schön. Endlich hat jemand etwas richtig gemacht. Sperrt sie in ihre eigenen Verliese. Wir können sie später als Ruderer gebrauchen.«

Ich stand da wie unter Schock. Meine Hochzeitspläne waren nichts als eine List gewesen. Garrett warf einen Blick auf mich und rieb sich die gebissene Hand. »Sind ihre Gemächer durchsucht worden?«

Jeck nickte. Einem kleinen Teil von mir fiel auf, dass seine Stiefel ebenso gut gefertigt waren wie Garretts, aber sie waren schwerer.

»Dann bringt sie dorthin«, sagte Garrett. »Und stellt jemanden vor ihre Tür. Und wenn das Ende der Welt hereinbrechen sollte, ich will sie gut bewacht haben. Ist das klar, Hauptmann?«

»Ja, Prinz Garrett.« Unterdrückte Wut lag in Jecks Tonfall. »Und die Leichen?«

Garrett war an das Spielbrett getreten, und sein aufgeregter Atem beruhigte sich, während er die verrutschten Spielfiguren betrachtete. Vaters sorgsam durchdachte Pläne, mich in die Falle zu locken, waren durchkreuzt worden, das Brett während der Metzelei beiseitegestoßen. »Begrabt sie im Park«, sagte er und richtete eine Figur auf dem falschen Feld wieder auf. »Alle.«

Mir drehte sich der Magen um. Einfach vergraben, ohne Gedenksteine, ohne Bestattungsriten.

»Und, Jeck«, sagte Garrett beiläufig. »Ich will, dass dieser Kanzler aufgespürt wird. Er ist unterwegs zu einem Berggipfel namens Vogelinsel.« Der Prinz stupste einen Bauern, der auf der Grenzlinie stand, in die Mitte eines schwarzen Quadrats. »Sobald er in Begleitung einer Frau mit glattem, blondem Haar von dort aufgebrochen ist, werden die beiden getötet, und alle, die bei ihnen sind.«

»Ja, Prinz Garrett.«

Mein Puls begann zu rasen. Ich hatte es ja gewusst, aber es laut ausgesprochen zu hören, machte den Schrecken real.

Garrett trat auf die andere Seite des Spielbretts und griff nach einer schwarzen Figur. »Ritter schlägt Bauern«, sagte er und musterte mich, während er die geschlagene Figur vom Brett nahm und beiseitestellte.

»Ihr seid Werftschleim«, sagte ich in dem Wissen, dass ich ohnehin nur so lange am Leben bleiben würde, wie er mich brauchte. »Ihr seid die Algengrütze, die wir von unseren Bootsrümpfen schaben und in die Schohgruben werfen. Verhungernde Wölfe würden Euch nicht fressen. Man wird Euch die Eingeweide durch die Nase herausziehen. Ihr –«

Mit drei Schritten war Garrett bei mir. Ich riss die Augen auf und schnappte nach Luft, als er sein Schwert zog. Panisch versuchte ich, mich zu entwinden. Die Hände des Gardisten, der mich festhielt, zuckten und erschlafften. Ich riss mich los und lief in Richtung Tür.

»Haltet sie!«, hörte ich hinter mir.

Ich stürzte, als mir die Füße weggezogen wurden. Ich rollte mich hastig herum und verdrehte den Oberkörper.

Meine Handwurzel traf auf etwas. Ich hörte einen grunzenden Schmerzenslaut, und dann wurde ich auf die Füße gezerrt. Es war Jeck, der Hauptmann der Garde. Er hob mich hoch, so dass meine Füße in der Luft hingen. Mein Herz hämmerte, und ich erstarrte, als seine Hände sich schmerhaft in meine Arme gruben. Der hier würde mir doppelt so wehtun, wenn ich mich wehrte.

Vom Boden her war ein feuchtes Husten zu hören. Mein Blick schoss von Jecks Gesicht hinunter auf die Steinfliesen. Ich sog erschrocken den Atem ein und konnte den Blick nicht mehr losreißen. Der Gardist hatte mich losgelassen, weil Garrett ihn mit dem Schwert durchbohrt hatte. Der junge Wächter wand sich auf dem Boden, und sein Blut rann über die Schieferplatten, als er unter verzweifeltem Röcheln versuchte, sich aufzurichten. Schließlich wurde er still.

»Das war der beste Mann, den ich hatte!«, rief Jeck verärgert. »Warum?«

»Ich brauche mich Euch gegenüber nicht zu rechtfertigen.« Zornesröte verbarg Garretts Sommersprossen. »Schafft sie auf ihr Zimmer.«

Jeck hielt mich fest, während Garrett sein Schwert abwischte und wieder in die Scheide steckte. Der Prinz von Misdev ging an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen, und die finster gerunzelten Brauen verwandelten sein jungenhaftes Gesicht in eine hässliche Maske.

»Lasst mich los!«, forderte ich, als Jeck mich hinter Garrett herzog. Ich versuchte, seine Finger von mir zu lösen, doch Jeck stieß mich bereits durch die Tür und taumelnd den Flur entlang. Es war still, und nur ein Misdever Gardist hielt Wache. Mit leisem Scharren folgte der alte Soldat uns nach draußen und schloss die Tür zum Wintergarten.

Garrett verschwand eben um die Ecke, flankiert von zweien seiner Männer. Ich wand mich und trat Jeck kräftig auf den Fuß. Er stöhnte und drückte die Finger um meinen Arm zusammen. Ich hielt abrupt still. Als sich sein Griff lockerte, rammte ich ihm den Ellbogen in den Bauch, und zischend entwich die Luft aus seiner Lunge. »Halte sie«, japste Jeck, und der alte Gardist packte mich bei den Schultern.

»Zappeliges kleines Ding, was?«, sagte er und jaulte auf, als ich nach ihm schlug, doch ich wurde zurückgerissen, ehe ich seine Augen erreichen konnte. Der dritte Mann lachte, bis Jeck ihm bellend Ruhe befahl.

Jeck verdrehte mir die Arme auf den Rücken und fesselte meine Handgelenke mit dem schwarzen Tuch, das er um die Hüfte getragen hatte. »Lasst mich los!«, forderte ich, während mir der Schmerz in meinen Schultern Tränen in die Augen trieb. Meine Hände waren klebrig vom Blut meiner Mutter. Es fühlte sich grässlich an.

»Haltet still«, brummte Jeck, zerrte mich grob herum und warf mich umstandslos über seine Schulter.

Empört trat ich mit den nackten Füßen um mich. Jeck rückte mich mit einem leichten Hüpfer zurecht, als wäre ich ein Sack mit gesalzenem Fisch. Seine Schulter bohrte sich in meinen Bauch, und ich rang nach Luft. »Lasst den Raum säubern«, befahl Jeck knapp. »Begrabt die Leichen im Park. Aber tief genug, damit die Hunde sie nicht ausbuddeln. Ich komme allein mit ihr zurecht.«

»Ich sagte ... Ihr sollt mich ... loslassen«, keuchte ich und spürte, wie mein Gesicht rot anlief, während Jeck den Flur entlangmarschierte. »Lasst mich herunter. Ihr seid ein Feigling. Der Lakai eines rückgratlosen, erbärmlichen Mannes. Garrett ist Seetang, der sich an meinem

Kiel verfangen hat. Er wird Euch ebenso leicht töten wie diesen Soldaten. Er ist ein räudiger Köter, ein -«

Jeck ging um die Ecke und ließ mich von seiner Schulter auf den Boden rutschen. Ich schrie vor Schreck leise auf, als ich von ihm herunterglitt, und konnte mich gerade noch fangen, ehe ich hinfiel. Der Flur war menschenleer, und ich wischte ängstlich bis an die Wand zurück, als Jeck sich vor mir aufbaute. Seine Arme waren so kräftig bemuskelt, als hätte er sein Leben lang Netze aus dem Wasser gezogen. Seine braunen Augen wirkten kalt, und unter dem kurz gehaltenen Bart war sein Kiefer angespannt. Er roch nach Pferd, und Mutters Blut von meinem Nachthemd hatte einen Fleck auf seiner Schulter hinterlassen. »Warum hat er meinen Mann getötet?«, fragte er flüsternd.

»W-wie bitte?«, stammelte ich, und vor lauter Überraschung hätte ich meine Angst beinahe vergessen. Er griff nach mir, und ich schnappte nach Luft, als er mich gegen die Wand drückte. Die Steine in meinem Rücken waren kalt.

»Warum hat Prinz Garrett meinen besten Schwertkämpfer getötet?«, wiederholte er.

Mein Kinn zitterte. Ich war nicht die echte Prinzessin. Falls sich das herumspräche, würde Garrett mich ermordet und die echte Prinzessin für seine Pläne benutzen, trotz aller Schwierigkeiten, die ihre mangelnde Glaubwürdigkeit aufwerfen würde.

Jeck erkannte meine Angst, schüttelte mich und stieß mich wieder gegen die Wand. Ich biss mir auf die Lippe, um nicht aufzuschreien, als meine Schulter schmerhaft gegen den Stein prallte. Jeck sah aus, als sei er nur ein paar Jahre älter als ich. Er musste ungeheuer brutal sein, wenn er so schnell zum Hauptmann aufgestiegen war.

»Sagt es mir, Prinzessin«, flüsterte er und blickte den Flur auf und ab. »König Edmunds zweiter Sohn ist leichtsinnig. Ehrgeizig, aber leichtsinnig. Ich will dies hier lebend überstehen. Wenn mir Eure Antwort gefällt ... lasse ich Euch entkommen.«

Hoffnung und Vernunft rangen miteinander. Die Hoffnung siegte. »Prinz Garrett hat ihn getötet, weil der Mann wusste, dass ich ... nicht die Kronprinzessin bin«, stammelte ich.

Jecks Miene erstarrte. Ich spürte drei pochende Herzschläge, und dann hauchte er: »Die echte Prinzessin ist auf dem Weg hierher, von diesem Berg. Da soll doch der Teufel meine Seele holen. Wer weiß sonst noch davon?« Ich sagte nichts, und er schüttelte mich, bis mir der Kopf nach hinten geschleudert wurde. »Wer noch?«, drängte er.

»Der Kanzler und die wahre Prinzessin«, platzte ich verängstigt heraus. Ich wartete und hielt hoffnungsvoll den Atem an. Er erkannte meine unausgesprochene Frage und schüttelte den Kopf. Verzweiflung überkam mich. Er würde mich nicht gehen lassen. »Nein! Bitte!«, flehte ich, als er mich um die Taille packte und erneut über seine Schulter warf.

Ich weinte und fluchte und schlug ihm die übelsten Beleidigungen um die Ohren, die ich je auf den Kais gehört hatte. Er ignorierte mich und geriet nicht einmal außer Atem, als er mich die zwei Treppen zu meinen Gemächern hinauftrug. Vor meiner Tür standen zwei Gardisten, die ich nicht kannte, und einer von ihnen hielt uns die Tür auf. Jeck schleuderte mich auf den Boden meines Salons. Mit einem Schrei schlug ich auf dem Teppich auf. Die Tür wurde zugeschlagen. Schluchzend wand ich mich in den Fesseln, bis ich die blutigen, klebrigen Hände frei hatte.

»Feigling!«, brüllte ich und schleuderte einen leeren Krug gegen die Tür, noch ehe ich ganz aufgestanden war. Er zersprang in sechs Teile. Ich rannte zur Tür und schloss sie von innen ab. Dann wirbelte ich herum und ließ den Blick durch den leeren Raum schweifen, der nun mein Gefängnis war. Hier gab es nichts, was mir helfen könnte. Ich gab auf, warf mich auf das Sofa und weinte.

Er hatte die Menschen ermordet, die ich meine Eltern nannte. Er würde Kavenlow ermorden. Und ich konnte nichts dagegen tun.

5

Ich stand vor meinem Spiegel im Vorzimmer und zerrte an dem Rock auf meinen schmalen Hüften, damit der Saum den Boden erreichte. Das graue Kleid, das ich trug, war zu kurz, aber dieses Kleid und mein roter Unterrock waren die einzigen Kleidungsstücke, die ich ohne Heathers Hilfe anziehen konnte. Beim Gedanken an sie schloss ich kurz die Augen. Ich hoffte, dass sie sicher bei ihrem jungen Mann jenseits der Mauern war. Das Haupttor war von meinem Fenster aus nicht zu sehen, aber was ich vom Palastgelände und den Dorfstraßen erkennen konnte, sah ganz normal aus. Anscheinend hatten die Leute noch nicht einmal bemerkt, dass der Palast erobert worden war.

Ich sank auf dem Stuhl vor dem Spiegel zusammen, die Ellbogen auf dem Frisiertisch – und wartete. Die Nachtluft kroch in mein Zimmer, und ich bekam eine Gänsehaut. Ich scherte mich nicht darum. Ich blickte auf und sah im Feuerschein, dass meine Augen rot gerändert waren und elend dreinblickten. Mein Magen knurrte, und

ich wandte mich ab – ich war zornig, weil mein Körper einfach weitermachte, obwohl meine Seele gestorben war. Vorhin hatte ich die Mahlzeit, die der Misdever Gardist mir gebracht hatte, aus dem Fenster geworfen aus Sorge, sie könnte vergiftet sein. Im Nachhinein fand ich, ich hätte es ruhig riskieren können. Garrett brauchte mich lebend, bis er sicher war, dass Kavenlow nicht plötzlich mit der echten Prinzessin auftauchte.

»Kavenlow«, flüsterte ich heiser und zog die Schultern hoch, weil ich mich so völlig verraten fühlte. Er hatte gewusst, dass ich ein Findelkind war, und er hatte mir nichts gesagt. Der Kanzler hatte mehr Zeit für mich gehabt als meine Eltern und mich im Grunde großgezogen. Immer hatte er für Abwechslung und einen Zeitvertreib gesorgt, wenn alle anderen zu beschäftigt gewesen waren. *Und seine Fürsorge war eine Lüge*, dachte ich verbittert. Ich hatte ihm vertraut, ihn geliebt wie einen zweiten Vater. Auf meine Eltern konnte ich nicht zornig sein. Sie waren tot. Das Blut pochte mir in den Schläfen, und ich hielt den Atem an. Ich würde nicht weinen. Beim ersten Mal hatte ich den ganzen Nachmittag gebraucht, bis ich wieder damit aufhören konnte.

Mit zitternder Hand griff ich nach der Bürste. Nachdem ich mich den ganzen Tag lang in Selbstmitleid gewälzt hatte, waren meine Wangen nun fleckig und mein Haar völlig wirr und verknotet. Hin und wieder ziepte es schmerhaft, wenn ich mit der Bürste an meinen Locken zerrte, aber ich fand das angenehm. Es erinnerte mich daran, dass ich noch irgendetwas anderes spüren konnte als Trauer und tiefste Enttäuschung.

Mein Spiegelbild ergraute in der Dämmerung, als ich begann, sorgfältig mein Haar zurechtzumachen. Es sah ganz so aus, als würde ich mit Garrett zu Abend essen;

dafür waren ein paar besondere Vorbereitungen nötig. Ich schniefte wenig damenhaft, türmte meine Locken auf dem Kopf auf und schnürte sie mit einem schwarzen Band zu einem Knoten zusammen. Ich wünschte mir das passende schwarze Kleid dazu. Vorsichtig ließ ich den Haarknoten los, zog mein Haarnadelkissen zu mir heran und nahm einen meiner dekorativen Pfeile heraus. Ich warf einen Blick zur Tür und berührte die flache Seite der Pfeilspitze mit der Zunge. Sie wurde sofort taub. Da ich nun sicher sein konnte, dass das Gift noch wirksam war, steckte ich die »Haarnadel« in den Knoten.

Ich hatte mich noch nie mit meinen Pfeilen verteidigen müssen, doch ich wusste aus eigener Erfahrung, was das Gift anrichtete. Kavenlow hatte die letzten sieben Jahre darauf verwandt, mich an das Gift zu gewöhnen, so dass ich es kaum noch bemerkte, wenn ich mich einmal versehentlich an einer Pfeilnadel stach. Anfangs waren die Krämpfe und die Übelkeit sehr beängstigend und schmerhaft gewesen, bis ich schließlich in Ohnmacht fiel; danach hatte ich mich tagelang elend und schwach gefühlt, bis mein Körper die Fähigkeit entwickelt hatte, die Wirkung des Giftes rasch abzuschütteln. Selbst heute noch wurde mein linkes Bein ein wenig lahm, wenn ich müde war. Jedes einzelne Mal hatte ich mein Leben aufs Spiel gesetzt. Ein weiterer Beweis dafür, dass ich für Kavenlow nur ein Bauer war, gekauft und geopfert, um die echte Prinzessin zu schützen. Retten mich die Engel, was war ich für eine Närrin.

Ich wandte mich wieder meinem Haar zu und stellte fest, dass nur vier der Nadeln von gestern noch gut waren. Die letzte hatte einen Sprung bekommen und war ausgetrocknet. Ich warf sie ins Feuer und schob auch die Überreste meines Nachthemds, das mit Mutters Blut ge-

tränkt war, in die Flammen. Ich hatte versucht, mich zu waschen, aber da ich nur einen kleinen Krug Wasser hatte, waren klebrige Reste an meinen Händen und Beinen zurückgeblieben. Ich weigerte mich, meine zitternden Finger anzusehen, denn ich wusste, dass sich in den kleinen Ritzen und unter den Nägeln noch hässliche schwarze Flecken gehalten hatten.

Ich biss mir auf die Zähne, um meine Trauer zurückzuhalten, und schloss mein leeres Schmuckkästchen. Garretts Wachen hatten meine Gemächer geplündert und nicht nur meinen Schmuck gefunden, sondern auch meine Bullenpeitsche, das Messer unter meinem Kopfkissen, die Handvoll schmuckloser, schlichter Pfeile, die ich zum Üben benutzte, und das Seil, an dem ich mich aus dem Fenster nach draußen stahl, wenn der Mond voll war und ich im Garten spazieren gehen wollte.

Ich blieb vor dem Kamin stehen, befühlte mein Blasrohr und überlegte, ob man es als Waffe erkennen würde – am Ende könnten sie mir dann auch noch meine Haarnadeln wegnehmen. Das wollte ich nicht riskieren, also brach ich das hölzerne Röhrchen entzwei und warf es ins Feuer. Ich würde eben nah genug an Garrett herankommen müssen, um ihn direkt mit einem Pfeil zu berühren. Das würde vermutlich keine große Herausforderung sein. Ich war sicher, dass er bald kommen würde – um sich an meiner Hilflosigkeit zu weiden.

Ich schloss die Augen, als mich ein unerwarteter Schmerz durchfuhr. *Sie waren nicht meine richtigen Eltern*, sagte ich mir. Sie hatten mich benutzt, mich in der Stadt gekauft wie ein Pferd oder einen Hund. Doch noch während ich das dachte, wusste ich, dass ich ihr Kind gewesen war, ob Mutter mich nun geboren oder gekauft hatte. Sie hatten mich geliebt.

Es schnürte mir die Kehle zu, und ich zwang mich, tief Luft zu holen. Garrett hatte sie ermordet. Heute Abend würde ich mich rächen; Garrett würde als Leichnam nach Hause zurückkehren, begleitet von einem Brief, der mein Bedauern ausdrückte und den Attentätern, die uns plagten, die Schuld an Garretts Tod gab. Kavenlow würde wohl vermuten, was tatsächlich geschehen war, doch das war mir gleich. Tränen brannten in meinen Augen und verursachten mir Kopfschmerzen, weil ich mich standhaft weigerte zu weinen. Ich hatte geglaubt, dass Kavenlow mich gern hatte. Aber alles war eine Lüge. Alles.

Die drohenden Tränen lösten sich augenblicklich auf, als ich einen Schlüssel im Türschloss hörte. Erschrocken fuhr ich herum, und Jeck platzte ohne jede Ankündigung herein. Hinter ihm auf dem von Fackeln erleuchteten Flur standen zwei Wachen. Er steckte den Schlüssel in eine Innentasche. »Euer Hoheit«, sagte der imposante, breitschultrige Mann gedehnt, und mein Herz begann zu hämmern.

»Klopft an, ehe Ihr meine Gemächer betretet«, befahl ich und fuhr mir hastig mit dem Handrücken über die Augen. »Ich mag eine Gefangene in meinem eigenen Palast sein, aber ich bin immer noch die Prinzessin.« Ich schöpfte eine Art falscher Kraft daraus, dass er mich als solche würde behandeln müssen, obwohl er die Wahrheit kannte.

»Pardon, mein Fehler«, sagte er und lächelte. Diese Reaktion wirkte aufrichtig, und ich wusste nicht recht, was ich davon halten sollte. Den pomposen Hut mit den übertrieben großen, schwungvoll herabhängenden Federn trug er diesmal nicht, und ich fand, dass er ohne das Ding besser aussah. »Prinz Garrett wünscht mit Euch zu speisen«, fuhr er fort und blieb mit den Händen im Rücken

locker, aber korrekt stehen. »Ich werde Euch hintragen, falls Ihr Euch weigern solltet. Aber vielleicht möchtet Ihr lieber laufen. Er wird Euch zweifellos einen Antrag machen, und da wollt Ihr doch gewiss besonders hübsch aussehen.« Er zögerte und runzelte die Stirn. »Habt Ihr nichts Schöneres anzuziehen?«, fragte er.

Mir blieb der Mund offen stehen – teils aus Zorn, teils aus Verlegenheit. »Wenn dieser Misdever Köter mir meine Bediensteten gäbe, könnte ich anständig gekleidet erscheinen«, erwiederte ich steif. »Sagt ihm das – wenn er eine richtige Prinzessin haben will, muss er mich auch mit dem Notwendigen ausstatten. Als Erstes sollte er seine Wachen durchsuchen, dann könnte ich auch wieder meinen Schmuck tragen.«

Ein Lächeln hob Jecks Mundwinkel, erlosch jedoch gleich wieder. »Prinz Garrett hat Euren Tand«, erklärte er. »Sagt es ihm also selbst.«

Er griff nach meiner Schulter, und ich zuckte zurück. Verärgert packte er erneut zu, und seine Finger in den weichen Lederhandschuhen bohrten sich schmerhaft in meine Schulter. Meine Empörung darüber, dass er es wagte, mich anzufassen, kämpfte gegen die Vernunft, und ich hielt still, als er sich so herumdrehte, dass die Wachen auf dem Flur sein Gesicht nicht sehen konnten. »Ich habe außerdem ein Messer unter Eurem Kopfkissen, Pfeile und eine Peitsche gefunden und genug Seil, um einen Bullen zu fesseln«, raunte er, und eine unverhohlene Frage lag in der leisen Stimme und seinen braunen Augen. Im Kerzenschein hatten sie die Farbe satter Erde, mit goldenen Sprenkeln. »Es ist eher ungewöhnlich, dass eine Prinzessin die Kunst der Verteidigung beherrscht«, hauchte er, so dass eine lose Strähne meines Haars mich am Hals kitzelte.

»Aber ich bin ja auch keine Prinzessin, nicht wahr?«, entgegnete ich flüsternd und schüttelte mit pochendem Herzen seine Hand ab.

»Das habe ich bereits gehört.« Ein argwöhnischer Tonfall ließ seine Stimme düster klingen, und seine Hand ruhte am Schwertknauf, während er mich von oben bis unten musterte. »Raus«, befahl er.

Ich drapierte mir den schwarzen Stoff, mit dem er mir die Hände gefesselt hatte, über die Schultern wie ein Trauertuch, blies meine Kerze aus und ging vor ihm hinaus. Der Flur war dunkler als gewöhnlich, nur jede zweite Fackel brannte. Wir begegneten niemandem, während Jeck und zwei Gardisten mich durch die stillen Flure geleiteten. Mir war kalt. Ich lief neben Jeck einher und fragte mich, warum er den beiden Wachen befahl, langsamer zu gehen, als er bemerkte, dass ich kaum mit ihnen Schritt halten konnte. Er wusste doch, dass ich nicht die Prinzessin war. Weshalb machte er sich dann die Mühe, freundlich zu sein?

Allmählich bekam ich den Eindruck, dass es Jeck gleichgültig war, ob Garrett mit seinen Plänen, sich Mutters Land anzueignen, Erfolg hatte oder nicht. Für mich sah es so aus, als würde Jeck abwarten, als ritte er nur auf den Wellen, bis er sicher wusste, in welche Richtung der Wind drehen würde. *Wartet er gar darauf, dass Garrett einen Fehler macht?*

Meine Gedanken wirbelten im Kreis herum, als wir den Bankettsaal betraten. Unsere Schritte hallten von der hohen schwarzen Decke wider, doch warmes, helles Licht fiel aus dem kleinen Speisezimmer zwischen dem Saal und der Küche herein. Jeck nahm mich beim Ellbogen und verstärkte seinen Griff, sobald ich mich loszureißen versuchte. »Ihr sollt mich nicht ständig berühren«,

befahl ich ihm, und meine Wangen brannten, als er mich schlicht ignorierte.

Wir traten ein, und der Raum war leer, bis auf die Tafel. An jedem Ende stand ein einzelner Stuhl – statt der drei Stühle, die sonst in der Mitte des Tisches dicht beieinander gestanden hatten –, und so heftige Trauer wallte in mir auf, dass meine Knie beinahe nachgaben. Manierlicher, als ich ihm zugetraut hätte, führte Jeck mich zu einem Stuhl und platzierte mich vor dem kunstvoll arrangierten Gedeck. Ich war zu bekümmert, um mich darüber zu amüsieren, dass das Messer fehlte. Und es machte mich unruhig, die Küchentür statt den Kamin im Rücken zu haben.

»Ich bleibe«, sagte Jeck zu den Wachen, die uns begleitet hatten. Er trat einen Schritt von mir zurück und nahm locker Haltung an. »Olen soll Prinz Garrett begleiten, dann seid ihr entlassen.«

Die beiden Wachen gingen durch den Bankettsaal hinaus. Während ich den Blick durch das vertraute Speizerimmer schweifen ließ, breiteten sich Kummer und Sehnsucht schwer in meiner Mitte aus. Hier hatte ich die meisten Mahlzeiten mit meinen Eltern eingenommen. Der Raum hatte keine Fenster, war aber mit Öllampen hell erleuchtet. Da er zwischen der Küche und dem Bankettsaal lag, diente er bei großen Anlässen mit vielen Gästen der Bereitstellung von Speisen, Gedecken und so weiter. Er hatte einen Kamin, den wir im Winter genossen. Im Augenblick war das hässliche schwarze Loch der Feuerstelle hinter einem der bodenlangen Wandbehänge verborgen, die den Raum heiterer wirken ließen.

Jeck stand entspannt, aber wachsam da; sein gestählter Körper blieb beinahe reglos, während ihn unbekannte Gedanken beschäftigten. Ich beobachtete, wie sein kanti-

ger Kiefer sich abwechselnd spannte und entspannte, und fragte mich, ob er den Raum verlassen würde, wenn Garrett kam, damit ich den Misdever Hund ungestört töten konnte. »Seid Ihr der Hauptmann von Garretts Garde?«, fragte ich unvermittelt.

Jeck verlagerte das Gewicht, offenbar überrascht, dass ich mein Schweigen gebrochen hatte. »Ich nehme diese Aufgabe wahr.«

»Was tut Ihr sonst noch?«, bohrte ich nach, weil mir seine Antwort unvollständig erschien.

»Ich halte ihn am Leben, wenn er eine Dummheit begeht«, brummte er.

Nickend rückte ich mein leeres Weinglas auf die richtige Seite des Tellers. Er war damit betraut, für Garretts Sicherheit zu sorgen, wie Kavenlow für die meine. Garrett hatte selbst gesagt, dass er eigenmächtig handelte, ohne das Einverständnis seines Vaters. Vielleicht wäre Jeck nicht ganz abgeneigt, gegen Garretts Interessen zu arbeiten, um die seines Königs zu schützen? Einen Krieg mit einem Nachbarland fängt man nicht leichtfertig an, und wenn das obendrein der eigene Sohn täte, ohne dass man vorher davon wusste, wäre das sehr peinlich.

»Jeck ...«, sagte ich zögernd auf der Suche nach der passenden, respektvollen Anrede. »Hauptmann«, fügte ich hinzu. »Leider kann ich mir den Luxus nicht leisten, die Frage vorsichtiger zu behandeln. Seid Ihr König Edmunds Mann oder der seines Sohnes?«

Leder knarrte leise, als er mir den Kopf zuwandte und dann wieder wegsah. »Ihr seid eine neugierige Frau.«

Lautlos klopfte mein Stiefel unter dem Rock auf den Boden. »Ich werde nicht tatenlos zusehen, wie Costenopolis Prinz Garrett in die Hände fällt«, erklärte ich und drehte den Teller, so dass das Muster richtig herum lag.

Jeck schnaubte belustigt. »Prinz Garrett hat beste Chancen auf Erfolg. Und Ihr habt Euren Einfluss und Eure Reichweite überschätzt, Prinzessin. Mein König hat mir die Aufgabe anvertraut, seinen Sohn zu schützen. Ich werde Euch töten, ehe ich zulasse, dass Ihr ihm Schaden zufügt.«

Das war keine Prahlerei, sondern eine schlichte Feststellung, aber ich war zu erschöpft, um mich zu fürchten. Ich hob den Blick, als ich leise Schritte im Bankettsaal hörte. Garrett trat ein, begleitet von dem alten Gardisten von heute Nachmittag. *Drei Männer*, dachte ich, als der ältere Mann sich hinter Garrett postierte. Ich hatte vier Nadeln – von denen ich zwei brauchen würde, um Garrett zu töten. Die Chancen standen mir nicht günstig genug.

Schockiert ertappte ich mich bei dem Gedanken, dass Garrett heute Abend sogar noch besser aussah. Er betrat den Raum mit einer so sicheren, gelassenen Haltung, dass sie sein wahres, hässliches Wesen verbarg. Sein helles Haar war glatt zurückgekämmt, die Kinnpartie wirkte energisch. Er bewegte sich mit einer raubtierhaften Anmut, und jede seiner Bewegungen strahlte die Gewissheit seiner selbstverständlichen Überlegenheit aus. Doch dann fiel mir auf, dass seine Reitstiefel mehr Größe vortäuschten, als er besaß. Und als er meinem Blick mit kalter Abscheu begegnete, war mein Eindruck von ihm nicht mehr der eines mächtigen Mannes, sondern eines verzogenen Kindes.

Garrett zog spöttisch die Augenbrauen hoch, als er mein schlichtes Kleid und das schwarze Tuch bemerkte. Er trug eine schmuckvolle Paradeuniform. Gold glitzerte an Ärmeln und Kragen, und ich fragte mich, ob das die Zier meines Vaters war. *Ja, meines Vaters*, dachte ich

und senkte traurig den Blick. Mein ganzes Leben war eine Lüge, doch sie waren meine Eltern gewesen, und ich würde meine Rache schon noch bekommen.

»Prinzessin Contessa«, sagte Garrett gleichgültig. Er ging zu dem Stuhl am anderen Ende der Tafel, ohne mich mit einem Handkuss zu begrüßen, wie es sich gehört hätte, und beraubte mich damit der Freude, ihm vors Schienbein zu treten. »Wie gütig von Euch, mir beim Essen Gesellschaft zu leisten«, fügte er hinzu, schüttelte seine Serviette auf und setzte sich.

Ich ließ meine Serviette liegen, wo sie war. Ich hatte nicht die Absicht, etwas zu essen, obwohl ich sterbenshungrig war.

»Olen, sag dem Koch, dass wir warten«, forderte Garrett ärgerlich, als sollte sein Gardist die Feinheiten höfischen Dinierens ebenso selbstverständlich beherrschen, wie er einen Gegner mit drei Hieben in Stücke schlagen konnte. Mein Herz begann zu hämmern, als der alte Soldat hinter mir im Durchgang zur Küche verschwand. Zwei Männer; vier Pfeile. Olen würde gleich zurück sein. Ich musste Garrett allein erwischen. Nervös zuckte mein Fuß unter dem langen Rock.

»So still?«, bemerkte Garrett, und ich blickte hastig zu ihm auf. »Gut«, sagte er und schenkte nur sich ein Glas Wein ein. »Bleibt so.«

Ich hielt meinen Fuß an. »Ihr seid ein räudiger Hund«, sagte ich leise, denn ich wusste genau, wie weit Worte in dem kleinen Raum trugen. »Ich werde Euch in einer Kiste nach Hause schicken. Sie bekommt auch Löcher für die Fliegen. Bis Ihr bei Eurem Vater eintrefft, wird er ebenso deutlich sehen wie ich, dass Ihr bis ins Innerste von Maden zerfressen seid.«

Garrett nippte an seinem Glas, und sein belustigter

Blick wanderte von mir zu Jeck. Der Hauptmann trat ein wenig dichter hinter mich. Seine in Leder gehüllte Hand ruhte am Heft des Schwertes.

»Schweigend gefällt Ihr mir besser«, sagte Garrett.

»Euer Vater wird mir noch danken«, erklärte ich. »Er hat Euch hergeschickt, damit Ihr in meine Familie einheiratet, und nicht, um sie zu vernichten. Es wird ihm nicht gefallen, dass Ihr seine Pläne über den Haufen geworfen habt.« Garretts blasses Gesicht färbte sich rötlich, und ich vermutete, dass ich einen wunden Punkt getroffen hatte. »Zweitälteste Söhne stellen ja immer ein Problem dar«, fügte ich hinzu, und er biss die Zähne zusammen. Ich hörte einen scharrenden Schritt hinter mir und bemerkte angespannt, dass Olen zurückgekehrt war.

»Es dauert nur noch einen Augenblick, Prinz Garrett«, sagte der Gardist und bezog wieder seinen Posten.

»Gut.« In Garretts einst so schönen grünen Augen flackerte ein hässliches Glimmen, und seine glatten Wangen waren rot vor Zorn. »Ich habe etwas für Euch.« Er erhob sich von seinem Stuhl und legte die Serviette beiseite. Mein Magen verkrampte sich, als er auf mich zukam. Ich sah eine Chance, ihn mit den Pfeilen zu treffen, und es juckte mich in den Fingern. Mein Blick schoss zu Jeck empor. Er beobachtete mich scharf, und ich zwang mich, ruhiger zu atmen.

Garrett zog eine Handvoll Grün, Purpur und Silber aus der Tasche. Ich erkannte am vertrauten Geräusch von Metall auf Edelsteinen, dass es sich um Schmuck handelte. Während Garrett hinter mich trat, hielt ich vollkommen still. Ich unterdrückte ein Schaudern, als das Tuch wie Wasser von meinen Schultern floss und eine schwarze Pfütze auf dem Boden bildete. An seiner Stelle legte Garrett mir die Halskette um. Edelsteine in

Grün und Purpur, so dunkel, dass sie beinahe schwarz erschienen, schmückten die Kette – eine obszöne Zurschaustellung privilegierten Reichtums. Das Stück war extravagant und protzig. Mein Verlobungsgeschenk. »Die ist für Euch«, sagte er, als er zurücktrat. »Jetzt können wir heiraten.«

»Wieso heiraten?«, fragte ich und weigerte mich, an mir hinabzuschauen. »Ihr habt doch, was Ihr wollt.«

»Durch Gewalt erobert, ja«, gestand er und ließ sich wieder auf seinem Stuhl nieder. »Aber ich will all das auch rechtmäßig besitzen. Ich lasse meinem Väter kein Schlupfloch offen, das es ihm ermöglichen könnte, mein Königreich dem seinen einzuverleiben. Ich werde ihm beweisen, dass ich einer Krone würdiger bin als mein Bruder. Sobald meine übrigen Männer hier sind, werde ich mir Eure Schiffe und Häfen sichern. Eure Krönung wird bald darauf stattfinden, gefolgt von unserer Hochzeit.«

»Und dann meinem Tod?«, bemerkte ich bissig, obwohl ich innerlich zitterte.

Seine Miene war ekelerregend teilnahmslos. »Das liegt ganz bei Euch.«

»Meine Eltern sind tot«, sagte ich barsch, damit ich möglichst wenig dabei empfand. »Meint Ihr denn, das würde niemand bemerken?«

»O doch, davon gehe ich aus.« Er griff zum Messer und balancierte es spielerisch auf einer Fingerspitze. »Ich habe ihre Kronen, und das macht schließlich einen Herrscher aus.« Er lächelte. »Und die Abstammung. Doch damit kennt Ihr Euch ja bestens aus, nicht wahr? Es sind die Überlebenden, die die Geschichtsschreibung diktieren. Was kümmert es den einfachen Mann, wer auf dem Thron sitzt?« Er legte das Messer nieder. »Niemand wird

sich darum scheren, Prinzessin, solange der Handel nur weiterläuft.«

Angewidert löste ich den Verschluss der Kette und schleuderte sie durch den Raum. Sie landete als Haufen aus glitzernden Steinen und Metall auf dem Boden. Der alte Gardist hinter Garrett wandte den Kopf danach. Jeck rührte sich nicht, sondern beobachtete uns still. Mit schmalen Lippen stand Garrett auf, um die Kette aufzuhören. »Wie lange Ihr nach dem Vollzug unserer Ehe leben werdet, liegt ganz bei Euch. Es wird allerdings keine Kinder geben. Ich werde dafür sorgen, dass Ihr keines austragt.«

Er ging am Tisch entlang auf mich zu, und nur seine lauten Schritte verrieten seinen verborgenen Zorn. Jeck blieb ruhig stehen, während Garrett mir die Kette wieder umlegte. Meine Fingerknöchel wurden weiß, so viel Kraft brauchte ich, um die Hände im Schoß liegen zu lassen. Ich konnte unmöglich alle drei mit meinen Pfeilen treffen. Ich musste Garrett dazu bringen, die beiden anderen hinauszuschicken.

»Wenn Ihr lästig werdet, verfüttere ich Euch an Eure Hunde«, flüsterte Garrett mir über die Schulter gebeugt ins Ohr. »Wenn Ihr Euch brav verhaltet, werde ich Euch nur wie einen behandeln.«

Ich atmete langsam ein und aus. *Wut*, dachte ich, während meine Hände sich gegenseitig so fest umklammerten, dass sie zu schwitzen begannen. Garrett wurde unvorsichtig, wenn er wütend war. Wenn es mir also gelang, ihn zu reizen, würde er mich nachdrücklich daran erinnern wollen, dass ich bloß ein Gassenkind war. Und das konnte er nur, wenn die Wachen abgezogen waren, vor allem sein durchaus wertvoller Hauptmann.

Ich fasste den Anfang eines Plans, und mein Herz be-

gann zu hämmern. Ich wartete, bis er sich wieder gesetzt und zu seinem Wein gegriffen hatte, ehe ich mir die Kette herunterriß, wobei ich den Verschluss kaputt machte. Diesmal traf sie die Wand. Mit hörbarem Knacken zersprang ein Edelstein.

Garrett lief rot an. »Gossenhure«, knurrte er und stand so hastig auf, dass sein Stuhl lautstark über den Boden kratzte. »Du hast sie ruiniert!«

»Prinzessin«, beharrte ich so hochherrschaftlich, wie ich konnte. »Wenn Ihr mir das Ding noch einmal umlegt, werfe ich es bei der nächsten Gelegenheit in die Hafengruben.«

»Aus dem Schoh gezogen würde es auch besser zu dir passen, nicht wahr?«, erwiderte er, und seine perfekte Frisur verrutschte ein wenig.

»Seht Euch nur an«, höhnte ich. »Ihr riecht nach Pferd und setzt Euch mit staubigen Stiefeln zu Tisch. Ihr seid nichts als ein unerwünschter, überzähliger Sohn, der zum Nutzen seines Vaters verschachert wird.«

»Halt den Mund!«, rief er barsch.

»Sprecht nicht in diesem Ton mit mir«, befahl ich. »Ihr redet mich mit Euer Hoheit oder Prinzessin an.«

Garrett durchquerte mit steifen Schritten den Raum. »Ihr zwei, raus«, sagte er zu den Wachen, ohne den Blick von mir abzuwenden. Seine Finger zitterten, und sein Gesicht war so rot, dass die Sommersprossen darin verschwanden.

Mein Herz raste, und ich musste mich bemühen, mir den Triumph nicht anmerken zu lassen. »Zweitältester«, stichelte ich. »Wertlos bis auf das, was eine *Frau* ihm geben kann.«

»Lasst uns allein«, befahl Garrett mit zusammengebissenen Zähnen. »Ich möchte ein paar liebevolle Worte mit meiner Braut wechseln, und ich bin – schüchtern.«

Olen rückte langsam auf die Tür zu, doch Jeck blieb stehen. Garrett riss den mordlüsternen Blick von mir los. »Ich sagte, raus!«, forderte er.

»Prinz Garrett, ich kann Euch nur warnen. Sie ist –«

»Eine Frau!«, schrie Garrett. »Hinaus mit Euch.«

»Das wäre ein Fehler –«

Garrett erstarrte. »*Hinaus*«, wiederholte er. »Und widersprecht mir nie wieder.«

Ein Muskel unter Jecks Auge zuckte. Ich erstarrte, als er sich nicht zur Tür bewegte, sondern auf mich zu.

»Was soll das?«, rief Garrett, als Jeck ein Stück Seil aus der Tasche zog und mir die Hände fesselte, die ich widerstandslos im Schoß liegen ließ.

»Ich sichere sie, ehe ich den Raum verlasse, Prinz Garrett.« Seine Worte klangen abgehackt und frustriert. Ich konnte den unterdrückten Ärger in seinem Schweiß riechen, während er mit einer Hand meine beiden Handgelenke festhielt.

»*Verschwindet!*«, brüllte Garrett und versetzte dem größeren Hauptmann eine Ohrfeige. Seine erhobene Stimme ließ einen Misdev-Gardisten aus der Küche herbeieilen, der sich in einer Schürze und seiner neuen Rolle als Koch nicht recht wohl zu fühlen schien. »Vor mir braucht eine Frau nicht gefesselt zu werden. Hinaus mit Euch, ehe ich Euch auspeitschen lasse!«

Ich erschauerte, obwohl der Zorn in Jecks Augen nicht mir galt. Die Schnur löste sich von meinen Handgelenken und verschwand wieder in Jecks Tasche. Der Gardist aus der Küche verkroch sich wieder, und der alte Wächter zauderte unsicher am Durchgang zum Bankettsaal.

»Prinz Garrett«, sagte Jeck tonlos, »bitte um Entschuldigung.« Er machte auf dem Absatz kehrt und folgte Olen nach draußen. Ich sah ihm nicht nach. Das wagte

ich nicht. Wenn Jeck den Triumph in meinen Augen bemerkte, würde er gewiss die Auspeitschung in Kauf nehmen und bleiben. Die Schritte seiner schweren Stiefel hallten laut durch den Bankettsaal, und ich hätte schwören können, dass ich etwas, oder jemanden, schmerhaft gegen die Wand schlagen hörte.

»Sein Vater war ein Bauer«, schnaubte Garrett verächtlich. »Die Abstammung macht sich eben immer bemerkbar.«

»Ach«, sagte ich leichthin. »Dann lief Eure Mutter also auf allen vieren, ja?«

Garrett stürzte sich auf mich, packte mich am Arm und drückte schmerhaft zu. »Ihr solltet Euren Griff vielleicht ein wenig nach oben verlagern«, höhnte ich und ignorierte den Schmerz. »Die Ärmel an den meisten meiner Kleider reichen nicht bis dahin. Es wäre doch peinlich, wenn jedermann meine blauen Flecken sehen könnte.«

»Bettlersgöre!«, sagte er, zerrte mich von meinem Stuhl und drückte mich mit dem Rücken auf den Tisch. »Du bist mein kleines Spielzeug«, sagte der Prinz, und sein hübsches Gesicht verzerrte sich hässlich. »Weiter nichts. Wenn du mich erzürnst, werde ich dir wehtun. Selbst eine Königin ist hin und wieder allein, und du wirst öfter allein sein als die meisten anderen, dummes Weib.«

Ich kniff die Augen zusammen, und mein Arm brannte fürchterlich, wo er ihn gepackt hielt. »Seid Ihr bald fertig?«, erwiderte ich, und nackte Wut trat in seine grünen Augen. Er riss mich hoch. Ich griff nach einer Nadel und rammte sie ihm in die Brust.

Garrett taumelte rückwärts und ließ mich los. »Miststück!«, schrie er, zog den Pfeil heraus und warf ihn auf

den Boden. »Dafür werde ich dich eigenhändig verprügeln!«

Ich wich seitwärts am Tisch entlang zurück, als er nach mir griff. Doch plötzlich schwankte er. Mit aschfahlem Gesicht blieb er zaudernd stehen. Er begegnete meinem erwartungsvollen Blick, und Entsetzen zeichnete sich auf seinem Gesicht ab, als er begriff, dass die Nadel mehr als nur Haarschmuck war. Er öffnete den Mund und griff sich an die Brust. Dann gab er ein ersticktes Stöhnen von sich. Ich sah voller Grauen zu, wie schnell er auf den Boden niedersank.

Mit hämmern dem Herzen schoss mein Blick von einem leeren Bogengang zum anderen. *Wie viel Zeit bleibt mir noch?*, überlegte ich und kniete mich neben den krampfhaft zuckenden Prinzen. »Ihr seid ein Misdever Hundesohn«, flüsterte ich, denn ich wusste aus Erfahrung, dass er sich an alles erinnern würde, bis er schließlich das Bewusstsein verlor. »Ihr seid närrisch und ehrgeizig, und Euer Vater wird mir noch dafür danken, dass ich ihn von einer so gefährlichen Kombination erlöst habe.«

»N-n-n-n-n«, stammelte Garrett, dem die Augen im Kopf zurückrollten, während seine Glieder zuckten. Schaum bildete sich an seinen Mundwinkeln. Er hatte Todesangst, und das zu Recht. Nicht zu wissen, ob man lang genug aufhören konnte zu zucken, um noch einmal Luft zu holen, konnte einen verrückt machen vor Angst. Ich wischte mir die Handflächen ab, die bei der Erinnerung an diese Angst schwitzten, und war froh, als er das Bewusstsein verlor und seine Glieder schlaff und reglos wurden.

»Mieser Köter«, brummte ich, und mir wurde übel, als ich ihn herumdrehte, um an seine Schulter zu kommen.

Ich holte eine weitere Nadel aus meinem Haarknoten und zog an seinem Kragen. Den Kerl würde ich so leicht töten wie ein Karnickel.

»Prinz Garrett«, erklang Jecks Stimme vom Durchgang zum Bankettsaal. Laute Schritte waren zu hören.

Panisch sog ich die Luft ein. Jeck prallte gegen mich und riss mich von Garrett fort. Der Geruch von Pferden drang mir scharf in die Nase. Ich rammte Jeck den Pfeil in den Körper, an einer Stelle, wo sein Wams leicht offen stand und Haut entblößte.

»Verdamm«, hörte ich ihn keuchen, doch seine Finger packten mich umso fester, statt schlaff herabzufallen, wie ich erwartet hatte. Er drückte mich zu Boden. Mein Arm war noch frei, und ich tastete verzweifelt nach einem weiteren Pfeil. Warum fiel er nicht endlich um?

In Panik kratzte ich ihn mit dem neuen Pfeil so heftig am Hals, dass Blut hervorquoll. Seine Finger erschlafften. Es presste mir den Atem aus der Lunge, als sein Gewicht auf mich herabfiel. Sein Atem ging keuchend. Ich konnte die beginnenden Krämpfe in ihm spüren.

Hastig schob ich ihn von mir, meinen letzten Pfeil schon in der Hand. Ich wartete einen atemlosen Moment lang tief geduckt, raffte dann meine Röcke und schlich zum Durchgang. Als ich um die Ecke spähte, fand ich den Bankettsaal leer und verlassen vor. Da ich nun sicher war, dass niemand etwas gehört hatte, drehte ich mich um.

Garrett war bewusstlos, Jeck jedoch nicht. Er war nicht nur wach, sondern hatte es sogar geschafft, sich an der Wand in eine sitzende Position hochzuschieben. Er beobachtete mich, obwohl sein Blick immer wieder verschwamm. Seine Körpermasse allein konnte nicht erklären, dass er die Wirkung zweier Giftpfeile so gut abweh-

ren konnte. Er musste eine gewisse Immunität besitzen, und ich fragte mich, wo er die erworben hatte. Der Ausdruck in seinen Augen zeigte deutlich die Überzeugung, dass ich jetzt seinen Prinzen ermorden würde.

Innerlich zitternd ging ich zu dem niedergestreckten Garrett hinüber. Ich hockte mich hin und schob ein wenig Stoff beiseite. Die Haut darunter war noch nicht vom Alter gehärtet, sondern weich und sommersprossig. Er war nicht älter als ich. Meine Finger zitterten. Ich hatte noch nie jemanden getötet.

Auf einmal war mir schlecht. Ich schloss die Augen, als mein Rachedurst bitter Vergeltung forderte. »Er hat meine Eltern ermordet«, flüsterte ich und versuchte, wütend zu werden. Garrett erschauerte in seiner Ohnmacht. Ich verfluchte meine Unentschlossenheit, meine Schwäche. Für das, was er getan hatte, verdiente er den Tod.

»Nein«, sagte ich, stieß den Atem aus und rückte von ihm ab. Ihn jetzt zu töten, wäre ein Fehler. Garretts Männer hielten den Palast und die Garnisonen. Ich musste mindestens den Palast wieder unter meine Kontrolle bringen, denn sonst würde König Edmund mit einem Rauchfeldzug über uns herfallen und zu Ende bringen, was sein Sohn begonnen hatte. Und den Palast konnte ich nicht allein zurückerobern. Ich brauchte Hilfe.

Mein Kopf hob sich, während sich mir der Magen umdrehte. Ich brauchte den Kanzler. Ich brauchte Kaventlow.

Also steckte ich den letzten Pfeil wieder in mein Haar und ging zu Jeck hinüber. Er zitterte von dem Gift. Ich war beeindruckt – er hätte tot sein müssen. Er beobachtete mich, und in seinen Augen stand Schmerz, aber keine Angst, als wartete er darauf, aus welcher Richtung der Wind wehen würde. »Ich werde mein Volk nicht einem

Krieg aussetzen, der sich am Tod eines einzelnen Dummkopfs entzündet«, flüsterte ich. »Ich fliehe nicht vor Euch, sondern ich gehe fort, um Hilfe zu holen – und um Garrett eine Chance zur Flucht zu geben. Sagt Eurem König, dass ich das Leben seines Sohnes ein Mal verschont habe. Wenn ich in meinen Palast zurückkehre und ihn immer noch hier vorfinde, werde ich ihn töten.« Ich blickte auf, als ich den Koch im Durchgang zur Küche hörte.

»Aber Ihr seid ... nicht die ... Prinzessin vom Roten Mond«, stieß Jeck ächzend hervor, und sein Oberlippenbart zuckte vor Anstrengung, die Worte über die Lippen zu bringen.

Da hatte er recht. Ich blinzelte überrascht. Das hatte ich vergessen. Ich beugte mich vor, obwohl mir bewusst war, dass mir nur noch Augenblicke blieben. »Jetzt schon«, sagte ich, stieß ihn um und sorgte dafür, dass er nichts sehen konnte als die Wand.

Ein Laut der Empörung entfuhr mir, als ich den Griff meines beinernen Messers unter dem Saum seines Wamses hervorlugen sah. »Das gehört mir!«, sagte ich und nahm es in einem Anfall gerechten Zorns an mich.

Es lag leicht in meinem Griff, doch ich fühlte mich damit gleich sicherer, so wenig es mir gegen ein Schwert auch nützen mochte. Garretts Halskette ließ ich liegen, wo sie war. Ich wollte nichts bei mir haben, was er angefasst hatte, und wenn ich sie verkaufte, würde sie ihn nur auf meine Spur führen.

Als ich den Widerschein nahender Lichter aus dem großen Saal bemerkte, hob ich rasch den Kopf. »Schohgruben!«, fluchte ich leise. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Hektisch blickte ich mich nach dem Durchgang zur Küche um. Der Koch war auf dem Weg hierher. Ich

konnte nirgendwohin. Mein Blick fiel auf den Wandbehang vor dem Kamin.

Ich stürzte mich hinein und hielt den Wandbehang sorgfältig fest, bis er still hing. Als Kind hatte ich mich beim Versteckspielen Dutzende Male hier verborgen. Ich duckte mich und versuchte, meinen Atem zu beruhigen. *Ein Versteckspiel*, dachte ich, als der Koch eintrat und laut um Hilfe schrie. Aber diesmal spielte ich um mein Leben.

6

Die Schritte des Kochs waren verstummt. Ich bückte mich und fand das winzige Loch im Gobelinvorhang, das ich als Kind hineingebohrt hatte. Das Guckloch lag tiefer, als ich es in Erinnerung hatte, und meine Knie beklagten sich. Der Duft alter Asche zupfte an meiner Nase und drohte, mich kitzelnd zum Niesen zu bringen. Ich hielt den Atem an, steif vor Anspannung.

»Wachen!«, rief der Koch, der immerhin noch geistesgegenwärtig genug war, das Tablett auf dem Tisch abzustellen, ehe er zu Garrett stürzte. Er beugte sich tief über seinen Prinzen und flüsterte: »Er lebt.« Jeck, der daneben an der Wand lag, blieb völlig unbeachtet. Unwillkürlich wichen ich von dem Wandbehang zurück, als Olen und drei weitere Wachen mit gezückten Schwertern hereinpolterten.

»Hier«, rief der Koch. »Hebt ihn auf. Helft mir, ihn hochzuheben! Wir können ihn nicht am Boden liegen lassen.«

»Wir waren doch nur einen Augenblick weg!«, sagte Olen, und alle fünf packten an und legten den bewusstlosen

sen Garrett auf den Tisch. Dabei wäre das Tablett voller Essen beinahe heruntergefallen. »Wo ist die Prinzessin?«

Meine Beine zitterten, und ich versuchte zu schlucken, als sich der zum Koch erklärte Soldat einmal um die eigene Achse drehte. Seine Hand fuhr zum Schwert, das er über seiner Schürze trug. »Durch die Küche ist sie nicht gekommen! Das schwöre ich!«

Bitte, dachte ich, bitte sucht nicht hier nach mir.

Olen deutete auf den jüngsten der drei Gardisten. »Du«, befahl er, »alarmierst die Wache. Alle sollen nach ihr suchen.« Der Mann rannte aus dem Zimmer, und mir wurde schwindlig vor Erleichterung. Olen beugte sich über Garrett. »Bringt mir den Wein. Versuchen wir, ihm etwas davon einzuflößen.«

»Keinen Wein«, drang ein dünnnes Krächzen vom Boden, und mein Blick schoss zu Jeck. »Er könnte daran ersticken«, sagte er heiser und stemmte sich auf einen Ellbogen hoch.

»Hauptmann!«, rief Olen, und seine Miene entspannte sich ein wenig. Er kam Jeck zu Hilfe. »Was ist passiert?«

Ich hatte ein Flattern im Magen. Und ich war beeindruckt. Jeck hatte mehr Willenskraft, als ich je bei einem anderen Mann gesehen hatte. Sein Blick wurde klarer und erkundete rasch den Raum, während er sich zu einem Stuhl schlepppte. Ich umklammerte mit einer Hand den Dolch und mit der anderen meine letzte Nadel, doch er warf nicht einmal einen Blick auf den Wandbehang.

Garrett begann pfeifend zu keuchen. Jeck streckte den Arm aus und neigte den Kopf des Prinzen zur Seite. Keinen Augenblick zu früh, denn Garrett übergab sich, und seine letzte Mahlzeit spritzte über Tisch und Boden. Ich schluckte schwer und musste bei dem Geruch selbst an mich halten.

»Macht das sauber«, sagte Jeck, der sofort die Kontrolle ergriff, obwohl er noch nicht einmal stehen konnte. Der Koch verschwand in der Küche. »Er wird es überleben«, sagte Jeck zu Olen. Mit schweißnasser Stirn griff Jeck nach Garretts Weinglas und leerte es gierig.

»Was ist geschehen?«, fragte Olen erneut und schenkte mit zitternder Hand Wein nach.

Jeck atmete langsam und tief durch, als genieße er es, wieder ruhig atmen zu können. »Sie hat ihn vergiftet.«

Olen erstarrte. »Vergiftet!«

Jeck nickte; unter der Sonnenbräune sah er recht blass aus. »Sie muss das Gift bei sich getragen haben, als ich ihre Gemächer durchsucht habe.« Jeck verstummte, und ich konnte seine Gedanken beinahe lesen. *Was hat er sonst noch übersehen?*, fragte ich mich für ihn, und meine Augen wurden schmal vor grimmiger Befriedigung.

Der Koch kehrte mit einem Eimer und einer duftenden Kerze zurück. Er wischte auf, während zwei Wachen sich um Garrett kümmerten: Sie lockerten seine Kleidung und wuschen ihm das Erbrochene aus dem Gesicht, während der Prinz allmählich wieder zu Bewusstsein kam. Seine Hände versuchten vergeblich, die beiden wegzuschieben. »Sie hat sich in Luft aufgelöst«, sagte einer der Gardisten mit bekümmter Miene. »Sie ist weder durch die Küche noch durch den Saal gekommen!«

»Narr«, sagte Jeck barsch und trank noch einen Schluck Wein. »Sie ist nur schneller als ihr.« Er stellte das Glas ab, als Garrett so heftig zu husten begann, dass es ihn am ganzen Leib schüttelte.

»Helft ihm auf«, befahl Jeck, und Garrett wurde aufgerichtet, bis er auf dem Tisch saß. Der Prinz sah ekelerregend aus, blass und mit Erbrochenem bekleckert, und er zitterte immer noch von dem Gift. Auf der Brust, wo

der Pfeil seine Haut durchbohrt hatte, breitete sich ein geschwollener Bluterguss aus. Den würde er vermutlich noch tagelang haben, und ich wusste, dass er den linken Arm womöglich noch länger nicht richtig würde gebrauchen können.

»Wo ist sie?«, keuchte Garrett, dessen blutunterlaufene grüne Augen immer wieder glasig wurden.

Olen nahm steif Haltung an, und die Sorge war seinem runzligen Gesicht deutlich anzusehen. »Wir suchen –«

»Findet sie!«, schrie Garrett. Dann krümmte er sich, weil er mit seinem Geschrei einen heftigen Hustenanfall ausgelöst hatte. Er stieß die Wachen, die ungeschickt um ihn herumsprangen, beiseite und rollte sich auf einen Stuhl.

Garrett und Jeck saßen an demselben Tisch, und meine Augenbrauen hoben sich. Einen Moment lang herrschte Schweigen, dann stand Jeck schwankend auf. Der große Mann stützte sich schwer auf den Tisch. »Du und du«, sagte er und deutete auf zwei Wachen. »Begleitet Prinz Garrett zu seinen Gemächern.

Schürt ein ordentliches Feuer. Und bleibt bei ihm. Er könnte wieder Krämpfe bekommen.«

In meinem Versteck nickte ich zustimmend. Garrett erholtete sich zu schnell, um keinen Rückfall zu erleiden.

Jeck trank gierig noch einen Schluck Wein. »Olen, zieh alle Männer von ihren Posten ab, die nicht die Eingänge bewachen. Sucht von den Mauern aus einwärts. Wer weiß, wie weit sie schon gekommen ist. Besetzt auch die Innenseite der Mauer. Gib den Männern aber keine Fackeln. Damit würden sie sich nur selbst blenden.«

»Jawohl, Hauptmann.«

Jecks Stimme klang fest und gelassen und schien die

Luft in meiner Brust zum Beben zu bringen. Garrett stöhnte und krümmte sich vor Schmerzen. Ich sah es mit Befriedigung. Ich hatte gut daran getan, ihn am Leben zu lassen. Der Tod wäre zu gnädig gewesen. Wenn ich ihn schließlich tötete, würde es ein schmerzhafter Tod sein. Ich schloss unwillkürlich die Augen, als ich an Mutters warmes Blut an meinen Händen und die Angst in Vaters Stimme dachte. Ich würde ihm Schmerzen bereiten. Ich würde ihn leiden lassen.

»Weg von mir!«, protestierte Garrett, als die beiden Wachen versuchten, ihn hochzuheben. Er lallte, und seine Augen wurden glasig. »Nehmt eure – dreckigen – Hände von mir!« Die Gardisten wichen zurück, zu jung und unerfahren, um zu wissen, wie sie sich verhalten sollten. »Ich will diese Hure, sofort!«, befahl er mit leerem Blick.

Jeck legte die Hände in den Rücken und richtete sich auf. Sein Gesicht wirkte abgebrämt, hatte aber wieder seine normale Farbe angenommen. Diese Immunität konnte kein Zufall sein, und das machte mir Sorgen. »Wir suchen nach ihr, Euer Hoheit«, sagte er. »Ich habe die Männer einen –«

»Nichtsnutziger Bauer!«, schrie Garrett so laut, dass ich vor Schreck zusammenfuhr. Ich stieß mir die Schulter an dem rußgeschwärzten Stein. »Du hast zugelassen, dass sie mich vergiftet! Mit einem Schohschaufler wäre ich sicherer als bei dir!«

Jeck biss sichtlich die Zähne zusammen und starre krampfhaft auf eine Stelle über Garretts Schulter.

»Wer hat ihre Gemächer durchsucht?«, fragte Garrett mit giftiger Stimme und unsicher wackelndem Kopf.

»Das war ich, Prinz Garrett«, antwortete Jeck knapp.

Ein Zittern überlief Garrett, als das Gift sich wieder

bemerkbar machte. »Bringt mir eine Peitsche«, sagte der Prinz. Niemand rührte sich. »Ich will eine Peitsche!«, brüllte er und stand schwankend auf.

Mir blieb der Mund offen stehen, als Olen den Raum verließ. Garrett würde Jeck auspeitschen? Mir wurde übel. Ich war noch nie Zeuge einer solchen Züchtigung geworden, sondern hatte draußen auf den Straßen nur die Folgen gesehen.

Die beiden jungen Gardisten näherten sich Jeck, wichen aber wieder zurück, als er ihnen einen mörderischen Blick zuwarf. Mit ruckartigen Bewegungen zog Jeck sein ledernes Wams aus. Es landete neben dem Tablett voll erkaltendem Essen auf dem Tisch. Als Nächstes kam sein schwarzes Leinenhemd, das er jedoch sorgsam zusammenlegte. Er stand direkt vor mir, nur der Tisch war zwischen uns. Ich starrte ihn mit großen Augen an.

Ich war als Prinzessin großgezogen worden. War ich deshalb züchtig? Mein Verhalten vielleicht, nicht jedoch meine Gedanken. Natürlich hatte ich mich bei großen Festen, wenn frei gelacht und Musik gespielt wurde, auch heimlich in dunklen Ecken herumgedrückt und Küsse und Zärtlichkeiten genossen. Normalerweise war der jeweilige junge Edelmann noch unerfahren als ich und zitterte und stammelte vor Nervosität. Hatte Angst davor, erwischt zu werden. Angst davor, nicht rechtzeitig erwischt zu werden. Angst vor dieser verdammten Prophezeiung. Dennoch war ich nicht so unschuldig, dass der Anblick eines nackten Oberkörpers mich aus der Fassung gebracht hätte. Aber Jeck ... Ich schluckte und hielt den Atem an.

Brennende Schohgruben. Der Mann ist prachtvoll. Seine Schultern waren von alten weißen Narben gezeichnet, aber ebenso stark und glatt wie die des Schmieds.

Seine Haut war von der Sonne gebräunt und erinnerte an gut geöltes Holz; seine Muskeln zeichneten sich bei jeder Bewegung darunter ab. Ich konnte genau die Vertiefungen zwischen seinen Bauchmuskeln sehen, bis dorthin, wo sie hinter der Hose verschwanden. Seine Kraft stammte zweifellos von vielen langen Stunden mit dem Schwert in der Hand. Ohne die Tarnung der Kleidung gab nun jede seiner Bewegungen die unbewusste Anmut eines Raubtiers zu erkennen. Er war wunderschön. So jemanden wie ihn hatte ich noch nie gesehen.

Olen kehrte zurück und reichte Garrett widerstrebend eine kurze, schwarz befleckte Peitsche. Der Prinz riss sie ihm aus der Hand, einen hässlichen Ausdruck auf dem Gesicht. »Haltet ihn fest«, befahl er.

Jeck schüttelte den Kopf, ballte die Hände zu Fäusten, beugte sich über den Tisch und stemmte sich dagegen. Mein Blick folgte einer runzligen Narbe, die sich gezackt und schief an seiner Seite entlangzog. Sie war nicht so gut verheilt wie die anderen. Auf seiner Brust war schwach eine rote Stelle zu erkennen, wo mein Pfeil ihn getroffen hatte.

»Ich will Euch daran erinnern«, sagte Garrett und trat taumelnd hinter ihn, »dass Ihr dazu da seid, mein Leben zu *schützen!*«

Beim letzten Wort schwang er die Peitsche. Mit lautem Klatschen traf sie auf Jecks Rücken. Ich zuckte erschrocken zusammen. Jecks Körper spannte sich, und er starrte geradeaus direkt auf den Wandbehang. Es war, als sähe er mich an, und ich wich unwillkürlich zurück. Olen fing Garrett auf, der schwankte, weil der Schlag ihn selbst aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

»Das ist der einzige Grund, weshalb Ihr *hier* seid!«, fuhr der Prinz fort. Die Peitsche fuhr herab, und diesmal

war der Hieb noch härter. Jecks Augen wurden schmal, als sein Zorn sichtlich wuchs. Mein Mund war ganz trocken, und ich biss mir auf die Lippe.

»Noch ein einziger Fehler«, sagte Garrett, »und Ihr werdet in Ketten gelegt, *Hauptmann Jeck!*«

Der Prinz fiel beinahe um, als die Peitsche wieder Jecks Rücken traf, denn die Wirkung des Giftes setzte erneut ein. Olen fing ihn auf, und Garrett hing erschöpft und kalkweiß in seinen Armen. »Findet sie. Bringt sie mir«, keuchte er.

Garrett schleuderte die Peitsche gegen Jecks Rücken. Ich zuckte zusammen, als sie ihn traf und dann zu Boden rutschte. »Bringt seine Strafe zu Ende«, krächzte Garrett. »Aber macht es richtig.«

Sie sind noch nicht fertig?, dachte ich entsetzt.

Ich rührte mich nicht, während Garrett von einem der Gardisten beinahe hinausgetragen wurde. Olen sah den verbliebenen Gardisten an, dann Jeck. »Er wird uns alle töten, *Hauptmann!*«, sagte er leise. »Einen Palast mit unerfahrenen Jungen und alten Männern einzunehmen ... Wir sind zu weit verteilt, und das mit schlechten Soldaten. Halb ausgebildet und besser dazu geeignet, einen Pflug zu führen oder Gemüse kleinzuschneiden, als da stehen zu bleiben, wo man es ihnen befiehlt.«

»Er hat Euch einen Befehl gegeben«, sagte Jeck. Seine Stimme klang leise und dumpf vor mühsam gezügelter Wut.

Olen schob die Peitsche mit dem Fuß von Jecks Stiefeln weg, ehe er sich bückte und sie aufhob. Er nahm Garretts Platz ein, holte weit aus und ächzte vor Anstrengung, als er zuschlug. Das Leder traf Jecks Haut mit einem scharfen, herzzerreißenden Klatschen. Ich sog zischend die Luft ein und schlug mir die Hand vor den

Mund. Garretts Schläge waren nichts gewesen im Vergleich hierzu. Jecks Kopf zuckte hoch, und vor plötzlichem, echtem Schmerz traten seine Augen hervor.

Olen machte keine Pause, sondern schlug gleich wieder zu. Garrett war von meinem Gift geschwächt gewesen; Olen war es nicht. Er legte seine ganze Kraft in den Hieb, und diesmal drang die Peitschenschnur tief in Garretts Fleisch. Als er sie zurückzog, war sie rot von Blut. Mein Herz hämmerte, und ich sah voller Grauen zu, konnte aber den Blick nicht abwenden.

Ein dritter Schlag, und Jeck stöhnte. Seine Hände, die sich an den Tisch klammerten, wurden weiß. Muskeln und Sehnen in seinem Hals standen wie dicke Stricke hervor. Seine Lippen spannten sich über den zusammengebissenen Zähnen. Tränen brannten mir in den Augen.

Beim vierten Schlag wandte ich den Blick ab, weil ich es nicht mehr mit ansehen konnte, wie Jecks Augen vor Schmerz glasig wurden. Deshalb hörte ich den fünften Schlag nur und Jecks Ächzen. Ich zitterte und presste mir die Hand vor den Mund, um ja keinen Laut von mir zu geben. *Das war nicht meine Schuld. War es nicht.* Wie konnte jemand einem anderen Menschen so etwas antun?

»Fünf Schläge, Hauptmann«, sagte Olen düster. Nach einer kurzen Pause befahl er: »Hol den Wundarzt.«

»Warte.« Das Wort war ein atemloses Keuchen, und ich schaute mit feuchten Augen wieder durch das Guckloch. Jeck ließ sich auf einen Stuhl sinken. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch und beugte sich vor, damit sein Rücken ja nicht die Lehne berührte. »Postiere erst jemanden in Prinz Garretts Gemächern. Es ist mir gleich, ob er damit droht, uns alle bei lebendigem Leib verbrennen zu lassen. Er wird einen Rückfall erleiden. Sein Körper hat das Gift noch nicht ausgeschieden.«

»Hauptmann?«, fragte der junge Gardist unsicher, während er angewidert die Peitsche aufrollte.

»Geh«, sagte Jeck. »Und ich will sofort eine Wache vor dem Gemach des Kanzlers. Niemand darf hinein oder heraus. Der Wundarzt soll dort auf mich warten.«

»Ja, Hauptmann.« Olen nickte, und die beiden gingen hinaus.

Kavenlow?, wunderte ich mich. Warum interessierte Jeck sich für einen Kanzler?

Es wurde völlig still im Raum, sobald die schweren Schritte im Bankettsaal verhallten. Der scharfe, bittere Geruch von Erbrochenem und Blut vermischtete sich mit dem Duft des Bratens auf dem Tisch und der Asche im Rauchabzug. Die Duftkerze, die der Koch hereingebracht hatte, verbreitete den Geruch von Tannennadeln und Rosmarin.

Jeck hob den Kopf. Sein Gesicht wirkte verhärtet, doch sein Blick war klar und scharf. Er lauschte.

Das Blut rauschte mir in den Ohren, ich wich von dem muffigen Wandbehang zurück, und meine Handfläche an dem Dolch wurde feucht. Ich war sicher, dass er meinen pochenden Herzschlag hören konnte. Uns trennte nur ein wenig Stoff.

»Ihr hättest ihn töten sollen, Prinzessin«, sagte er, und ich erstarrte in Panik. Langsam stemmte Jeck sich hoch, den Blick auf die Tischplatte gerichtet. Mein rasender Puls beruhigte sich ein wenig, als ich seinen leeren Blick bemerkte. Er sprach mit sich selbst. »Ihr hättest ihn töten sollen oder mich, oder uns beide. Ich werde Euch eigenhändig den Hals umdrehen, ehe Ihr Gelegenheit bekommt, ihm noch einmal etwas anzutun.«

Ich hielt den Atem an, als mir plötzlich schwindlig wurde. *Finde mich nicht. Bitte.*

Jeck betastete seine Brust, wo mein Pfeil ihn getroffen hatte. Er brummte überrascht, zog die abgebrochene Nadelspitze heraus und warf sie zu Boden. Langsam und unter sichtlichen Schmerzen sammelte er seine Habseligkeiten ein und zögerte kurz, bevor er auch das schwarze Tuch aufhob. Er häufte alles auf einen Arm, nahm sich ein Stück Braten vom Tablett und stopfte es sich in den Mund. Dann wischte er sich den Bratensaft vom Bart und verließ den Raum ohne einen Blick zurück.

Ich wartete lange, im Dunkeln verborgen, und fragte mich, ob Jeck recht hatte.

7

Mein Blick war auf den bogenförmigen Durchgang zur Küche geheftet, als ich hinter dem Wandbehang hervorschlüpfte. Der Duft von gebratenem Fleisch hing noch in der Luft, obwohl das Tablett längst abgeholt worden war – als Mahlzeit für Garretts Männer vermutlich. Das war mir gleich. Ich zitterte zu sehr, um hungrig zu sein.

Ich nahm eine Serviette vom Tisch und wischte mir den Fuß von den Sohlen, dann bückte ich mich, um meine Fußabdrücke vor dem Kamin zu beseitigen. Die Serviette stopfte ich in einen Spalt im Kamin und drehte mich um. Heather war die Einzige, die mich je in dem Kamin gefunden hatte, und daran war ich selbst schuld gewesen, weil ich schwarze Fußabdrücke hinterlassen hatte, als ich zur Tür gegangen war, um hinauszuspähen. *Heather*, dachte ich und hoffte inständig, dass sie noch außerhalb der Palastmauern und in Sicherheit war.

Ich blieb ganz still stehen und lauschte. Es war überraschend ruhig, da die Bediensteten offenbar tot oder ver-

schwunden waren und die Soldaten draußen im kleinen Park nach mir suchten. Hoffnungslos runzelte ich die Stirn. Ich konnte nicht gegen Garretts Männer kämpfen; sie wogen doppelt so viel wie ich, und ich hatte nur einen einzigen Pfeil und ein Messer, das eher Zierde war als Waffe. Ich musste fliehen. Der schnellste Weg nach draußen war der durch die Küche.

Da ich mehr Vertrauen in meinen Pfeil als den Dolch hatte, steckte ich die beinerne Klinge unter das Rockband im Rücken und schlich den Gang entlang, bis eine gedämpfte Unterhaltung an meine Ohren drang. Mit angehaltenem Atem spähte ich um die Ecke aus kaltem Stein. Das Schwert, das über die Schürze geschnallt war, ließ den Koch lächerlich wirken. Ich war sicher, dass er und der Gardist, der lässig am Küchentisch lehnte, die Tür bewachen sollten, doch sie interessierten sich viel mehr für die beiden Tauben in der größten Kochstelle, deren herabtropfendes Fett in den Flammen zischte.

Hinter ihnen lag die mondlose Nacht. Die Tür stand offen, um die Hitze aus der Küche zu lassen. Ich wusste nicht, ob ich dankbar oder beleidigt sein sollte, weil sie mich für eine so geringe Bedrohung hielten. Mein Blick huschte von der Tür zu den beiden Männern. Der Ausgang war so nahe, dass ich den Tau riechen konnte.

Der Soldat, der zum Koch ernannt worden war, fuhr mit einem zufriedenen Lächeln auf dem runden Gesicht herum. »Lass deine schmierigen Finger davon«, sagte er scharf; er wirkte in seiner neuen Stellung als Koch sehr viel glücklicher, als ich erwartet hätte. Er hielt eine Pfanne unter eine Taube und begoss sie mit dem Fett. »Die sind für den Prinzen.«

»Ach, ein Schenkelchen wird er schon nicht vermissen«, sagte der andere und beugte sich mit zuckenden

Fingern vor. »Du hast doch gesagt, dass er alles von sich gegeben hat wie eine schwangere Frau.«

»Wenn du sie anfasst, schneid ich dir die Finger ab, verbrannt noch mal!«, drohte der Koch und stellte das Pfännchen beiseite. »Ich will sie hübsch haben, nicht auseinandergerissen.«

Wie ich erwartet hatte, griff der zweite Mann trotzdem nach den Vögeln. Beide standen mit dem Rücken zu mir. Ich rannte zur Tür und erschrak fürchterlich, als mich eine neue Woge von Schwindel überkam. Plötzlich zitterte jeder Muskel in meinem Körper. Ich huschte durch die Tür, um die Ecke und drückte mich mit dem Rücken gegen die äußere Wand. Meine Schultern spannten sich, als der Koch brüllte, sanken aber gleich wieder herab, denn ich merkte, dass er seinen Kameraden anschrie.

Draußen, dachte ich, während die beiden richtig in Streit gerieten. Ich hatte es geschafft. Ich krallte die Finger um die groben, kalten Steine der Wand, an die ich mich presste, lauschte meinem klopfenden Herzen und wartete keuchend ab, bis das unwirkliche Gefühl allmählich nachließ. Der Schwindel fühlte sich so ähnlich an, wie wenn ich mich aus Versehen an einem meiner Pfeile gestochen hatte, und ich steckte die Fingerspitzen in den Mund und suchte nach dem typischen, bitteren Geschmack des Gifts. Aber ich schmeckte nur Asche. Der Schwindel musste daher kommen, dass ich doch Hunger hatte – ich hatte den ganzen Tag lang nichts gegessen.

Die Luft war kalt, und ich zitterte in meinem dünnen Kleid. Den Park zu erreichen, erinnerte mich sehr an die vielen Versteckspiele meiner Kindheit. Es war sogar bei nahe leichter gewesen als damals, dank der nächtlichen Dunkelheit. Meist waren die Spiele eine Überraschung gewesen – Kavenlow hatte mich aus tiefstem Schlaf ge-

rissen und mich in irgendeiner abgelegenen Ecke des Palastes abgesetzt. Dann hatte er beim Frühstück allen verkündet, dass derjenige, der mich fand, am Abend meinen Nachtisch bekommen würde. Meistens schlich ich mich den ganzen Tag durch den Palast, bis ich das Ziel, Kavenlows »sicheren Baum«, erreichte, und beschaffte mir dabei in der Küche oder in den Gärten etwas zu essen.

Die Kinder der Dienerschaft, meine Spielgefährten, freuten sich immer sehr darüber, denn mein Versteckspiel befreite sie von ihren gewohnten Pflichten. Als ich älter wurde, traten die Wachen an ihre Stelle, und Kavenlow musste einigen Widerstand überwinden, bis er dem Hauptmann erklärte, das sei eine gute Übung für seine Männer, Attentäter aufzuspüren. Da war mein Spaß an dem Spiel beinahe zu einer Besessenheit geworden, denn es gelang mir sogar, jene Männer auszutricksen, die mich beschützen sollten. *Aber diesmal, dachte ich, und mein erinnerungsseliges Lächeln erlosch, verliere ich nicht meinen Nachtisch, wenn ich erwischt werde, sondern mein Leben.*

Ich atmete tief durch, steckte den letzten Pfeil wieder in meinen Haarknoten und duckte mich. Nahende Stimmen schreckten mich auf, und ich schlüpfte in die große, außen gelegene Feuergrube der Küche. Ich hob die schwere Abdeckung aus Eichenholz an und schob sie halb über mich. Der scharfe Geruch von Asche und verbrannten Fett kratzte in der Kehle, und ich atmete flach, um nicht husten zu müssen. Die Grube war noch warm vom letzten Abendessen. Ich rutschte unbehaglich auf den erloschenen Kohlen herum, reckte den Kopf ein Stück über den Rand hinaus und sah zwei Wachen.

Sie schoben halbherzig mit den flachen Klingen die

Zweige des nahen Gebüschs auseinander und beschwerten sich lautstark über ihr unterbrochenes Abendmahl und dass dies ohnehin Zeitverschwendungen sei, weil ich vermutlich heulend in irgendeinem Wandschrank hockte. Wenn Garretts Männer alle derart unerfahren waren, hatte ich tatsächlich eine Chance. Selbst der Stallbursche hatte gewusst, dass man sich auch als Jäger beim Versteckspielen möglichst leise bewegte.

Die beiden gingen an mir vorbei. Angespannt und mit flauem Gefühl im Magen wartete ich, bis ihre Stimmen verklungen waren, ehe ich mich aus der Grube schob. Ich stank nach verbranntem Fett, und ein dunkler Fleck war an meinem Ellbogen verschmiert. Ich starre vor Dreck.

Ich atmete tief durch, hielt nach Fackeln Ausschau und rannte dann zu einem kleinen Hain. Unter den Bäumen blieb ich stehen. Mein graues Kleid verschwand in ihren Schatten. In wenigen Stunden würde der Mond aufgehen; bis dahin musste ich es über die Mauer geschafft haben. Atemlos lauschte ich, ob mich jemand verfolgte. Aber da war niemand.

Schreckhaft und nervös raffte ich die Röcke, damit sie sich nirgends verfingen, und schob mich durch den kleinen Hain. Mein Ziel war vor dem schwarzen Himmel beinahe unsichtbar: der einzige Baum im Garten, dessen Äste über die Palastmauer hinausragten. Das war Kaventows »sicherer Baum«, und ich runzelte die Stirn, als mir klar wurde, dass er mich durch Spiele und andere Zerstreuungen gelehrt hatte, auf allen erdenklichen Pfaden den einzigen Ausweg zu erreichen.

Licht und Lärm schreckten mich auf. Mein Herz schlug schneller. Sie waren noch so weit weg, dass ich mich unbemerkt bewegen konnte, aber nicht mehr lange.

Ich sah mich in die andere Richtung um und rannte auf einen schwach schimmernden Haufen Gesteinsbrocken zu.

Mein Atem passte sich meinen leisen Schritten auf dem feuchten Gras an. Als meine Stiefel auf dem losen Geröll leise knirschten, duckte ich mich und schlich langsam weiter. Der Haufen Steinbrocken stammte von einem großen, eingestürzten Pavillon, und er war auf meinen Wunsch hier liegen geblieben, weil ich erklärt hatte, er sei ein großartiges Winterquartier für Schlangen und Schmetterlinge.

Ich ging auf die Knie und tastete nach der kleinen Vertiefung, die ich vor fast zehn Jahren zwischen die Gesteinsbrocken gescharrt hatte. Sie war kein sonderlich gutes Versteck mehr, weil ich jetzt doppelt so groß war wie damals, und ich fühlte mich allzu sichtbar, als ich mich zwischen die Steine duckte. Sie waren noch warm von der Sonne, und ich drückte mich an sie.

Als ich fröhliches Hundegebell hörte, stockte mir der Atem.

»Banner«, flüsterte ich bestürzt, als ich sein Bellen erkannte. Sie hatten die Hunde losgelassen, um so nach mir zu suchen. Und die Hunde würden mich finden, mich schwanzwedelnd begrüßen und mir das Gesicht ablecken.

»Kusch. Platz!«, rief ein Gardist, der Stimme nach noch fast ein Junge.

Bitte nicht, dachte ich verzweifelt, aber ich wusste, wenn ich mich bewegte, würde Banner mich nur umso schneller finden. Ich spähte über die Steinbrocken und sah ein fernes Licht. Mir sank der Mut, als plötzlich raschelnde Schritte und ein schweres Keuchen aus der Dunkelheit drangen.

»Hund!«, hörte ich eine tiefere Stimme rufen, und die ferne Fackel hüpfte auf und ab. »Was hast du da gefunden, Hund?«

Der große Wolfshund stand still und lauschte. Dann begann sein Schwanz zu wedeln. Kläglich ließ ich mich zurücksinken, als er über die offene Wiese schnurstracks auf mich zulief und die Wachen weit zurückließ. Seine feuchte Schnauze schob sich in meine Hand, dann leckte er mir das Fett vom Ellbogen. »Geh weg«, zischte ich, aber er wollte spielen. »Böser Hund!«, flüsterte ich, und sein hin und her schwingender Schwanz erlahmte. Er winselte, und Pfoten so groß wie meine Hand stießen mich beinahe um, so dringend wollte er wissen, was er falsch gemacht hatte.

»Ach, du bist ein guter Hund«, sagte ich ergeben, kralzte ihn hinter den Ohren und verzieh dem riesigen Tier. »Guter Hund.« Ich hoffte nur, dass er still bleiben würde, und spähte über die Steine hinweg. Das Licht kam näher. Ich blickte zur Mauer, dann wieder zurück. Mit dem Hund konnte ich nicht leise davonlaufen, und wenn ich hierblieb, würden sie mich finden.

»He, Hund!«, rief der Gardist, und Banner spitzte die Ohren. Er rührte sich nicht. Das brachte mich auf eine Idee.

»Platz«, sagte ich, und der riesige Hund ließ sich fallen. Seine Augen reflektierten den schwachen Lichtschein, und er blickte erwartungsvoll zu mir auf. Ich packte seine bärtige Schnauze und beugte mich dicht über sein Gesicht, um ihn daran zu erinnern, wer der Anführer seines kleinen Rudels war. »Bleib«, flüsterte ich eindringlich. »Bleib.« Er beobachtete mich, während ich zurückwich, und wedelte unsicher mit dem Schwanz. »Bleib.«

Mit einem flauen Gefühl im Magen schlich ich mich durch die Gesteinsbrocken, bis sie schließlich Kieseln und dann Gras wichen. Ich betete darum, dass Banner tun würde, was ich ihm befohlen hatte, und rannte zu einem Schuppen, der hinter einer Rosenhecke verborgen war. Ein starker Geruch nach verrottendem Unkraut hing in der Luft. Ich ging um den Gärtnergeschuppen herum, bis ich die Palastmauer und meinen Baum sehen konnte. Ein Schatten, in dem sich schwach schimmernder Stahl zeigte, bewegte sich leicht daneben. Verzweifelt schloss ich die Augen. An genau dem Baum, auf den ich klettern musste, lehnte eine Wache.

Ich öffnete die Augen, als ich einen Ruf hörte. Sie hatten Banner gefunden. Alles ging schief!

»Da ist er«, rief ein Gardist dem anderen zu. »Hierher, Hund.«

»Was hat er gefunden?«, fragte der zweite.

»Nichts. Komm schon, Hund. Auf. Steh auf!« Meine Augen weiteten sich, als Banner aufjaulte. »Dummer Hund!«, schrie der Gardist. »Steh auf!«

»Guter Junge«, flüsterte ich und verzog das Gesicht, als Banner erneut aufjaulte. Der Schatten neben dem Baum bewegte sich. Ungläubig beobachtete ich, wie der Gardist seinen Posten verließ, um nachzusehen, was da los war. Ein junger, unerfahrener Gardist – o ja.

»Gib ihm eins mit dem Schwert«, sagte eine tiefere Stimme. »Dann geht er schon weiter.« Mit leisem Lederknirschen eilte der Wächter von der Mauer in lockerem Tempo an mir vorbei ... Und so leicht befand ich mich außerhalb ihres Kreises.

Ich verfluchte mich als Feigling und rannte zu dem Baum. Banner heulte auf vor Schmerz, und heiße Tränen schossen mir in die Augen. Er hätte davonlaufen sollen,

zurück zu seinem Zwinger. Dummer Hund. Warum hatte er auf mich gehört? Doch er blieb, und seine Treue erkauftete mir Zeit.

Meine Hand fand die glatte Rinde, und ich streckte mich nach oben. Behindert von meinen Röcken, stemmte ich mich auf den ersten Ast. Die Rinde zerschrammte mir die Handgelenke, und eine Woge von Schwäche und Schwindel überkam mich, so dass meine Arme zitterten. Ich hörte ein schmerzerfülltes Jaulen und fühlte mich entsetzlich hilflos. »Guter Junge«, flüsterte ich und kletterte höher. Ich war ein Feigling, weil ich davonlief, während er geschlagen wurde.

Meine Muskeln protestierten vor Hunger, als ich endlich den Ast erreichte, der parallel zur Mauer und auf der gleichen Höhe verlief. Banners Geheul wurde allmählich zornig. Ich hätte weinen mögen und riskierte einen Blick auf inzwischen drei Fackeln, die ihn umringten. Weitere Lichter näherten sich.

Die Wachen hatten begonnen, ihn zu reizen und zum Angriff aufzustacheln. Einer rief, sie sollten ihn gleich töten, weil sie ein Ungeheuer wie ihn nie in seinen Zwinger zurückbringen würden. Ich verabscheute mich, als ich Banner den Rücken zukehrte und mich aufrecht auf den breiten Ast stellte. Banners Gebell wurde immer wilder, während ich vorsichtig den Ast entlangbalancierte, die Arme weit ausgebreitet. Nun liefen mir die Tränen ungehemmt über die Wangen. Er vertraute mir, und ich ließ ihn im Stich. Ich konnte ihm nicht einmal erklären, warum.

Der Ast bog zur Seite ab, ehe er der Mauer nahe genug kam, um hinüberzuspringen, doch ein weiterer Ast verlief über meinem Kopf weiter zur Mauer und sogar darüber hinweg. Ich stellte mich auf die Zehenspitzen, pack-

te ihn und schloss die Augen, um mich zu sammeln. Der Hunger schwächte mich, und vor Angst und Kummer war mir schwindlig. Meine Füße hoben sich von dem unteren Ast, und ich hangelte mich Handbreit um Handbreit voran. Banners Gebell brach mit einem herzzerreißenden, schmerzerfüllten Jaulen ab.

»Banner, lauf doch einfach weg«, schluchzte ich und drohte den Halt zu verlieren. Der Ast wurde dünner. Die Soldaten johlten, und mir drehte sich das Herz im Leibe um. Sie hatten ihn erschlagen. Da war ich mir sicher.

Eine Handbreit weiter, und ich erstarrte, als ich ein Winseln am Fuß des Baumes hörte. *Banner! Er lebt!* Dann sank mir der Mut. Er war zu mir gekommen, um herauszufinden, was er falsch gemacht hatte. Sie würden ihm folgen!

Meine Arme begannen zu zittern, als sich die Wachen geräuschvoll näherten. In Panik schwang ich mich voran. Ein Blick zeigte mir, dass die schimmernde Mauer schon unter mir lag. Meine Finger ertasteten einen glatten Lederring. Er gehörte zu einer Tasche, die in einem dichten Gewirr von Zweigen hing. Ich riss sie aus ihrem Versteck, ließ mich fallen und landete ein paar Fuß tiefer unsicher auf der Mauerkrone. Meine Muskeln zitterten vor Anstrengung und Kälte. Ich fühlte mich schwindelig, als würde ich gleich in Ohnmacht fallen, so unwirklich kam mir alles vor.

»Danke, Banner«, flüsterte ich, und Tränen nahmen mir fast die Sicht. »Du bist ein *guter Hund*. Und jetzt lauf!«

Ich rutschte über den Rand und fiel ins Nichts.

8

Ich schlug hart auf dem Boden auf und rollte auf die Straße hinaus. Ein Wagen näherte sich, schwarz und langsam und von einer einzigen Fackel erhellt. Ich humpelte von der Straße zurück und drückte mich in den Schatten der Palastmauer. Mein Herz hämmerte. Ein langgezogenes Heulen erobt sich hinter der Mauer, und ich schloss kummervoll die Augen. »Lauf, Banner«, flüsterte ich und verabscheute mich selbst. »Lauf weg.«

Ich war draußen. Das erschien mir kaum mehr wichtig. Ich senkte den Kopf, als der Wagen an mir vorbeirollte, schwer beladen mit Menschen und Hausrat. Plötzlich wurde mir bewusst, dass ich vor Dreck starrte und mit Rindenstückchen, Fett und Tau verschmiert war. Ich war noch nie zuvor allein außerhalb des Palastes gewesen und fühlte mich nackt und schutzlos ohne ...

»Kavenlow«, stieß ich wütend hervor. *Das hier ist seine Schuld*, dachte ich, setzte mich hin und rieb mir den Knöchel, während der Wagen quietschend weiterrollte. Kavenlow hätte es mir sagen müssen. Wenn ich es gewusst hätte, hätte ich etwas unternehmen können. Ich war so erschüttert gewesen, als ich von meiner wahren Abstammung erfahren hatte, dass ich Garrett gegenüber blind geworden war. Ich hatte seine Frustration darüber gesehen, nur ein zweiter Sohn zu sein, und seinen Stolz, der ein eigenes Königreich verlangte. All das war da gewesen. Doch ich hatte es ignoriert und mich stattdessen in Selbstmitleid gesuhlt. Und jetzt waren meine Eltern tot. Meinetwegen.

»Tun dir jetzt schon die Füße weh, Liebes?«, krächzte eine Stimme.

Zischend sog ich den Atem ein. Eine alte Frau mit einer großen Stofftasche stand vor mir. Ich hatte sie nicht kommen hören, weil sie barfuß lief. »Wie bitte?«, stammelte ich erschrocken.

»Ob dir jetzt schon die Füße wehtun? Willst du denn nicht fort? Ich gehe fort. Misdever Soldaten überall in den Straßen«, brummte sie, und selbst im schwachen Lichtschein sah ich, wie schlecht ihre Zähne waren. »Und dann plötzlich kein Einziger mehr. Und die Costenopolier Wachen kehren in den Palast zurück, und keiner kommt, sie abzulösen? Gefällt mir nicht. Nein, gar nicht.«

Ich stand auf und belastete vorsichtig meinen Fuß, bis ich sicher war, dass ich darauf stehen konnte. Noch immer waren hinter der Mauer keine aufgeregten Rufe zu hören, doch ich musste weiter. Die Ledertasche in meiner Hand war alt und fleckig. Ich konnte das leise Klimpern von Münzen darin hören.

»Und diese arme Frau«, fuhr die Alte fort, während ich langsam von ihr abrückte. »Hat am Tor geschrien und Einlass verlangt, und die Wachen haben sie zu Boden gestoßen. Das sind keine Costenopolier Männer. Nein, gewiss nicht.«

Heather!, dachte ich. »Ist sie verletzt?«, fragte ich und trat wieder näher. »Haben sie ihr etwas getan?«

Die Frau kniff die Augen zusammen. »Das weiß ich nicht. Aber ich gehe. Und das solltest du auch tun.«

Ein schleimiges Husten ließ mich herumfahren. »Geh nach Hause, Mabel«, sagte ein dünner Mann. Er zog einen Umhang fest um sich und kam über die von Laternen erleuchtete Straße zu uns herüber. »Im Palast brennt Licht, weil der Misdever Prinz da ist. Setz dem Mädchen mit deinen Schauergeschichten keine Flausen in den Kopf. Da oben schmieden sie Hochzeitspläne.«

»Ha!«, bellte die Alte. »Warum hast du dann dein leckes altes Ruderboot bepackt?«

»Es schadet nie, gut vorbereitet zu sein, sage ich immer.«

Ich wich mit einem falschen Lächeln auf dem Gesicht von den beiden zurück. Vermutlich merkten sie gar nicht, dass ich verschwunden war, denn sie setzten ihre Diskussion fort, und jede Behauptung war lauter und mit mehr liebevollen Beleidigungen durchsetzt als die zuvor. Eines war klar: Die Stadt leerte sich. Irgendwie ahnten die Leute, dass etwas nicht stimmte, und diese Angst hatte einen wahren Exodus verursacht. Das war ein Glück. In einer Menschenmenge konnte ich untertauchen und inmitten der anderen zum Tor hinausschlüpfen. Ich brauchte ein Pferd, einen Umhang, Essen ... Ich brauchte Geld.

Das Klimpern der Münzen fiel mir wieder ein, und ich plagte mich mit dem Knoten, der die Tasche verschloss. Ein gut gekleidetes Paar kam an mir vorbei, deren ordentlich beladener Wagen offenbar ihren gesamten Besitz transportierte. Zwei Kinder schliefen hinten drin. Ich versuchte, die Fettflecken auf meinem Kleid zu verborgen, als die Frau verächtlich auf mich herabblickte. Mit flammenden Wangen trat ich zur nächsten Laterne, um in die Tasche zu schauen.

Es war tatsächlich Geld darin, genug für einen guten Einkaufsausflug in die Stadt. Meine Augen weiteten sich, als ich den bitteren Geruch von Kavenlows Gift erkannte, und es überraschte mich nicht, einen kleinen, verschlossenen Tiegel davon vorzufinden. Mehrere schmucklose Pfeile waren mit einem violetten Band verschnürt. Ich kostete einen, stellte fest, dass das Gift darin noch wirksam war, und steckte erleichtert mehrere Pfeile in meinen Haarknoten. Erst als ich das Bündel mit den anderen

Pfeilen wieder zurücklegte, fand ich das zusammengefaltete Blatt Papier, das ganz unten in dem Beutel lag. Es war eine Botschaft von Kavenlow, und ich runzelte zornig die Stirn.

*Meine liebe Tess,
wenn Du dies gefunden hast, habe ich Dich gut unterwiesen. Es macht mich traurig, dass ich Dir nur durch Papier und Tinte sagen kann, wie stolz ich auf Dich bin.*

Falls Du über die Mauer kletterst, um zu entkommen, bin ich vermutlich tot, und die Stabilität des Königreichs ist in Gefahr. Flieh, wenn Du es vorerst für das Beste hältst, doch Costenopolis gehört jetzt Dir. Ich wünsche Dir ein gutes Spiel. Welche Aufgabe das königliche Paar Dir bei der Rückkehr ihrer Prinzessin auch übertragen haben mag – nutze sie, um Dein Blendwerk zu stärken. Ich habe hart gearbeitet, um meine wahren Pläne für Dich vor dem König und der Königin zu verbergen. Gib Dich mit dem Wissen zufrieden, dass Könige zwar die Krone tragen, wir aber die Raffinesse und Kraft verkörpern, die das Reich zusammenhalten.

Wie sehr ich es bedaure, Dich durch mein Schweigen belogen zu haben, wirst Du nie ermessen können. Aber Du sollst wissen, dass Du niemals das Kind des Königs und der Königin warst. Du warst meine Tochter, und ich habe Dich so sehr geliebt wie das Kind, das ich nie haben konnte. Du bist die Tochter meines Herzens, die Erbin meiner Fähigkeiten.

*In Liebe, Dein Mentor
Kavenlow*

Die Tränen begannen irgendwo in der Mitte zu fließen und rannen mir dann ungezügelt über die Wangen. Ein

unerträgliches Gewicht schnürte mir die Luft ab. *Wie konntest du mir das antun?*, dachte ich verzweifelt. *Gera de, als ich bereit war, dich zu hassen?* Ich schluchzte erstickt, streckte den Arm aus, hielt die Botschaft an die Flamme und sah zu, wie sie verbrannte. Niemand sollte diese Worte sehen außer mir. Ich verstand zwar nicht alles, was er mir geschrieben hatte, nur, dass er mich liebte. Ich fühlte mich wie Banner, der die Wand anheulte, während seine Quelle der Kraft sich davonschlich und er ihr Versprechen, zurückzukehren, nicht hören konnte.

Ich ließ den Kopf sinken, als ein Handkarren an mir vorüberkam. Mit einem schmierigen Handrücken wischte ich mir die Augen und machte mich matt auf den Weg, hinab zum Hafen und zu den Schänken. Ohne Kavenlow erschienen mir die einst so vertrauten Straßen seltsam bedrohlich. Von Garretts Soldaten war nichts zu sehen, doch ich war sicher, dass sich das morgen ändern würde, wenn sie begannen, die Straßen abzusuchen.

Zu meiner großen Überraschung war der Hafenmarkt geöffnet, denn gierige Händler ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihre Waren an verängstigte Menschen zu verkaufen, die Essen und andere Notwendigkeiten horteten. Die Fackeln loderten hoch, die Preise noch höher, doch immerhin würde ich nicht bis morgen warten müssen, um mich auszurüsten. Zuallererst brauchte ich aber ein ruhiges Plätzchen, um meine erschütterte, zersprengte Seele wieder zu sammeln und einen Plan zu fassen.

Der Schwindel war vergangen, da ich nun nicht mehr rannte, aber meine Glieder waren schwer vor Erschöpfung. Ich hielt auf ein Gasthaus zu, das zwei Straßen vom Kai entfernt lag. Da würde es vermutlich ruhiger sein. Ehe ich die Straße überquerte, warf ich einen Blick zurück zum Palast. Er glitzerte wie Geschmeide im Kerzen-

schein, dort oben auf seinem Hügel. Vor Schmerz schloss ich kurz die Augen und wandte mich ab. *Sie sind tot. Alle beide.*

Da ich eher wohlhabend als notleidend wirken wollte, strich ich entschlossen mein schmutzstarrendes Kleid glatt und betrat das Wirtshaus. Die schale Luft roch nach zu lang gekochten Kartoffeln, aber der niedrige Raum war warm und beinahe leer. Drei Männer spielten an einem Tisch vor dem Kamin. Ein weiterer saß allein über seine Schüssel gebeugt und aß seine Suppe so sorgsam, als zählte er jeden Bissen wie Geld. Eine mürrische Schankmaid beäugte mich, aber ich näherte mich dem Mann mit der zerlumpten Mütze, der an den Bierfässern lehnte. Eine Bettlerin würde die Schankmagd um Hilfe bitten; eine Dame verlangte sie vom Wirt persönlich.

Er musterte mich von Kopf bis Fuß, und in seinen Augen stand deutlich die Frage, was eine Frau mit guten Stiefeln allein, ohne Umhang, schmutzstarrend und mit zerzauster Frisur in seiner Taverne zu suchen hatte. »Ich möchte zu Abend essen«, sagte ich mit sorgfältiger Betonung.

Der Wirt holte Luft, um zu antworten, doch eine schrille Stimme kreischte aus einem dunklen Durchgang: »Hinaus mit ihr! Wir sind nicht dazu da, die Nachzügler der Stadt zu verköstigen.«

Ich versetzte Kavenlows fleckiger Ledertasche einen leichten Stoß, so dass die Münzen leise klimperten. Der Mann blickte zu dem Durchgang zurück. »Kümmere dich um deine Arbeit, Weib!«, rief er. Als er sich mir wieder zuwandte, rundeten sich seine von harter Arbeit geröteten Wangen durch ein breites Lächeln, das eine Zahnlücke enthüllte. »Seid wohl Eurem Mann davongelaufen, was, Madam?«

Ich warf einen Blick auf die leeren Tische. »Mein Abendessen?«, fragte ich und legte zwei Münzen vor ihn hin. Zum Glück hatte Kavenlow darauf bestanden, dass ich das Geld immer selbst in die Hand nahm, wenn wir in der Stadt unterwegs waren. Daher wusste ich, wie viel ich bezahlen musste.

»Bedient Euch da am Kessel«, sagte er und wies auf die Feuerstelle hinter mir.

»Ich ... bin so rasch aufgebrochen«, stammelte ich verlegen, »dass ich keine Schüssel mitnehmen konnte.«

Wortlos bückte er sich hinter seinen Tresen und holte eine Holzschüssel hervor sowie ein flaches, langes Stück Holz, das man zur Not als Löffel hätte bezeichnen können.

»Dafür bezahlt sie aber!«, schrie die noch immer unsichtbare Frau, und der Mann zog unwillkürlich die Schultern ein.

Ich nahm die Sachen und kam mir dumm dabei vor. »Wäre es wohl möglich, ein Bad zu bekommen?«, fragte ich.

»Ich mach hier kein Bad!«, rief die Frau aus. Die Schankmaid fand plötzlich etwas zu tun und schrubbte sehr eifrig den entferntesten Tisch, wobei sie uns den Rücken zuwandte.

Ich zog zwei weitere Münzen hervor, doppelt so viel wert wie die, mit denen ich mein Abendessen bezahlt hatte. Das Blut meiner Mutter klebte immer noch an meinen Händen; ich würde ihm den ganzen Beutel geben, wenn es sein musste, damit ich mich endlich waschen konnte. »Halt den Mund, Weib!«, brüllte der Mann über die Schulter.

»Ich mach hier kein Bad!«, beharrte sie.

»Du kümmertest dich um ein Bad«, herrschte der Mann sie an.

»Halt endlich den Mund!« Er wandte sich mir zu, und ich biss die Zähne zusammen, um nicht loszuweinen. »Es wird ein Weilchen dauern. Wollt Ihr es auf einem Zimmer haben?«

Mit gesenktem Kopf nickte ich, obgleich ich nicht vorhatte, in dem Zimmer zu übernachten. Er zapfte eine dunkle Flüssigkeit in einen Humpen. »Hier«, sagte er und reichte ihn mir. »Sucht Euch eines der Zimmer hinten aus. Das zweite hat innen einen Riegel, Madam.«

Mein Gesicht fühlte sich plötzlich kalt an. »Danke sehr«, brachte ich mühsam heraus. Ein scheußliches Gefühl senkte sich auf mich herab. Ich fühlte mich entsetzlich allein. Es gab keine verborgene Eskorte, keine freundlichen Wachen irgendwo hinter mir. Ich war allein nach Anbruch der Nacht mit einem Beutel voll Münzen in einer Taverne zwei Querstraßen vom Kai entfernt, in schmutzige Lumpen gekleidet und mit Schweinefett beschmiert. Meine Lage hätte höchstens dann noch schlimmer werden können, wenn es zu regnen anfangen würde.

Mit Knieen, die sich wie nasse Lappen anfühlten, durchquerte ich den Raum und setzte mich mit dem Rücken zur Wand an einen Tisch in der Nähe des Feuers. Ich stellte den schweren Krug ab, trat dann mit Kaventows Tasche über der Schulter vor den offenen Kamin und stellte fest, dass der Kessel einen Fischeintopf enthielt. Die Vorstellung, das zu essen, war abstoßend, doch da ich vor Hunger beinahe in Ohnmacht gefallen war, nahm ich mir etwas davon. Blicke waren auf mich gerichtet. Das gefiel mir nicht. Ich hatte noch nie ganz allein gegessen.

Die Männer wandten sich ab, als ich mich erneut hinsetzte. Langsam ließ meine Angst nach, während die

dicke Suppe mich wärmte. Der Umgang mit dem Löffel war nicht einfach, und ich kam mir dumm vor, weil fast alles wieder herunterlief. Allmählich bekam ich Appetit – bis mir klar wurde, dass der gallertartige Klumpen, den ich gerade mit der Zunge im Mund herumschob, vermutlich der Zwilling des Fischauges war, das mir aus der Schüssel entgegenstarrte.

Ich würgte, beugte mich tief über die Schüssel und spuckte es aus. Mit glühenden Wangen blickte ich auf, doch anscheinend hatte niemand etwas bemerkt. Ich unterdrückte ein Schaudern und schob die Schüssel von mir. Dabei fiel mein Blick auf den alten Mann, der ebenfalls aß. Ihm schien es nichts auszumachen, dass seine Suppe seinen Blick erwiderte, mir hingegen schon.

Am Tisch der Spieler wurde es laut, und ich wandte meine Aufmerksamkeit den Männern zu – sie spielten Drei Flüsse. Der Älteste hatte graue Schläfen und ein gütiges, edel wirkendes Gesicht, obwohl seine müde, krumme Haltung eher auf schwere körperliche Arbeit hinwies. Er trug einfache, aber saubere Kleidung. Ein Zweig klemmte zwischen seinen Zähnen, und er schob ihn von einem Mundwinkel zum anderen.

Dem Feuer am nächsten saß ein Mann mit sanfter Stimme, der sowohl mit seinem Geld als auch seiner Meinung hinter dem Berg hielt. Er war wie ein Händler gekleidet, mit sauberem Stiefeln und einem guten Umhang.

Der letzte Mitspieler saß mit dem Rücken zu mir. Er trug ein unauffälliges Hemd und eine Hose aus braunem Stoff. Im Gegensatz zu den beiden anderen hatte er keinen Bart, und sein braunes Haar war so stoppelig kurz geschnitten, wie die jüngeren Wachen es gern trugen. Er scherzte und sprach recht geistreich und schien sehr oft

zu gewinnen. Ich sah zu, wie er ein paar Münzen über den Tisch zu sich heranzog und den anderen mit aufmunternden Worten darüber hinweghalf. Seine Hände waren zu sauber für einen Arbeiter, seine Kleider nicht gut genug für einen Händler. *Soldat?*, überlegte ich, verwarf aber auch diesen Gedanken – er war zwar muskulös und kräftig, mit breitem Rücken und schmaler Taille, doch sein Körper war offensichtlich eher alltägliche Anstrengungen gewöhnt, nicht die harte Disziplin der Übungen mit dem Schwert. Er trug allerdings einen Dolch, dessen Umriss sich oben an seinen schlecht zusammengeschusterten, dünnsohligen Stiefeln abzeichnete.

Dann sah ich, wie er eine Karte aus seinem Kragen zog und stattdessen eine aus seiner Hand dort versteckte, indem er so tat, als strecke er sich. Zischend sog ich den Atem ein. Er war ein Falschspieler! Ein Betrüger, das war er!

Vor Empörung wurden meine Wangen heiß, und ich hatte mich schon halb erhoben, ehe ich mich zügeln konnte. *Was bei allen Schohgruben tue ich denn da?* Was ging mich ein diebischer Schwindler an, wenn mein Leben von einem Wettrennen zwischen meinen flinken Füßen und Garretts gewaltigem Zorn abhing?

Beim Gedanken an Garretts Soldaten wurde mir kalt, und ich schob die Schüssel noch weiter von mir und untersuchte den Inhalt des Beutels, um abzuschätzen, was ich davon kaufen konnte. Es würde für die nötige Ausrüstung und etwas Proviant reichen, aber nicht für ein Pferd. Pferde waren sehr teuer in einer Stadt an der Küste, wo das wenige fruchtbare Land gebraucht wurde, um Nahrung für Menschen anzubauen. Und jetzt wurden sie gewiss noch teurer gehandelt als sonst, weil die halbe Stadt zu den Toren hinausströmte.

Wie soll ich nur an ein Pferd kommen? Besorgt nippte ich an dem Humpen und würgte fast ob des bitteren Geschmacks. Das Bier war beinahe verdorben. Gott steh mir bei, dies war die schlimmste Mahlzeit, die ich jemals hatte stehen lassen.

Ich spuckte auch das Bier wieder aus und runzelte die Stirn, als der Falschspieler über eine Bemerkung des Kaufmanns lachte. Mein Blick blieb an dem Geld auf dem Tisch hängen, und meine Augen wurden schmal.

Ich konnte Karten spielen. Kavenlow hatte es mir beigebracht und dabei grundsätzlich gemogelt. Als ich ihn zum ersten Mal dabei erwischt hatte, hatte ich geschworen, nie wieder mit ihm zu spielen. Er hatte gebrüllt vor Lachen – woraufhin ich so wütend geworden war, dass ich ihn am liebsten hätte ausweiden lassen, um ihn dann als Kaminvorleger zu benutzen. Doch dann hatte er einen neuen Einsatz verkündet. Wenn ich ihn beim Falschspielen erwischte, bekam ich seinen Nachtisch. Wenn er gewann, ohne dass ich die Täuschung entdeckte, aß er meinen. Es war ein sehr lustiger Winter geworden.

Die angenehme Erinnerung verblasste. Traurig wand ich eine lose Locke wieder um meinen Haarknoten. Ich würde Kavenlow finden. Aber dazu brauchte ich ein Pferd.

Ich ließ meine Suppe stehen, erhob mich und trat mit Krug und Tasche an den Tisch. Die Unterhaltung erstarb, als die Männer zu mir aufblickten. Ich errötete über meine eigene Dreistigkeit; wir waren einander nicht vorgestellt worden, doch ich glaubte, dass das hier keine so große Rolle spielte. »Drei Flüsse?«, fragte ich. »Würdet ihr mich mitspielen lassen?«

Das Schweigen wurde unbehaglich. Der Händler funkelte den Wirt finster an, der mit den Schultern zuckte.

Es war der Falschspieler, der die erstarre Szene endlich auflöste, indem er für mich eine der kleinen Sitzbänke vom Tisch abrückte. Ich ignorierte ihn, und meine Wangen wurden heiß. Sogleich erhob sich der Kaufmann mit einer Schnelligkeit, die er zweifellos dem ständigen Werben um Kundschaft verdankte. Die beiden anderen Männer standen ebenfalls auf.

»Wenn Ihr gestattet, Madam«, sagte der Händler, nahm mir den Humpen ab und stellte ihn auf den Tisch, ehe er mir mit geübtem Geschick half, auf der grob geziimmerten Bank Platz zu nehmen. »Mein Name ist Trevor.«

»Danke sehr, Trevor«, erwiderte ich und atmete auf, weil endlich jemand etwas gesagt hatte. Ich musterte ihn abschätzend, während ich mein schmutzstarrendes Kleid glatt strich. »Ich glaube, ich kenne Euer Geschäft an der Hauptstraße. Ihr verkauft Fäden und Garne, nicht wahr?«

»Ja, Madam«, antwortete er lächelnd. Er erkannte mich nicht, und zum ersten Mal an diesem Abend wusste ich das sehr zu schätzen.

»Collin«, stellte der zweite Mann sich vor. Der kurze Zweig zwischen seinen Zähnen rückte ein Stück weiter, und er setzte sich wieder.

Der Betrüger hatte sich kaum von seiner Bank erhoben und mischte schon wieder die Karten. »Madam«, sagte er, ohne seinen Namen zu nennen, und ich nickte ihm knapp zu.

»Ich bin ...« Ich zögerte, denn ich wusste nicht recht, wie ich mich nennen sollte. »Ich bin auf der Suche nach Zerstreuung, bei all der Aufregung, die heute Abend auf den Straßen herrscht. Welche Version spielt ihr?«

Bei diesen Worten entspannten sich alle drei Männer sichtlich. »Steine stauen den Fluss«, sagte der Falsch-

spieler und schob mir eine Karte zu. »Wald verstellt die Sonne.«

Ich nickte. Diese Variante hatte ich schon gespielt. Ich zog eine angemessene Münze aus der Tasche auf meinem Schoß und legte sie zu den anderen auf den Tisch. Dann nahm ich die Karten auf und biss mir auf die Unterlippe. Die Runde lief von mir zu dem Falschspieler, was mir sehr entgegenkam. Wenn ich nicht gewinnen konnte, was ich brauchte, würde ich den Falschspieler erpressen, damit er mich gewinnen ließ. Sofern es mir gelang, ihn bei einem Schwindel zu ertappen und ihm klarzumachen, dass ich ihn auch beweisen konnte.

Das Spiel würde zwei Mal rund um den Tisch gehen, und jeder von uns tauschte Karten mit den offen abgelegten oder dem verdeckten Rest des Stapels. Danach konnte man aussteigen und seine Münze verlieren, oder eine weitere auf den Tisch legen und sich damit die Chance erkaufen, alles einzuheimsen. Das stärkste Blatt gewann. Ein einfaches Spiel.

Die ersten Runden spielten wir schweigend. Weil mir diese Stille unangenehm wurde, wandte ich mich wieder an den Kaufmann, den kultiviertesten der drei Männer. »Trevor«, sagte ich, und mir kamen die Tränen, als ich so tat, als tränke ich von dem grässlichen Bier. »Ihr verkauft diesen wunderbaren Faden, den Insekten spinnen, nicht wahr?«

»Ja, Madam.« Er legte eine Schwertkarte auf den offenen Stapel ab. »Ich fürchte, Seide werde ich eine Weile nicht mehr verkaufen können. Es wäre sicher klug, mein Sortiment von Garnen für den Hausgebrauch auf die dickeren Fasern umzustellen, die man für Seile auf Kriegsschiffen braucht. Aber ich konnte noch keinen Lieferanten finden.«

»Kriegsschiffe!«, sagte ich, und meine Überraschung war echt. Wie konnte er so etwas auch nur ahnen? Immerhin hatte Garrett erst heute Morgen Anspruch auf mein Land erhoben.

»Gerüchte«, knurrte Collin um das Stöckchen zwischen seinen Zähnen herum. »Costenopolis wird doch wegen einer narrenverdammten Hochzeit nicht in den Krieg ziehen.«

Ich blinzelte. Doch niemand bemerkte meinen Schrecken, denn der Händler hob seinen Krug und entgegnete: »Nein, aber die Misdever Hunde womöglich schon. In der Hölle sollen sie verrotten.«

Die beiden anderen Männer stimmten lautstark zu und stießen mit ihm an. Alle drei tranken einen Schluck und knallten dann die Krüge unnötig heftig auf den Tisch. Fasziniert beobachtete ich Collin, der sein Zweiglein nicht aus dem Mund nehmen musste, um den Humpen zum Trinken anzusetzen.

»Ihr handelt also mit Garnen?«, fragte Collin, nahm die abgelegte Schwertkarte des Kaufmanns auf und legte einen roten Bauern ab. »Ich mache Schnur für Netze.«

Die beiden wechselten berechnende Blicke, und ich nahm eine verdeckte Karte auf. Alles war besser als der Bauer, den ich abgelegt hatte. Es war ein schwarzer Stein, der mir zu meinen anderen Karten nichts nützte, doch ich behielt ihn und legte eine wertvolle Königin ab. Dafür hatte ich drei Gründe. Erstens deutete es an, dass ich ein hervorragendes Blatt hatte, und so würde ich vielleicht durch einen Bluff gewinnen. Zweitens vermutete ich, dass der Falschspieler sie sich nehmen und für später irgendwo verstecken würde. Oder, drittens, es würde meine Mitspieler zu dem Glauben verleiten, ich sei dumm. Jedes dieser Ergebnisse würde mir einen Vorteil

verschaffen. Mein Herz pochte heftig, als der Falschspieler einen winzigen Augenblick zögerte, ehe er die Königin aufnahm.

Collin beugte sich zu dem Händler hinüber, wobei er den Blick jedoch gewissenhaft von dessen Karten abwandte. »Man könnte mir sicher etwas bieten, wofür ich meine Arbeiter von den Netzen abziehen und stattdessen Seile machen lassen würde. Seile werden sehr gefragt sein, wenn es Krieg mit Misdev gibt.«

»Auf die Misdever Hunde!«, sagte der Betrüger laut. »In der Hölle sollen sie verrotten.«

»In der Hölle sollen sie verrotten!«, wiederholten die Männer. Sogar der Mann, der Suppe aß, stimmte schwächlich mit ein. Ein wenig verspätet hob ich meinen Krug und tat so, als würde ich von der Brühe trinken. Aufregung kribbelte in meinen Zehenspitzen, als der Falschspieler die Königin in seinen Ärmelaufschlag schob und durch eine andere Karte ersetzte, während wir tranken. Es ging sehr schnell, und ich hatte es eigentlich gar nicht richtig gesehen, doch dank der vielen Spiele mit Kavenlow war ich sicher, dass genau das geschehen war.

»Mithalten oder aussteigen?«, fragte der Falschspieler mit Unschuldsmiene und legte die letzte Karte ab.

Collin kaute wild auf seinem Zweig herum und warf dann eine Münze auf den Tisch.

»Ich steige aus«, sagte der Händler und legte seine Karten verdeckt auf den Tisch.

»Ich auch«, erklärte der Falschspieler, denn er konnte es nicht riskieren, sein Blatt zu zeigen, falls jemand sich daran erinnerte, dass er ja die Königin haben sollte, die ich abgelegt hatte.

Sogleich legte ich eine Münze zu Collins dazu, um den Eindruck, ich sei töricht, noch zu verstärken. Da ich

die Königin abgelegt hatte, war mein Blatt miserabel. Collin gewann und sammelte mit zufriedener Miene seine Münzen ein.

Die Karten wurden an den Händler weitergereicht, der sie mischte. »Es überrascht mich, dass Ihr nicht in Eurem Geschäft seid«, bemerkte ich, als er mir meine Karten zuschob. »Anscheinend glaubt heute die ganze Stadt, Mitternacht sei heller Mittag.«

»Leute, die vor einem Krieg fliehen, kaufen keine Spule Flachs«, erwiderte er knapp.

»Dieses Gerede vom Krieg ist lächerlich«, sagte der Falschspieler. »Was spielt es schon für eine Rolle, wen sie heiratet?«

Den Zweig fest zwischen die Zähne geklemmt, nahm Collin eine Karte auf und klatschte einen schwarzen Wolf so energisch hin, dass er beinahe vom Tisch segelte. »Mir wäre es lieber, wenn die Prinzessin einen Ziegenhirten heiraten würde statt eines von König Edmunds Bältern«, brummte er. »Mein Großvater ist mit einer schwarzen, stinkenden Hand aus dem letzten Krieg gegen Misdev heimgekommen. Er hat noch lange genug gelebt, um die See zu berühren, und dann ist er zwischen den Netzen gestorben, die er nicht einmal mehr flicken konnte. Und wofür ist er gestorben? Für einen Streifen Wald.«

Die Bitterkeit in seiner Stimme überraschte mich. »Es ging nicht um einen Streifen Wald«, sagte ich und nahm den Wolf. »Er ist gestorben, um die Misdever Teufel aus unseren Häfen herauszuhalten.«

»In der Hölle sollen sie verrotten!«, riefen die Männer, und ich ertappte mich dabei, dass ich mit einstimmte. Meine Aufmerksamkeit schweifte ab, denn ich dachte daran, dass mein Vater beinahe König Edmund unsere Häfen in die Hand gegeben hätte – während mein Groß-

vater so hart gekämpft hatte, um ebendas zu verhindern. Da ich abgelenkt war, erwischtet ich den Falschspieler diesmal nicht beim Mogeln, und er gewann.

»Und was tut Ihr, werter Herr?«, fragte ich den Betrüger, während Collin eine neue Runde austeilte.

»Ich treibe Handel«, antwortete der junge Mann, ohne zu zögern, den Blick auf seine Karten gerichtet.

Ich musterte ihn rasch. »Handel?« Wenn der da ein Händler war, dann war ich eine Hafenhure. Und das war ich nicht. Noch nicht. Trotz meiner augenblicklichen Erscheinung. »Womit handelt Ihr denn?«

Er warf mir einen Blick zu. »Mit schwarzen Schafen. Wenn ich ein solches Tier bei einem Bauern finde, kaufe ich es.«

»Schwarze Schafe«, wiederholte ich. Ich warf einen Priester ab und nahm die rote Sonne in der Hoffnung, der Falschspieler werde sich den Priester schnappen. Doch er entschied sich für den verdeckten Stapel.

»Und womit bringt Ihr Eure Tage zu?«, fragte er sarkastisch.

Mir verging die Spöttelei, als ich erkannte, dass ich eigentlich nicht viel tat. »Ich tätige Anschaffungen«, erklärte ich. »Ich kaufe große Mengen Waren ein, zu den verschiedensten Zwecken.«

»Ihr besorgt den Haushalt«, sagte er in einem Tonfall, der die Worte zu einer Beleidigung machte.

»Ihr wärt überrascht, wie viel Planung ein Haushalt erfordert«, erwiderte ich hitzig. »Doch Ihr wüsset das gar nicht zu schätzen, da Ihr ja nicht einmal eine Mondspanne an ein- und demselben Ort verweilt – auf Eurer Jagd nach schwarzen Schafen.«

Der Händler warf Collin einen vielsagenden Blick zu. »Oh, ich bin sicher, Ihr führt ein gutes Haus, Madam.«

»Warum verlässt sie es dann?«, fragte der Betrüger.

»Wegen der Misdever Köter«, antwortete ich und schlug unwillkürlich die Augen nieder.

»Die Misdever Köter!«, schimpfte der Falschspieler laut.

»In der Hölle sollen sie verrotten!«, entgegneten die anderen Männer.

Ich passte gut auf, während sie tranken, doch der Falschspieler bewegte keine einzige Karte. Ich fragte mich, ob er bemerkte, dass ich ihn beobachtete. Im letzten Durchgang hatte ich Glück und nahm eine Flusskarte auf. Nun hatte ich ein starkes Blatt, in dem alle Elemente vertreten waren. Da ich meinen König nicht mehr brauchte, gab ich ihn ab. Die Augenwinkel des Falschspielers legten sich in Fältchen, als er ihn aufnahm. Ich wartete darauf, dass er ihn verschwinden ließ, doch als das Spiel vorüber war und ich gewonnen hatte, hielt er noch immer alle seine Karten in der Hand.

Nun war ich mit Ausgeben dran, und im Durcheinander der Karten, die mir über den Tisch hinweg zugeschoben wurden, hätte ich seinen Betrug beinahe übersehen. Der Falschspieler gab nur vier Karten zurück. Die fünfte verschwand in seinem Stiefel, als ich absichtlich etwas Bier verschüttete und Trevor es höflich wegwischte. Meine Augen wurden schmal. Ich war sicher, dass es der König gewesen war. Er hatte weiter keine guten Karten gehabt.

»Meine Herren«, sagte ich und mischte absichtlich so ungeschickt, dass mir die Karten jeden Moment zu entgleiten drohten. »Mein – Ehemann spielte gern mit mir, als wir noch jung vermählt waren.« Ich verzog das Gesicht und legte ein wenig zornige Bitterkeit in meine Stimme. »Wir haben um Süßigkeiten gespielt. In letzter

Zeit will er gar nichts mehr mit mir spielen. Aber ich habe dieses Spiel in schöner Erinnerung. Kennt Ihr Spuck-in-den-Wind?«

Berechnende Stille breitete sich am Tisch aus. In diesem Spiel füllte sich der Topf sehr schnell, und mit vier und mehr Spielern nahm er rasch gefährliche Ausmaße an. Der Falschspieler würde gewiss nicht widerstehen können. Die beiden ehrlichen Männer wechselten einen Blick, und es war ihnen sichtlich unangenehm, eine Frau auszunutzen, die vermeintlich einen ganzen Krug Bier getrunken hatte. Doch der Betrüger nickte. »Ich kenne es«, sagte er. »Ich wäre mit einer Partie einverstanden. Aber mehr wäre mir heute Abend zu viel.«

»Na gut«, drückste Collin herum. »Wenn es nur eine ist.«

»Eine Partie«, stimmte der Kaufmann zu.

Ich teilte sechs Karten pro Spieler aus, und ein Kribbeln in meiner Magengegend sandte Wärme durch meinen ganzen Körper. Ich holte tief Luft, nahm meine Karten auf und plante, wie ich sie ausspielen wollte. Mein Herz schlug schneller, als ich den Ausgang voraussah, und ich konzentrierte mich darauf, ruhig weiterzuatmen.

Unter leisem Klappern warfen alle eine Münze auf den Tisch. Spuck-in-den-Wind war zu schnell für Taschenspielertricks. Die Karten des Betrügers würden genau da bleiben, wo sie waren. Jeder entschied selbst, welche Karte er ausspielte. Die höchste Karte gewann, und der Sieger bekam die Münzen mitsamt den gespielten Karten. Dann konnte er aus neun Karten wählen, während die Verlierer nur noch fünf auf der Hand hatten. Das Spiel wiederholte sich mit neuem Einsatz, bis ein Spieler alle Karten gewonnen hatte – und das gesamte Geld. Aus seinem Einsatz von sechs Münzen hatte er also

mindestens vierundzwanzig gemacht. Ich hatte gute Chancen, mit diesem Topf davonzuspazieren. Ich würde entweder aus eigener Kraft gewinnen oder den Betrüger erpressen, so dass er mich gewinnen ließ.

Der Falschspieler gewann die erste Runde und ich die zweite. Der Händler gewann die dritte, so dass nun alle sieben Karten hatten bis auf Collin, bei dem es nur noch drei waren. »Ich hab nur Fischgekröse auf der Hand«, schimpfte er, denn er wusste, dass er sich aus dieser Position nicht wieder hochspielen konnte. Er spie sein Stöckchen auf den Boden und warf die Karten auf den Tisch.
»Ich gebe auf und kaufe mich frei.«

Ich unterdrückte ein Lächeln. Darauf hatte ich gehofft. Es bedeutete, dass er drei Münzen in den Topf legen musste, eine für jede seiner restlichen Karten, statt bis zum Ende weiterzuspielen. Mein Herz hämmerte, als die Münzen auf den Tisch fielen. Ich musste dieses Geld gewinnen.

Der Falschspieler gewann die nächste Runde, ich die beiden darauf, dann wieder der Betrüger. Nun hatte der Händler nur noch drei, der Falschspieler und ich jeweils neun Karten auf der Hand. »Weiter halte ich nicht mit«, sagte der Kaufmann, legte seine Karten hin und leerte den Humpen. Drei weitere Münzen fielen auf den Haufen mitten auf dem Tisch. Er blieb sitzen, um zuzuschauen, genau wie Collin. Beide wollten wissen, wie die Partie ausgehen würde.

Der Betrüger und ich spielten jeweils die ausgewählten Karten aus. Ich biss die Zähne zusammen. Ich übertrumpfte seine nur knapp durch die Farbe, und die spöttisch hochgezogene Braue meines Gegners runzelte sich plötzlich besorgt.

Der Händler beugte sich zu Collin hinüber. »Wenn das

hier vorüber ist, würde ich mich gern mit Euch unterhalten. Unter Umständen wäre ich bereit, Euch Geld zu leihen, damit Ihr mehr Arbeiter anheuern könnt, wenn sie Seile für mein Geschäft herstellen.«

Collins Blick wirkte gedankenverloren. »Ich werde verhungern, wenn wir in den Krieg segeln und ich immer noch Netze mache.«

Ich lag um zwei Karten vorn. Ich musste etwas tun, ehe ich zurückfiel, damit mein Sieg nicht erzwungen wirkte. »Meint Ihr denn, es wird zu einem Krieg kommen?«, fragte ich und staunte selbst über das ängstliche Zittern in meiner Stimme.

Sogleich nahm der Kaufmann eine beruhigende, joviale Haltung an. »Aber nicht doch, Madam«, sagte er. Seine Beschwichtigung traf bei mir auf taube Ohren. »König Stephen hält ebenso wenig von Krieg wie die Kaufmannsgilde. Prinzessin Contessas Vermählung, ganz gleich mit wem, wird so vonstattengehen, dass niemand Anlass zu einem Krieg haben könnte. Ich kann mir nicht vorstellen, dass der König seine behaglichen Pantoffeln gegen Stiefel eintauschen und hinaussegeln oder losmarschieren möchte. Dennoch ist es klug, auf alles vorbereitet zu sein, nicht wahr?«

Der Falschspieler schnaubte unflätig und griff nach seinem Krug. Offensichtlich scherte er sich nicht um einen möglichen Krieg. »Nun ja«, sagte ich und dachte an die Karte in seinem Stiefel. »Aber ein *König* findet sich doch manchmal in den seltsamsten *Stiefeln* wieder.« Ich blickte ihm offen ins Gesicht, mit großen Unschuldsaugen. »Auch eine *Königin* sieht sich häufig an einem unerwarteten *Arm* geführt.«

Der Falschspieler erstarre, als er meine sorgsam betonten Worte begriff. Langsam sank sein Krug auf den

Tisch herab, während der Mann mich angaffte. »Tatsächlich?«, fragte er mit angezogenen Schultern.

Ich nickte selbstsicher, und er zwang sich, die Schultern locker fallen zu lassen. »Allerdings. Ich habe so etwas schon *gesehen*.«

Er reckte das glatt rasierte Kinn, und es überraschte mich nicht, dass er meinen Humpen anstieß und Bier verschüttete, als er die Hand ausstreckte, um eine weitere Münze zu setzen. »Die Karten!«, rief der Händler, und während er und Collin den abgelegten Stapel in Sicherheit brachten, beugte sich der Falschspieler zu mir herüber.

»Was wollt Ihr?«, murmelte er, und im trüben Licht wirkten seine Augen beinahe schwarz.

»Lasst mich gewinnen«, flüsterte ich atemlos, »sonst verliert Ihr Eure Hände.«

Die Schankmaid seufzte so laut über das verschüttete Bier, dass ich sie quer durch den Raum hören konnte. Der Falschspieler hielt den Blick auf seine Karten gerichtet, während sie die Lachen aufwischte. Ich wusste, was er dachte: Er überlegte, ob ich seinen Betrug wirklich bloßstellen und was geschehen würde, wenn er nicht entwischen konnte. Er beäugte die vielen Münzen auf dem Tisch. Sein Atem beschleunigte sich, als sein Blick zur Tür huschte. Ich sah ihn mit drohend schmalen Augen an.

»Steigt Ihr aus oder haltet Ihr mit?«, drängte der Händler. Der Falschspieler griff nach einer Karte in seiner Hand.

»Herr Wirt?«, rief ich laut, den Blick auf die braunen Augen des Betrügers geheftet. Mein Herz pochte. Ich wusste, dass ich es nicht über mich bringen würde, ihn zu verraten; man könnte ihm tatsächlich die Hände abhacken. Doch beim Kartenspiel ging es nicht nur um Kön-

nen, sondern auch um geschicktes Bluffen – und darin hatte Kavenlow mich gut unterwiesen.

Seine Lippen zuckten, und er rieb sich mit dem Daumen der freien Hand den Zeigefinger. »Ach, zur Hölle damit. Ich steige aus«, sagte er, verzog das Gesicht und warf seine Karten zu denen der anderen.

Die Männer lehnten sich seufzend zurück. Ich griff nicht gleich nach den Münzen, sondern atmete tief und zittrig aus. Ich schrak zusammen, als der Wirt leicht an meine Schulter stieß, weil ich ihn gerufen hatte. »Eine Runde Bier für diesen Tisch«, sagte ich. »Das war ein wunderbares Spiel, meine Herren. Wenn Ihr mich jetzt entschuldigen würdet?« Ich blieb auf meiner Bank sitzen und lächelte einen nach dem anderen an, während mein Atem sich allmählich beruhigte.

Der Kaufmann erhob sich sofort, denn er wusste aus Erfahrung, dass eine Dame eine so große Summe niemals einstecken würde, während jemand zusah. »Es war mir ein Vergnügen, Madam«, sagte er, neigte den Kopf und ging zu den Fässern, wo der Wirt eben vier Krüge füllte.

Die nächste Bank schrammte laut über den Boden, als Collin langsam und schmerzgeplagt aufstand. Er hatte schon wieder einen neuen Zweig zwischen den Zähnen. »Madam«, sagte er knapp und hinkte Trevor hinterher. Ich fragte mich, ob er an Knochenschmerzen litt und der Zweig von einer Weide stammte.

Ich wandte mich dem Falschspieler zu. Ganze drei Herzschläge lang widerstand ich dem Drang, spöttisch eine Augenbraue hochzuziehen, dann gab ich auf, und er runzelte finster die Stirn. Sein Geld zu nehmen, war mir auch keine Freude. Ich hatte Glück gehabt.

»Das ist mein Geld«, sagte er, als er für die letzte verlorene Runde sieben Münzen auf den Haufen legte.

Sofort war ich angespannt. »Nein, jetzt nicht mehr.«

Er beugte sich zu mir herüber – offenbar wollte er mir etwas sagen. Ich roch Pferdeschweiß und Erde an ihm. Mit einem Blick zur Tür raunte er: »Einkäufe? Ihr seid gut. Ihr seid sehr gut.«

Nervös schob ich alle Münzen in meine Tasche, bis auf eine für das Bier. »Wenn Ihr damit meint, dass ich mich gut darauf verstehe, Karten zu spielen und Betrüger zu entdecken, dann ja. Falls Ihr sagen wollt, dass ich selbst falschspiele, irrt Ihr Euch jedoch gewaltig. Ich hätte Euch ehrlich schlagen und alles gewinnen können, aber ich habe es eilig.«

Schweigend betrachtete er meine Suppenschüssel, ehe er den König aus seinem Stiefel zog, die Königin aus dem Ärmel und einen Priester aus dem Kragen im Nacken. »Wir waren ein gutes Gespann, nicht?«

Mir blieb der Mund offen stehen. »Dies ist mein Geld«, sagte ich und erhob mich. »Das gesamte Geld gehört mir. Und jetzt verschwindet, ehe ich dem Wirt Bescheid sage und er Euch an den Pranger stellen lässt.«

Langsam stand er auf, offensichtlich nicht beunruhigt, denn die Karten waren ja nun nicht mehr in seiner Kleidung versteckt, sondern lagen auf dem Tisch. Er sammelte alle ein, schob sie in eine steife Hülle aus Leder und steckte sie unter sein Hemd. Der Mann trug seine eigenen Karten mit sich herum. Wie konnte er da kein Falschspieler sein? »Lebt wohl, Madam Schwarzes Schaf.«

Ich runzelte die Stirn über seine Andeutung, doch er ging zum Wirt, um sich sein Bier zu holen. Er wechselte ein paar Worte mit dem Händler und dem Seiler, ehe er ging, und kippte sein Bier in zwei tiefen Zügen herunter, wobei sein Adamsapfel hüpfte.

Meine Tasche war nun wesentlich schwerer, und da

ich wusste, welch leichtes Ziel ich abgab, winkte ich den Wirt heran. Mein Jubel über das gewonnene Geld verflog, als er mir einen weiteren Krug brachte. »Habt Ihr einen Sohn, der mich heute Abend beim Einkaufen begleiten könnte?«, fragte ich.

Er nickte und nahm die Münze, die ich auf dem Tisch liegen gelassen hatte. »Ich hole ihn, Madam«, sagte er. »Aber ich an Eurer Stelle würde bis morgen früh warten.«

»Bis dahin wird alles weg sein«, erwiederte ich und schlängelte mich um mich. Verständnisvoll nickend ging er davon.

Der Kaufmann und Collin waren ins Gespräch vertieft. Mir war übel, denn die Fischsuppe bekam meinem ohnehin schon flauen Magen nicht besonders gut. Als Erstes musste ich mir ein neues Blasrohr besorgen. Ich rechnete damit, dass der Falschspieler obendrein ein Dieb war, und trotz des Begleiters und eines Haarknotens voll tödlicher Pfeile fühlte ich mich allein und schutzlos.

Ich schloss die Augen und biss die Zähne zusammen. Meine Eltern waren tot, ich war ein Bettlerskind, und der einzige Mensch, der mir auf der Welt noch geblieben war, hatte mich all die Jahre eine Lüge leben lassen. Und ich konnte mit keiner Seele darüber reden.

9

Keine Pferde!« Mein Blick huschte an dem Stallmeister vorbei zu den Verschlägen. »Und was ist das da?«

Der Mann nahm die Laterne von einem hohen Haken und rieb sich das bärtige Gesicht.

Es war wunderbar warm in dem Stall, doch ich hatte

die Arme immer noch um mich geschlungen. Zu meinem großen Ärger war der Wirtssohn nicht nur halb schwachsinnig, sondern auch noch halb betrunken gewesen. Nachdem ich mich seiner grapschenden Hände erwehrt hatte, ließ ich ihn in einer Ecke zurück, wo er ein Lied über Frauen anstimmte, und erledigte meine Einkäufe allein. Ohne ihn war ich sicherer. Und ich fiel gar nicht so sehr auf, wie ich befürchtet hatte.

Dutzende Menschen kauften heute im Lampenschein ein. Da ich keine Zeit zu verlieren hatte und obendrein zu niedergeschlagen war, um mir viel daraus zu machen, hatte ich mich bei allem mit minderer Qualität zufriedengegeben: Meine Decken waren nur ein Garn stark statt zwei, mein Kochgeschirr bestand aus Kupfer und Holz statt aus sauberem Metall, und die Kleidung, die ich hastig ganz unten in mein Bündel gestopft hatte, war getragen.

Zumindest hatte ich meine eigenen Stiefel an, und der graue Umhang, der sacht gegen meine Knöchel schlug, kam frisch vom Webstuhl. Besser noch, ich besaß wieder eine Peitsche, die zu weichen Schlaufen geschlungen und an meiner Taille befestigt war. Für mich bedeutete sie acht wunderbare Fuß »Lass mich in Ruhe«, und sie verlieh mir mehr Selbstbewusstsein, als ich verdient hatte. Ein Messer hatte ich aber nicht erworben. Guter Stahl in einer Länge und Stärke, mit der man etwas anfangen konnte, war fast so teuer wie ein Pferd.

Die beiden anderen Pferdehändler in der Stadt hatte ich bereits aufgesucht. Wenn ich hier kein Pferd bekam, würde ich nicht genug Zeit haben, zu baden *und* mir ein Reittier zu suchen. Und ohne ein Pferd aufzubrechen in der Hoffnung, unterwegs einem Mitreisenden seinen Gaul abkaufen zu können, war keine vielversprechende Aussicht.

»Kommt morgen wieder«, sagte der Mann und schlurfte zu dem breiten Tor. »Ich hab noch ein paar auf der Weide. Offenbar sind Pferde gerade sehr gefragt. Die verflixte Hochzeit macht alle nervös.«

Die letzten Worte hatte er finster in seinen Bart gebrummt, und ich eilte ihm mit ausgestrecktem Arm nach. »Wartet. Bitte?«, flehte ich, und seine Augen weiteten sich, als er meine Peitsche entdeckte. Ich zog meinen Umhang fester um mich, um sie zu verbergen. »Was ist mit einem von denen?« Ich trat aus dem Lichtkreis seiner Lampe zu einem Verschlag, in dem zwei prachtvolle schwarze Pferde – eine Stute und ein Wallach, die perfekt zueinander passten – schlaftrig vor sich hin nickten.

Seine Stirn war gerunzelt, und in Gedanken war er offensichtlich bei meiner Peitsche, nicht bei den Pferden. »Ach, die könnt Ihr nicht haben«, sagte er. »Sie gehören jemandem im Palast. Ein Geschenk für die Prinzessin.«

Ich holte Luft, um ihm zu erklären, wer ich war, stieß dann aber frustriert den Atem aus und betrachtete meine wunderschönen Pferde, die ich nicht haben konnte. Er würde mir niemals glauben. Vermutlich würde er mich als gefährliche Irre am Palasttor abliefern. Mit geschürzten Lippen trat ich vor den letzten Verschlag. »Warum dann nicht dieses hier?«, fragte ich und entdeckte zu meiner Überraschung ein Kind, das sich hinter den Hufen der Stute in der Ecke zusammengerollt hatte. Das Mädchen war mager, als sei es zu schnell gewachsen, und es trug ein schmuddeliges, zu kurzes Kleid. Ich konnte nicht erkennen, wie lang das Haar war, weil es verfilzt und mit Stroh gespickt war, und die Zehen waren schwarz vor Schmutz.

Der Mann lehnte sich an die halbhöhe Wand. Sein Blick fiel auf das Kind und hob sich dann zu dem Pferd.

»Dreck kann ich Euch nicht verkaufen.« Seine Stimme klang eigenartig tonlos.

»Warum nicht?« Die braune Stute sah kräftig aus, wenn auch etwas kurzbeinig. Kaum mehr als ein großes Pony. Ich wurde immer gereizter, denn ich wusste, dass er bei dieser Marktlage für das Pferd verlangen konnte, was er wollte. Als er nicht antwortete, trat ich in den Verschlag. Die Härchen am Maul der Stute kitzelten meine Handfläche, als sie zur Begrüßung den Kopf senkte. »Gehört sie Euch nicht?«

»Hab sie im Frühjahr gekauft«, erwiderte er, doch es gefiel ihm offensichtlich nicht, dass ich in ihrem Verschlag stand.

Gut, dachte ich. Es ging also nur darum, den angemessenen Preis zu ermitteln, und ich würde schon dafür sorgen, dass ich ihn bezahlen konnte. Ich strich mit einer Hand am Bein der Stute abwärts und hob den Huf an. Kavenlow hatte mich das Reiten gelehrt und stets darauf beharrt, dass es ebenso wichtig sei, ein gutes Pferd auswählen zu können, wie bei einem Sprung im Sattel zu bleiben. Ich ließ den Mann noch ein bisschen schmoren und musterte das Pferd, »überall wird vom Krieg geredet«, sagte ich ruhig und tätschelte der Stute die Schulter. »Ihr könnt sie mir heute Nacht verkaufen oder sie morgen dem Palast überlassen, wenn die Kavallerie aufgestellt wird.«

»Costenopolis hat keine stehende Kavallerie«, erwiderte der Stallmeister hastig.

»Dann werden sie umso mehr Pferde brauchen – nicht wahr?«

Der Mann erinnerte an einen Tanzbären, wie er so von einem Fuß auf den anderen trat. Das Mädchen wachte auf, und ich rang mir ein Lächeln ab, als es mich veräng-

stigt anstarre. Die Kleine konnte nicht älter als dreizehn sein und war entsprechend schlaksig. In ihrem Alter hatte ich Pferde auch sehr geliebt; man hatte mir allerdings nicht gestattet, bei ihnen zu schlafen. »Sie hat einen risigen Huf«, sagte ich, um den Preis in vernünftigem Rahmen zu halten, »und ist nicht in bester Verfassung. Ich bin dennoch bereit, Euch einen guten Preis zu bezahlen.«

Das Mädchen riss die Augen auf. »Das geht nicht«, rief sie und rappelte sich hastig hoch. »Das dürft Ihr nicht!«

»Halt den Mund!«, herrschte der Stallmeister das Kind an, und wir alle, die Pferde eingeschlossen, zuckten zusammen. »Ich werde den wertlosen Klepper verkaufen, wenn ich will!« Er wandte sich lächelnd zu mir um. »Ihr wollt noch heute Nacht aufbrechen?«

Sein Gebrüll hatte mir nicht gefallen, und so nickte ich nur knapp. Meine Neugier wich leiser Verwunderung, als er mich in den kleinen Stallhof hinausbat. Ich tätschelte die Stute, legte den Riegel vor den Verschlag und folgte ihm nach draußen. Er neigte sich so dicht zu mir heran, dass ich das saure Schweinefleisch riechen konnte, das er am Abend gegessen hatte, und ich wich ein Stück zurück. »Wenn es nur um das Pferd ginge, Madam«, sagte er, »würde ich es Euch sofort verkaufen und Euch damit ziehen lassen. Das Problem ist die Kleine.«

Meine Augenbrauen hoben sich, und ich warf einen Blick in den erleuchteten Stall hinter mir.

»Ich habe das Pferd gekauft, nachdem ihre Familie bei einem Brand ums Leben kam«, fuhr er fort. »Die Stute gehörte ihnen, und die Kleine will sie einfach nicht verlassen. Kreischt, als wäre der Teufel selbst hinter ihr her, wenn man versucht, sie von dem Vieh zu trennen. Sie

bleibt auch nicht bei den Leuten, die sie aufgenommen und ihr Arbeit gegeben haben. Inzwischen kommen sie schon gar nicht mehr, um sie zurückzuholen, weil sie doch alt genug ist, um für sich selbst zu sorgen. Wenn ich Euch das Pferd verkaufe, wird sie Euch folgen, so sicher wie Schohgruben stinken. Sie ist ein schlimmes kleines Ding, aber sie ist mir hier zu nützlich, als dass ich sie umsonst gehen lassen würde. Wenn Ihr noch eine Kleinigkeit obendrauf legen würdet ...«

Meine Wangen wurden heiß. Er hielt sich hier eine Sklavin. Ich erinnerte mich daran, wie mich diese gehetzten Augen in dem schmalen Gesicht beobachtet hatten. Sie war das, was ich geworden wäre, wenn Kavenlow mich nicht gekauft hätte: ein Straßenkind, das Abschaum wie diesem Kerl ausgeliefert war, weil es sonst nichts hatte.

Kavenlow hat mich vor solchem Elend bewahrt, dachte ich und konnte nicht mehr zornig auf ihn sein. Er hatte mich belogen, aber seine väterliche Liebe war aufrichtig gewesen. Ich musste ihn finden, ehe irgendein Misdever Soldat mir zuvorkam. Und obwohl das mein Leben ungeheuer verkomplizieren würde, konnte ich doch diese Kleine nicht hierlassen, wo sie sich mit allem abfinden musste, was dieser Mann ihr aufzwang. Im Augenblick schützte sie ihre magere Schmuddeligkeit. Das könnte sich ändern, falls er sich einmal betrank und sie hier fand. »Ich nehme sie beide«, sagte ich und betete darum, dass mein Geld dafür reichen würde.

»Sie wird eine gute Dienerin abgeben, Madam«, sagte er, den Blick fest auf das Geld gerichtet, das ich nun auf einem Zaunpfosten aufstapelte. »Sie muss nur mal ordentlich ausgepeitscht werden. Ich bringe es ja nicht fertig, eine Frau zu schlagen. Aber da Ihr selbst eine seid ...«

Sein Grinsen wurde hässlich. »Sie wird eine gute Dienerin für eine feine Dame abgeben«, wiederholte er, und sein Blick glitt zu der aufgerollten Lederschnur an meiner Hüfte.

Das würde sie nicht, und ich musste mich beherrschen, um nicht verächtlich auf ihn herabzuschauen, weil er sie mir so andiente. Der Mann war widerlich. Nun ja, ich hatte gewusst, dass solcherlei Handel in meinen Straßen stattfand ... Gott steh mir bei, ich war selbst eine derartige Ware gewesen. Ich musste der Kleinen klarmachen, dass ich ihre Freiheit erkaufte, nicht sie. »Ich will das Mädchen, das Pferd und Sattel- und Zaumzeug dafür«, sagte ich und legte angewidert fast alles hin, was ich hatte.

»Abgemacht«, sagte er gierig und grapschte mit einer fleischigen Hand nach den Münzen.

Wir wirbelten herum, als wir Hufschlag hörten. »Vorsicht!«, schrie der Stallmeister und wich taumelnd zurück, als die braune Stute klappernd auf den Hof galoppierte. Das Mädchen hing wie ein brauner Schatten auf dem Rücken des Pferdes. »Addie!«, brüllte er, als die Stute den niedrigen Zaun übersprang. »Komm sofort zurück! Verflixtes Balg!« Er rannte bis zur Straße und blieb dann frustriert stehen. Hunde bellten, und Kerzenschein flackerte auf, als ein Vorhang beiseitegezogen wurde. Ich stand starr vor Entsetzen da, während mein Pferd in die Dunkelheit davonlief und verschwand. »Addie!«, brüllte er erneut. Dann wandte er sich mit zornig hochgezogenen Schultern zu mir um. »Ich kriege sie schon, Madam«, knurrte er beinahe. »Ich kriege sie, und dann versohle ich ihr den Hintern, dass sie zwei Wochen lang nicht mehr reiten wird.«

»Mein Pferd«, sagte ich empört. »Ihr habt sie mein

Pferd stehlen lassen! Seid Ihr deshalb der einzige Stallmeister in der Stadt, der noch Pferde zu verkaufen hat? Wie oft habt Ihr diese Vorstellung heute Nacht schon gegeben?«

Im Lichtschein aus der Scheune sah ich, wie der Mann aschfahl wurde. »Nein, Madam!«, rief er aus. »Sie ist von ganz allein davongelaufen. Ich bin ein ehrlicher Mann, da könnt Ihr jeden fragen!« Er tat einen Schritt auf das Tor zu und drehte sich dann wieder um. »Wartet ... wartet hier«, stieß er stotternd hervor. »Ich hole Euch Euer Pferd zurück. Sie kann nicht weit gekommen sein.«

Mit schmalen Augen sah ich ihm nach, als er auf die Straße hinausrannte. Hunde beantworteten seine Rufe mit lautem Gebell, und ich starre ungläubig auf die verlassene Straße. Er hatte mein Geld. Ich hatte kein Pferd. Ich musste aus der Stadt verschwinden. Sofort.

Da ich nicht wusste, was ich sonst tun sollte, ging ich in den Stall, um mir derweil einen Sattel auszusuchen. Es gab keinen Damensattel, aber ich konnte auch im Herrsitz reiten. Kavenlow hatte darauf bestanden, dass ich es lernte, den schockierten Blicken der Stallburschen zum Trotz. Besorgt setzte ich mich auf einen Strohballen und zog den Kleidersaum herunter. Der Wallach legte die Ohren an und ließ sie dann wieder vorschnellen - offensichtlich war er nicht sicher, ob er mich mochte oder nicht. »Das Mädchen ist doch schon auf halbem Wege in die Wälder«, sagte ich laut, und seine Ohren blieben gespitzt.

Plötzlich kam mir ein Gedanke, und ich runzelte nachdenklich die Stirn. Ich hatte für ein Pferd, Sattel und Zaumzeug und ein junges Mädchen bezahlt, so abscheulich ich diese Vorstellung auch fand. Der Stallmeister war schuld daran, dass all dies bis auf das Zaumzeug von

seinem Hof galoppiert und in der Nacht verschwunden war – dafür konnte ich nichts. Das Pferd, das ich gekauft hatte, würde so schnell nicht wiederkommen. Also war es mein gutes Recht, mir eines von diesen beiden dafür zu nehmen. Außerdem waren sie sowieso für mich bestimmt.

Ich gab leise, freundliche Laute von mir und betrat den Verschlag der Stute, um mich mit ihr anzufreunden. Der prachtvolle Wallach gefiel mir besser, doch die Stute war sicher ausdauernder. »Warum sollte ich dich nicht nehmen?«, flüsterte ich und strich ihre seidige Mähne glatt. »Du bist mein Pferd. Dass du mir noch nicht offiziell zum Geschenk gemacht wurdest, ist nur eine Formalität. Der Kerl sollte dankbar sein, dass ich überhaupt etwas für dich bezahlt habe.«

Ich errötete vor Scham über das, was ich gleich tun würde, als ich ihr den Sattel auflegte und den Gurt anzog. Die Stute warf den Kopf hoch, als das Gewicht auf ihrem Rücken landete. Sie wirkte ebenso begierig, endlich fortzukommen, wie ich es war. Ihr Stallnachbar stampfte mit den Hufen und schnaubte; er wusste, dass er zurückgelassen werden sollte.

Die Angst, der Stallmeister könnte jeden Augenblick wieder zum Tor hereinplatzen, ließ mein Herz hämmern. Ich hatte ein so schlechtes Gewissen, dass ich mir das schlechteste Zaumzeug aussuchte, das dringend repariert werden musste. Ich schob ihr das Gebiss ins Maul. Den Beutel mit den Dingen, die ich gekauft hatte, steckte ich in eine schäbige Satteltasche. Die war nun wirklich nicht Teil des Handels gewesen, aber immerhin stahl ich gerade ein Pferd – da spielte die Satteltasche keine große Rolle.

Mit zitternden Fingern löschte ich die Öllampe und führte meine Stute hinaus auf den Hof. Ihre Hufe klap-

perten laut, und ich verzog das Gesicht. Ich hatte für ein Pferd bezahlt, und ein Pferd nahm ich jetzt mit. Ich ließ den Blick über den leeren Hof huschen und lauschte nach den Schritten des Stallmeisters. Nichts. Ich konnte nicht länger warten. Ich musste fort.

Ich blickte zu den Sternen auf, die hinter dem Rauch aus hundert Kaminen nicht zu sehen waren. Ich bat um Vergebung und schwang mich in den Sattel. Ruß – diesen Namen gab ich ihr – tänzelte einen Schritt zur Seite und beruhigte sich wieder, während ich meinen neuen Umhang so drapierte, dass er meine Beine möglichst gut bedeckte.

»Sie ist mein Pferd. Ich habe sie nicht gestohlen«, sagte ich laut, als ich Ruß zur Straße lenkte. Aber irgendwie gelang es mir nicht, die leise, unerbittliche Stimme zum Schweigen zu bringen, die mich eine Diebin schalt.

10

Ich zog mir den Umhang fester um die Schultern und genoss den sauberen Geruch der Wolle, über die zusätzliche Wärme war ich wirklich froh, denn nun zog die Kälte von der Bucht herauf in die Stadt. In vollem Galopp durch die Straßen zu preschen, war eine sichere Methode, Aufmerksamkeit zu erregen, deshalb ging ich nun wieder zu Fuß. Ruß trottete am anderen Ende des Zügels hinter mir her, und das Klappern ihrer Hufe, hypnotisch und entspannend, hallte von den Mauern der Häuser wider. Ich spürte die ängstliche Erregung der wenigen Leute, die sich in Grüppchen im flackernden Lichtschein versammelt hatten, und fragte mich, welche Gerüchte inzwischen umgehen mochten.

Argwöhnisch musterte ich im Vorbeigehen eine Traube streitender Menschen. Erschreckend plötzlich hatten sich die Straßen geleert, doch diejenigen, die sich noch draußen aufhielten, waren laut. »Madam Schwarzes Schaf«, rief eine Männerstimme spöttisch, und mir stockte der Atem. Ein Schatten löste sich aus dem Lampenschein. Schohgruben, das war der Falschspieler. Ich blickte zum leicht verhangenen Himmel auf und fragte mich, warum es nicht regnete. Ansonsten ging ja auch alles schief.

Er rückte von der kleinen Gruppe ab und führte einen Grauschimmel hinter sich her. Ich zog einen Pfeil aus dem Haarknoten und verbarg ihn in meiner Hand. Ich überlegte, ob ich eine Szene riskieren sollte, indem ich ihn damit stach, oder ob genug Leute in der Nähe waren, um mich auch in seiner Anwesenheit halbwegs sicher zu fühlen. Ich entschied mich für Letzteres, behielt den Pfeil aber dennoch in der Hand.

»Herr Falschspieler«, erwiderte ich knapp, als er mich erreichte. Sein Pferd trug ein einfaches Sattelkissen anstelle eines richtigen Sattels. Dahinter waren Decken und ein Bündel festgeschnallt, abgenutzt und schmutzig.

»Ich heiße nicht Falschspieler. Mein Name ist Duncan.«

»Das interessiert mich nicht«, sagte ich und beobachtete die Straße. Ruß schnaubte leise zur Begrüßung und akzeptierte den grauen Wallach mit der Freundlichkeit, die Pferden zu eigen ist. Ich hingegen war nicht erfreut.

»Hört doch ... Madam«, sagte er, »und mit dieser Anrede bin ich wirklich großzügig. Ich muss mit Euch sprechen.«

Mein Kiefer spannte sich. »Ich bin Euch nichts schuldig. Geht weg.«

»He«, sagte er. »Einen Augenblick.« Er passte sich meiner Geschwindigkeit an. »Niemand hat mich mehr beim Mogeln erwischt, seit ich vierzehn war.«

»Gratuliere.« Mein Blick war auf das Licht der nächsten Lampe gerichtet. Vielleicht hätte ich den Wirtssohn doch länger ertragen sollen.

»Wollt Ihr endlich zuhören?«

Er packte mich am Arm und zwang mich, stehen zu bleiben. Schockiert riss ich mich los. »Röhrt mich ja nicht an!«, rief ich und spürte, wie mir die Hitze ins Gesicht stieg. Zornig lief ich weiter, mit schnellen, steifen Schritten. Falls er es wagen sollte, mich noch einmal anzufassen, würde ich ihn auf der Stelle abstechen.

Der Betrüger holte tief Luft und eilte mir nach. »Also schön, aber hört mir doch bitte zu. Was Ihr vorhin in der Taverne zuwege gebracht habt, war unglaublich. Ich habe noch nie so viele gute Karten weggesteckt. Jedenfalls nicht so schnell. Ihr habt sie mir zugespielt«, sagte er, und es klang, als sei er wider Willen beeindruckt. »Dann habt Ihr für Ablenkung gesorgt, damit ich sie einstecken konnte. Und das alles habt Ihr getan, um mich zu erpressen – damit ich Euch gewinnen lasse.«

»Und wenn dem so war?«, entgegnete ich steif. Ich war nicht stolz auf mich.

»Sei doch nicht so hochnäsig«, sagte er, und ich unterdrückte den Impuls, ihm eine Ohrfeige zu verpassen. »Ich bin dir nicht böse. Jetzt nicht mehr. So großartige Taschenpielerei habe ich schon lange nicht mehr gesehen. Du hast das ganze Geld eingestrichen, aber deine lilienweißen Hände sind dabei völlig makellos geblieben.«

»Das muss an meiner Erziehung liegen«, brummte ich.

Warum war der Kerl immer noch hier? Ich hatte doch deutlich gemacht, dass ich nichts mit ihm zu tun haben wollte.

»Bleibst du jetzt endlich mal stehen?«, bat er. »Gemeinsam können wir noch viel mehr erreichen als jeder für sich.«

Meine Schritte erlahmten, und ich starre ihn an. Er hielt mich für eine Diebin. Er wollte mit mir zusammenarbeiten? »Ich bin keine Diebin!«, protestierte ich laut, und er schürzte gereizt die Lippen und blickte die leere Straße auf und ab.

»Natürlich nicht«, sagte er hastig und mit immer noch schweifendem Blick. »Ich auch nicht. Ich bin Falschspieler, und ich knöpfe nur denen Geld ab, die es sich leisten können.«

»Ach«, entgegnete ich trocken. »Ein edelmütiger Falschspieler. Das ist natürlich etwas ga-a-anz anderes.«

Duncan schien sich an meiner Verachtung nicht zu stören, er berührte sogar die Krempe seines schmutzigen Hutes zum Gruß. Engelsspucke, gab es denn außerhalb des Palastes überhaupt nichts, was rein und sauber war? »Also, was meinst du, Madam Schwarzes Schaf? Wollen wir uns einen ruhigen Tisch suchen und ein ruhiges Gespräch darüber führen?«

»Nein«, erwiderte ich scharf. »Eure erbärmlichen kleinen Beträgereien interessieren mich nicht ...« Ich zögerte. »Wie war gleich Euer Name?«

»Duncan.«

»Duncan ...« Ich packte Ruß' Zügel fester. »Ich will die Stadt verlassen, nicht ausnehmen.«

»Gute Idee. Die Stadt zu verlassen, meine ich.« Er setzte sich wieder in Bewegung, als ich forsch ausschritt. »Diese verdammte Verlobung macht die Leute nervös.

Aber deine Darstellung gefallenen Reichtums ist ein brillanter Zug, um jeglichen Argwohn einzulullen, kleines Mädchen. Zusammen mit meinem Geschick im Spiel könnten wir die Leute um unzählige überflüssige Münzen erleichtern.«

Ich kochte vor Wut, weil er mich ein »kleines Mädchen« genannt hatte, doch als mein Blick auf den nächsten Lichtschein fiel, schnürte mir plötzliche Angst die Kehle zu. Ich zwang mich, gleichmäßig weiterzugehen und keine Aufmerksamkeit zu erregen, indem ich etwa schneller lief. Da stand ein Soldat in den Farben meines Vaters, doch ich erkannte, dass er einer von Garretts Männern war, allein an seiner Haltung.

Nicht so schnell!, dachte ich, und mir zitterten die Knie. Sie konnten doch nicht jetzt schon die Stadt nach mir absuchen. Ich schluckte schwer und rückte den Pfeil zwischen meinen Fingern zurecht. Mit dem neuen Blasrohr in meinem Haarknoten konnte ich die Wache vermutlich von hier aus treffen, doch dann würde Garrett bald genau wissen, wo ich war.

Rechts von mir tat sich eine Gasse auf, und ich bog ab und folgte ihr, fort vom Hafen in Richtung des westlichen Stadttors, das zwei Ecken weiter lag. Ärger mischte sich in meine Angst, als Duncan ebenfalls diesen Weg einschlug. Beiläufig blickte er hinter uns. »Wo gehen wir denn hin?«

»Wir gehen nirgendwohin«, erwiderte ich gedankenverloren. »Würdet Ihr jetzt bitte verschwinden?«

Die Gasse endete an der nächsten Straße. Diese war immer noch hell erleuchtet und voller Menschen, denn sie führte zum Tor. Ich zwang mich, langsam zu gehen und mich dem Tempo der Leute um uns herum anzupassen. Mein Herz hämmerte. Duncan ging neben mir ein-

her, und sein Schweigen machte mir beinahe Sorgen. Ich fuhr mir zum Schein mit dem Handrücken übers Gesicht und verschob dabei den Pfeil von meiner Hand in den Ärmel. Meine Wange fühlte sich kalt an. Wie sollte ich an den Wachen vorbeikommen?

»Ich glaube, du hast das Ausmaß meines Talents noch nicht begriffen, Madam Schwarzes Schaf«, bemerkte Duncan. »Ich bin der beste Kartenspieler an der ganzen Küste. Vielleicht hast du doch schon von mir gehört?«

»Nein. Und hört auf, mich so zu nennen.«

»Wie soll ich dich denn dann nennen?«

»Tess.« Plötzlich vergaß ich den Ärger über seine Vertraulichkeit, denn ich entdeckte weiter vorn einen Gardisten, der eine ausgemergelte Frau mit einem schweren Bündel auf den gebeugten Schultern ausfragte. Sie suchten nach mir, nach einer allein reisenden Frau.

»Nun, Tess«, fuhr Duncan fort und beobachtete, wie ich die Frau vor uns beobachtete. »Ich kann dir versichern, dass nur wenige sich so gut aufs Kartenspielen verstehen wie ich. Es ist ein Fehler, meinen Vorschlag abzulehnen. Du bist es dir schuldig, dir zumindest einmal anzusehen, worauf du da verzichtest.«

Die Frau durfte weitergehen und schlurfte in bestürzter Hast auf das Tor zu. *Sie suchen nach mir!*, dachte ich, und meine Gedanken überschlugen sich. Ich brauchte ihn. »Nimm meine Hand«, sagte ich, und mir wurde übel.

»Deine Hand?«, wiederholte er lauernd und ohne eine Spur von Überraschung, die ich eigentlich erwartet hatte.
»Aber natürlich.«

Es drehte mir den Magen um. Er nahm die Zügel seines Pferdes in die andere Hand und legte die freie dann um meine. Seine Hand war warm und trocken, und er verschränkte die Finger mit meinen – sein Griff war nicht

zu stark, sondern angenehm fest. Eine Woge unerwarteter Empfindungen ließ Hitze in meiner Magengrube aufflackern, die sich mit meiner Angst zu einem trägen Brei vermischtete.

Ich hielt den Kopf gesenkt, als wir uns dem Wachposten näherten. Ich dachte an den Pfeil in meinem Ärmel und die Peitsche an meiner Hüfte. *Du siehst mich nicht.* *Du siehst mich nicht*, dachte ich, und die Litanei ließ mir den Puls in den Ohren dröhnen. Urplötzlich überkam mich ein Schwindelgefühl, das mich an allen Gliedern zittern ließ, als wir an ihm vorübergingen. Doch wir zogen ungehindert weiter. Vor uns lag das Stadttor, dahinter die schwarze Nacht. »Was tut er jetzt, Duncan?«, fragte ich leise und dachte, dass ich die Suppe doch hätte essen sollen, ob sie mich nun angestarrt hatte oder nicht.

Duncan verlor absichtlich seinen Hut und warf einen Blick hinter uns, als er ihn wieder aufhob. »Er beobachtet uns«, raunte er mit einem fragenden Unterton in der Stimme.

»Leg einen Arm um mich«, flüsterte ich und fühlte mich wie entrückt, unwirklich. »Geh weiter.«

»Selbstverständlich, Tess.« Sein Ton klang wissend und verschlagen, doch er legte einen Arm um meine Schultern und zog mich an sich. Ich konnte den Gestank von Bier an ihm riechen, vermischt mit Holzrauch, zerdrücktem Gras und seinem eigenen Schweiß. Mein Blut erhitzte sich, und ich schalt mich eine Närrin, weil ich auch nur einen Gedanken daran verschwendete, wie berauschend sich sein Arm um meine Schultern anfühlte, während mein Leben am seidenen Faden hing. Er war kein nervöser junger Edelmann. Seine Hände würden nicht beim leisesten Geräusch zurückzucken. Sie packten mich mit einer beherrschenden Selbstsicherheit und ver-

mittelten mir ein Versprechen, das ich noch nie gefühlt hatte.

»Mmm, eine Peitsche?«, hauchte er, als seine Finger federleicht von meiner Schulter glitten und nach meiner Hüfte tasteten. »Du steckst voller Überraschungen. Kann ich sonst noch etwas für dich tun, meine Liebe?« Ich konnte ein köstliches Schaudern nicht unterdrücken. »Möchtest du vielleicht einen Kuss?«

Gott steh mir bei. Er weiß, was er mit mir anstellt. Eine Strähne meines Haars verfing sich an seiner stoppeligen Wange, und ich starre ihn an. Sein Blick wurde immer intensiver. Ich hörte, wie der Wächter jemanden hinter uns anhielt, und stieß Duncan von mir.

Sein leises Lachen sagte mehr als alle Worte. Ich merkte, dass ich errötete, und war froh über die Dunkelheit. Mein Herz pochte, und meine Knie drohten nachzugeben. *Das liegt an der Gefahr*, sagte ich mir, *und nicht daran, dass ein Mann den Arm um mich geschlungen hat.* Aber ich wusste, dass ich mich belog. Ich war schon oft von Männern umarmt worden und hatte hinter den Rosenbüschchen verstohlen junge Adlige geküsst. Ich wusste, wie leicht man das Prickeln der Gefahr mit echter Erregung verwechseln konnte. Daher wusste ich auch, dass dieses Gefühl nicht die Wachen verursacht hatten, sondern Duncan.

Mein Begleiter warf einen Blick hinter uns und beugte sich dicht zu mir heran. »Sie suchen nach dir«, sagte er, und ich spürte seinen warmen Atem an der Wange. »Was hast du getan? Sie wegen ihrer Unhöflichkeit gescholten? Ihnen gesagt, dass ihre Socken dringend gestopft werden müssten?«

»Nichts.« Ich zwang mich, diese Gedanken an ihn zu zügeln, denn ich erkannte, wie gefährlich sie waren.

»Tja, da vorn steht noch ein Gardist. Er weiß es bestimmt. Ich kann ihn ja fragen.«

Erschrocken riss ich den Kopf hoch. »Nein.«

Duncans Blick wurde beinahe zornig. »Heraus damit, hübsche Diebin. Was hast du angestellt?«

Ich schnappte nach Luft, blickte zum Tor vor uns und zählte vier Wachen, zwei auf jeder Seite des Durchgangs. Ich konnte Duncan nicht sagen, wer ich war. »Womöglich glauben sie, ich hätte ein Pferd gestohlen«, log ich. »Hilf mir nur, durch das Tor zu gelangen.«

Seine Wut wich berechnendem Verständnis. »Aha. Dieses Pferd hier?«, fragte er, längst nicht so entsetzt, wie ich erwartet hatte. »Nicht besonders klug, Madam Schwarzes Schaf. Für so etwas wird man in der Hauptstadt gehängt. Nun ja, mich würden sie dafür hängen. Dich werden sie vermutlich nackt auspeitschen.« Er beäugte mich. »Das wäre vielleicht ganz unterhaltsam.«

»Ich habe sie nicht gestohlen«, zischte ich voller Angst, er könnte mich verraten. »Ich habe für ein Pferd bezahlt. Der Mann hat das erste davonlaufen lassen. Es war mein gutes Recht, mir ein anderes dafür zu nehmen! Und du bist ein widerlicher Haufen Schoh, weißt du das?«

Wir mussten langsamer gehen, als wir uns der Schlange vor dem Tor anschlossen. Mein Gesicht fühlte sich kalt an, als seine Miene finsterer wurde und er den seltsam intensiven Blick über mich gleiten ließ; er verweilte bei meinen flachen Kurven und meinem Gesicht, sah mir aber nicht in die Augen. So hatte mich noch nie jemand angeschaut, und ich unterdrückte ein Schaudern.

»Ich will alles, was du im Wirtshaus gewonnen hast«, sagte er und begegnete erst jetzt meinem Blick.

Mir stockte der Atem. »Ich habe es ausgegeben. Alles.«

»In einer Stunde?«, protestierte er. »Du hattest doch ...« Er runzelte gereizt die Stirn. »Du kannst unmöglich alles ausgegeben haben!«

»Ich bin sehr gut darin, Geld auszugeben«, erklärte ich bitter. »Während der vergangenen zehn Jahre habe ich nichts anderes getan.« Wir erregten allmählich Aufmerksamkeit, und ich senkte die Stimme. »Bitte, hilf mir, aus der Stadt zu kommen. Ich gebe dir dafür, was du willst – bis auf das Pferd.«

Das Gedränge der Leute vor dem Tor wurde immer dichter, und Duncans Grauschimmel warf den Kopf zurück und tänzelte unruhig. Der Falschspieler beruhigte das Tier überraschend sanft. Seine Augen fingen das Licht der Lampen ein und glitzerten vor Gier. Ich wartete mit angehaltenem Atem.

Sein Blick huschte zu den Wachen am Tor, dann über meine Schulter hinweg hinter uns. Nickend holte er eine flache Flasche aus Ton hervor. Er zog den Korken heraus und trank einen Schluck. Angewidert verzog ich die Lippen, als er etwas auf seine Brust verschüttete. »Zurück mit dir, Weib!«, brüllte er plötzlich, und ich erschrak. »Ehe ich dich grün und blau schlage.«

Mit weit aufgerissenen Augen griff ich nach dem Pfeil in meinem Ärmel. Schwindel erfasste mich, schwand jedoch sofort, als er mit einem entnervten Augenrollen auf die Wachen wies. Meine Anspannung ließ nach, aber nur für einen Augenblick.

»Verflixtes Weibsbild«, sagte er laut, krümmte die Schultern, als hätte er einen leichten Buckel, und fügte ein wenig lallend hinzu: »Bleib hinter mir, wo du hingehörst.«

Ich errötete. Der Karren vor uns rumpelte durch das Tor. Die Freiheit war zum Greifen nah, der Weg von Schwertern versperrt, die noch in den Scheiden steckten.

Die Nacht schimmerte im dunstigen Mondlicht, und die kühlere Luft wirkte nach dem Gedränge der Leute hinter mir sehr einladend. Ich schob mich rückwärts zwischen die Pferde und versuchte, möglichst unbemerkt zu bleiben. Übelkeit stieg in mir auf, und ich musste mich zum Atmen zwingen.

»Ärger?«, fragte ein Gardist und blickte an Duncan vorbei zu den Leuten, die hinter uns warteten.

»Verfluchte Frau hat's ganze Geld ausgegeben«, grollte er. »Hat mir kaum was für mein Bier übrig gelassen. Warum müssen wir warten? Wir mussten hier noch nie warten.«

Duncan lehnte sich schwer an den Gardisten und blies ihm seinen schalen Atem ins Gesicht. Der Soldat stieß ihn von sich. »Was wolltet Ihr in der Stadt?«, begann der andere Gardist mit seiner gelangweilten Litanei.

»Hab mein Merzvieh verkauft – die jungen Böcke. Sie hat von dem Geld einen Umhang gekauft.« Er drehte sich zu mir um, und Speichel flog von seinen Lippen, als er schrie: »Du brauchst keinen Umhang! Du tust doch sowieso keinen Schritt aus dem Haus, faules Stück!«

Du siehst mich nicht, dachte ich mit hämmерndem Puls. *Du siehst mich einfach nicht*. Mein Kopf fühlte sich zu schwer an, und ich starre zu Boden und hielt mich am Sattel fest, weil meine Knie nachzugeben drohten. Irgendetwas stimmte nicht. Ich fürchtete mich, aber die Angst war es nicht, was meine Muskeln zittern und meinen Kopf sich drehen ließ. Das Gefühl erinnerte mich eher an damals, als Kavenlow meine Immunität gegen das Gift in meinen Pfeilen aufgebaut hatte. *Warum ist mir so schwindlig?*

»Sie lässt mich mein Bier nicht trinken«, lallte Duncan. »Sollte einem Mann nicht sein Bier verbieten.« Er

schwankte, stieß wieder gegen den Gardisten und hielt sich an dessen Schultern fest.

Der Mann stieß ihn weg. »Geht«, sagte er angewidert. »Geht schon. Raus mit euch.«

Duncan taumelte rückwärts an die Schulter seines Pferdes. Das verängstigte Tier scheute, und ich griff nach seinen Zügeln. »Weib!«, brüllte er. »Hilf mir auf mein Pferd.«

»Raus mit euch«, befahl der Gardist und zog sein Schwert. Ich schrie eine Warnung, als er ausholte und Duncans Pferd die flache Klinge aufs Hinterteil klatschte. Das Tier stürmte vorwärts durch das Tor und schleifte Duncan mit, weil er die Zügel nicht losließ. Ich rannte den beiden mit Fuß hinterher. Als ich sie einholte, drückte Duncan mir die Zügel seines Pferdes in die Hand und brachte sich stolpernd neben Fuß in Position.

»Ich habe gesagt, du sollst mir hochhelfen!«, lallte Duncan.

Der Blick der Wache war auf mich gerichtet. Ich beugte mich dicht zu ihm heran und flüsterte: »Steig auf dein eigenes Pferd!«

»Ein Mann würde seine Frau nie im Sattel reiten lassen, wenn er selbst keinen hat«, erwiederte er leise. Dann begann er zu singen und schmetterte fröhlich vor sich hin, während er versuchte, in Fuß' Sattel zu steigen. Die Stute wirbelte im Kreis herum, während er ungeschickt an ihr zog und zerrte, bis er es schließlich auf ihren Rücken geschafft hatte.

Empört warf ich ihm Fuß' Zügel hinauf. Die Zügel seines Pferdes lagen noch in meiner Hand, und ich blickte zu dem hohen Rücken des Grauen empor. Das Ungeheuer war so groß, dass ich ohne Steigbügel unmöglich aufsteigen konnte, also lief ich zornig nebenher. Duncan

rülpste laut und feucht, und ich ekelte mich so vor ihm, dass sich mein Kiefer verkrampten. Doch als ich zur Stadtmauer zurückschauten, wurde mir klar, dass ich draußen war. Ich hatte es geschafft! Irgendwie hatten wir es geschafft.

Die Nachtluft fühlte sich kühler und viel reiner an. Mit pochendem Herzen widerstand ich dem Drang, schneller zu laufen. Alle Reisenden, die ich vor uns sehen konnte, hatten sich nach Westen gewandt, wo unser wenig fruchtbare Land lag. Meine Ohren wurden warm, als ich plötzlich auf den Text des Liedes aufmerksam wurde, das Duncan sang. Schlimmer noch, er fing immer wieder von vorne an, weil er jedes Mal an derselben Stelle hängen blieb. Endlich fiel ihm ein, wie es weiterging, und er kraekelte die Strophe aus voller Kehle. Als er aufhörte, kam mir die Stille umso tiefer vor.

Allmählich wirkte auch das Klappern der Pferdehufe lauter. Wir waren nun allein. Die Äste der Bäume bogen sich schützend über uns und verbargen uns vor dem Mondlicht. Mit zitternder Hand steckte ich den Pfeil zurück in meinen Haarknoten. Der Schwindel war verflogen, und meine Finger zitterten nur noch vor ausgestander Angst.

Der schemenhafte Duncan blickte auf mich herab, und selbst in der Dunkelheit war seine Selbstzufriedenheit unübersehbar. »Bitte sehr, Madam Schwarzes Schaf«, sagte er. »Ich habe dich heil aus der Stadt gebracht.«

»Danke sehr«, erwiderte ich kurz angebunden, da meine Sorge wegen des erneuten Schwindelanfalls sich als Ärger entlud. Und es passte mir nicht, dass er ritt, während ich gezwungen war, zu Fuß zu gehen.

»Danke sehr?«, wiederholte er beleidigt. »Ich habe dich an vier ... nein, fünf Wachen vorbeigeschmuggelt

und bekomme dafür nur ein laues Dankeschön? Undankbare Göre! Glaubst du denn, dass das einfach war? Du tust gerade so, als hätte es geregnet und wir wären unter unseren Kapuzen einfach so an ihnen vorbeispaziert.«

Meine Augen wurden schmal, als er sich aus dem Sattel schwang, so dass wir einander eher auf Augenhöhe gegenüberstanden. Die Knoten in meiner Magengrube lösten sich ein wenig. Das hielt jedoch nur drei Herzschläge lang an, bis er sagte: »Und jetzt zu meiner Vergütung ...«

Ich wich taumelnd einen Schritt zurück. Ich hatte nichts. Obwohl mein Angebot, er könne alles außer dem Pferd haben, durchaus aufrichtig gewesen war, konnte ich es doch nicht sofort erfüllen. Meine Wangen brannten. »Ich habe dir schon gesagt, dass ich alles ausgegeben habe. Du bekommst dein Geld, sobald ich wieder welches habe.«

»Aha-a-a«, lachte er. »Das habe ich doch schon mal gehört. Aber ich habe eine höllenverbrannt gute Idee, wie du mich entlohnend kannst.«

Die abschätzende Art, mit der er mich beäugte, ließ meinen Puls rasen, und eine neue Angst wühlte mir den Magen auf. Er wog gewiss vierzig Pfund mehr als ich und war einen halben Kopf größer. Ich erinnerte mich an seinen warmen Arm um meine Schultern und wischte zurück. Wenn er mich anfasste, würde er mit drei Pfeilen im Bauch sterben. »Nimm meine Vorräte«, sagte ich und verfluchte meine Stimme dafür, dass sie zitterte.

»Ich will deine Vorräte nicht. Ich will wissen, wie du meine Tricks mit den Karten entdeckt hast. Wenn wir eine Woche lang zusammenarbeiten, müsstest das reichen. Und ich behalte alles, bis du mir zurückzahlst, was du mir in dem Wirtshaus abgenommen hast.«

Ich schnappte überrascht nach Luft. *Eine Woche zusammenarbeiten?* »Ich habe dir doch gesagt, dass ich keine Betrügerin bin. Ich weiß deine Hilfe sehr zu schätzen, aber wenn du meine Vorräte nicht als Vergütung annehmen willst, ist das nicht meine Schuld.«

Wortlos hielt er mir Ruß' Zügel hin, und ich wich mit pochendem Herzen einen weiteren Schritt zurück. Er zögerte und musterte mich eindringlich. »Wir sind wohl ein bisschen scheu?«

Ich starrte ihn ungläubig an, als er die Zügel fallen ließ und nach Ruß' Sattelgurt griff. »Was soll das?«, brachte ich schließlich heraus, packte hastig ihre Zügel und hielt sie ebenso fest wie die seinen.

»Ich nehme mir deinen Sattel, bis du deine Schulden beglichen hast.«

Ruß zuckte mit den Ohren, als sich der Sattelgurt löste. »Wie bitte?«, rief ich aus. »Ich habe dir nicht ...«

Er wandte sich um, und seine Haltung wurde aggressiv. »Du hast gesagt, wenn ich dir helfe, das Tor zu passieren, würdest du mir alles geben außer dem Pferd. Nicht zu fassen, dass du so dumm warst, ein Pferd zu stehlen! Oder ist es deine Gewohnheit, deine weiblichen Reize zu benutzen, um ungeschoren davonzukommen? Gott, wie ich das hasse. Ihr Frauen bekommt doch alles umsonst.«

»Widerlicher Kaulköder!«, schrie ich. »Ich habe noch nie im Leben etwas gestohlen! Ich habe für sie bezahlt!«

»Aber selbstverständlich.« Er löste den Knoten, mit dem das Reitkissen auf seinem Pferd befestigt war, und reichte es mir – nicht viel mehr als eine Decke. Verblüfft hielt ich es in der Hand. »Du kannst mein Reitkissen haben«, erklärte er großzügig und legte seinem Pferd Ruß' Sattel auf.

Ich war fassungslos, doch da meine einzige andere Möglichkeit darin bestand, ihn feige mit einem Pfeil niedرزustrecken und davonzulaufen, ließ ich ihn die Decke aus meinen schlaffen Fingern ziehen und sie auf Fuß festbinden. Er tätschelte beruhigend sein Pferd und saß dann mit einem Sprung auf, wozu er nicht einmal den Steigbügel brauchte. Ich ließ die Zügel des Wallachs fallen, und Duncan beugte sich vor, um sie aufzunehmen.

»Wohin?«, fragte er und sah sehr selbstzufrieden aus, so hoch oben auf meinem Sattel. »In dieser Richtung liegt nur Saltolz, und ein Fischer, der bereit ist, sein Geld beim Kartenspiel zu riskieren, ist etwa so leicht zu finden wie eine Jungfrau im Bordell.« Er zögerte, und sein Gesicht verschwamm im Schatten. »Aber da sind noch die Seeleute. Die haben nicht viel Geld, gehen aber recht sorglos damit um. Das wäre vielleicht ein guter Anfang. So können wir genauer feststellen, wie wir am besten vorgehen, ehe wir uns an die größeren Ortschaften machen.« Er zögerte erneut und blickte auf mich herab. »Willst du den ganzen Weg zu Fuß gehen?«

Ich führte Fuß zu einem umgestürzten Baumstamm und kletterte mühsam auf ihren Rücken. Duncans Augen weiteten sich, als er sah, wie ich mich breitbeinig, die Füße zu beiden Seiten herabhängend, auf das Pferd setzte. Er öffnete den Mund und wandte dann den Blick ab, als ich errötete und meine Beine hastig mit dem Umhang bedeckte. Ich rümpfte die Nase und bemühte mich, so hochmütig zu klingen wie nur möglich. »Behalte den Sattel. Ich werde nicht mit dir zusammenarbeiten«, sagte ich und setzte Fuß in Bewegung.

»Nicht doch, meine hübsche Diebin«, sagte er und holte zu mir auf. »Du schuldest mir etwas. Und ich will wissen, wie du bemerkt hast, dass ich Karten eingesteckt

habe. Wenn du mich dabei ertappt hast, könnte jemand anders das auch.«

»Ich bin keine Diebin«, entgegnete ich und überlegte, ob ich den Versuch wagen sollte, ihm im Dunkeln davonzureiten. Ich war noch nie ohne Sattel geritten. Die Bewegung der Muskeln unter mir war seltsam, aber nicht unangenehm.

Duncans Worte trafen mich, weil sie mich daran erinnerten, wer ich wirklich war. Nur wenige Stunden nachdem ich meine Krone eingebüßt hatte, war meine wahre Herkunft zu Tage getreten – erschreckend leicht war ich zu einer Diebin geworden. Die Prinzessin hatte mir alles genommen. Dank ihr war ich gar nichts mehr.

Ich spürte warme Tränen in den Augen und hielt den Atem an, um sie zurückzudrängen. Ich musste Kavenlow finden. Er war alles, was mir geblieben war. Und er musste wissen, wer ich war.

11

Ich rieb mir im Takt von Ruß' Schritten den Nacken und beobachtete die Vögel, die allmählich zu ihren Schlafplätzen flatterten. Eine Decke aus Nadeln und altem Laub dämpfte die Schritte der Pferde. So weit im Hinterland war der Pfad ein schmales Band, aber deutlich zu erkennen. Er wand sich um Felsbrocken und verlief an tief eingeschnittenen Bachläufen entlang, bis er eine geeignete Stelle fand, um sie zu überqueren.

Wir waren heute nur an wenigen Leuten vorbeigekommen, alle zu Fuß und mit ihren Habseligkeiten beladen. Sie waren verängstigt gewesen und hatten nicht mit uns sprechen wollen. Anscheinend waren wir aufgrund

meines erbarmungslosen Tempos dem großen Andrang nun voraus, denn seit dem Mittag hatten wir niemanden mehr gesehen. Duncan hatte sich nicht beklagt, als wir gestern bis spät in die Nacht geritten waren; ich hatte abgewartet, bis schon beinahe der Morgen graute, ehe ich neben der Straße zusammenbrach wie die Bettlerin, die ich zweifellos war. Vermutlich dachte er, ich hätte ihn am liebsten abgehängt. Damit hatte er recht. Der Mann war lästiger als eine Klette, aber ich hatte mich mit seiner Gegenwart abgefunden: Ich würde es mit ihm aushalten, bis ich Kavenlow fand und der Kanzler ihn ausbezahlt und dann »ermunterte«, uns zu verlassen.

Ruß stolperte, und ich verzog das Gesicht, als von dem Stoß der Schmerz in meinen verkrampten Knien aufflammte. Ich war hungrig und erschöpft, und vom viel zu langen Reiten tat mir alles beinahe unerträglich weh. Doch ich würde Schoh aus den Kielgruben schaufeln, ehe ich ein Wort zu Duncan sagte. Ich hatte heute schon mehrmals angehalten, um meine Beine zu bewegen, unter dem Vorwand, nicht vorhandene Steine aus Ruß' Hufen zu entfernen oder sie zu tränken. Duncan schien es widerlich gut zu gehen, bequem in meinem Sattel; vermutlich war er außerdem lange Reisen gewohnt.

Ich strich mir eine Locke aus den Augen und steckte sie hinters Ohr. Die ständigen Erschütterungen hatten meinen Knoten gelockert, und als ich mein Haar zum dutzendsten Mal an diesem Tag neu aufsteckte, bemerkte ich ein Ahornblatt, das auf einen entrindeten Zweig gespißt war. Kavenlow hatte das getan. Ich folgte seinen Wegweisern schon seit Sonnenaufgang, wovon Duncan jedoch nichts ahnte. Eine der vielen Varianten des Versteckspiels, die Kavenlow sich ausgedacht hatte, machte sich auf ungewöhnliche Weise bezahlt.

Der Zweig, an dem die Markierung steckte, zeigte in die Richtung, die er genommen hatte. Die Höhe, in der das Blatt angebracht war, sagte mir, dass er zu Pferde unterwegs war. Ein auf dem Kopf stehendes Blatt bedeutete, dass er sich hier eine Weile aufgehalten hatte und dann weitergezogen war. An einer solchen Markierung waren wir gerade vorbeigekommen. Obwohl ich ein flottes Tempo anschlug, war er mir immer noch fast einen ganzen Tag voraus. Ich würde ihn niemals einholen, ehe Garretts Meuchler ihn fand. Aber Kavenlow hatte mich zwei Jahrzehnte lang am Leben erhalten. Ich musste daran glauben, dass er einen einzelnen Misdever Soldaten überleben konnte.

Ich hatte besonders gut auf die Markierungen geachtet, weil ich vermutete, dass er irgendwann von diesem Weg abgewichen und nach Südosten weitergeritten war. Saltolz war ein kleines Hafenstädtchen, und obwohl man mehrere Tage einsparen konnte, indem man über die große Bucht zwischen uns und dem Berg namens Vogelinsel segelte, war ich sicher, dass Kavenlow den längeren Landweg gewählt hatte, weil er das Wasser verabscheute.

Der Gedanke, dass ich lieber hätte versuchen sollen, eine Garnison zu befreien, statt Kavenlow hinterherzujagen, ging mir wieder einmal durch den Kopf, und ich verwarf ihn rasch. Damit würde ich einen bewaffneten Angriff von Garretts Armee herbeiführen, der viele Soldaten und Bürger das Leben kosten könnte. Garrett war der Einzige, den ich töten wollte, und mit Kavenlows Unterstützung und politischem Geschick, das König Edmund davon überzeugen würde, dass der Tod seines Zweitältesten Sohnes gerechtfertigt war, würde ich auch genau das tun.

Ich erschauerte in der heraufziehenden abendlichen

Kühle. Die Sonne war hinter den Bäumen verschwunden, und es wurde allmählich dunkel. Wir ritten an einer weiten Wiese entlang, die schon im grauen Halbdunkel lag. Ich warf einen verärgerten Blick auf Duncan hinter mir, lenkte dann Ruß vom Pfad ab und auf die Wiese.

»Du machst jetzt schon halt?«, fragte er. »Gestern bist du fast bis zum Morgengrauen durchgeritten. Was ist mit den hundert Männern, die dir auf den Fersen sind?«, höhnte er. »Weil du dein eigenes Pferd gestohlen hast und so weiter.«

»Ich habe Ruß nicht gestohlen«, erwiderete ich knapp.
»Ich habe für sie bezahlt.«

»Und deshalb musste ich dich aus der Stadt hinaus-schmuggeln, ja?«

Mein Atem beschleunigte sich, aber ich versuchte, den Mann zu ignorieren. Ich wurde nicht von hundert Männern verfolgt. Mich jagte nur einer: Jeck. Bedrückt verlagerte ich das Gewicht, und Ruß blieb gehorsam stehen. Als meine Füße den Boden berührten, gaben meine Knie vor Schmerz beinahe nach. Ich klammerte mich an dem Reitkissen fest und atmete langsam und flach. »Ich lagere dort«, sagte ich und deutete auf den Rand der Wiese.

Duncan schwang sich vom Pferd – ich hatte heute festgestellt, dass er den Wallach Tuck nannte. Beide streckten sich nach einem Büschel Gras. Der Dieb gab sich mit einem einzelnen Halm zufrieden, während das Pferd ein ganzes Maul voll ausrupfte. »Das ist ein jämmerlich schlechter Lagerplatz«, nuschelte er mit dem Grashalm zwischen den Zähnen. »Wenn du auf weichem Boden schlafen und dafür wieder auf einer nassen Decke aufwachen willst, bitte. Ich lagere jedenfalls da drüber.« Er zeigte auf eine zerklüftete kleine Felswand, die als Schlafplatz etwa so einladend wirkte wie ein Hundekot.

zwinger. »Der Fels wird die Wärme des Feuers reflektieren, und dort wird es trockener sein als im Gras.«

Ich war zu müde, um auch nur zu versuchen, meine Unwissenheit zu überspielen. »Du hast recht. Ich sammle Holz fürs Feuer.«

»Du weißt wohl nicht, wie man eines entzündet, was, Madam Schwarzes Schaf?«

Beim überheblichen Spott in seiner Stimme riss mir der Geduldsfaden. Mein Kiefer verkrampte sich in jäh-zorniger Wut, und ich zog blitzschnell das Messer aus dem Rockbund und ließ es durch die Luft sausen. Sein Pferd scheute, als die Klinge mit einem dumpfen Geräusch in den Baum direkt neben ihm einschlug. »Mein Name ist Tess! Gebrauche ihn gefälligst!«

Duncan betrachtete blinzelnd den Griff des Messers, der einen Fuß neben ihm aus dem Baumstamm ragte. »Äh, natürlich, Tess«, sagte er und zog unter leichtem Ruckeln die Klinge aus dem frühlingsweichen Holz. Er musterte sie. Mein Ärger wich genervter Verzweiflung, als die Überraschung aus seinem Gesicht verschwand und Habgier ihren Platz einnahm. »He, so ein Messer habe ich ja noch nie gesehen. Woraus ist es? Knochen?« Er grinste. »Das haben wir zufällig auf der Straße gefunden, was?«

Beleidigt fuhr ich ihn an: »Ich habe es gekauft.«

»Wie dein Pferd?«, forderte er mich mit hochgezogenen Brauen heraus. »Also schön. Was hast du dafür bezahlt?«

Ich schürzte die Lippen. »Mehr, als du je zu verlieren haben wirst«, sagte ich. Er würde mir ohnehin nicht glauben, wenn ich ihm erzählte, dass ich es mit meiner Krone erkaufte hatte. Nicht nur wortwörtlich, wie mir schien. Es war mir peinlich, dass ich die Beherrschung

verloren hatte. Er drehte das Messer immer noch in den Händen hin und her, und zum ersten Mal kam mir der Gedanke, dass er es vielleicht nicht einfach so wieder hergeben würde. Besorgt hinkte ich zu ihm und streckte die Hand aus. Mit gedankenverlorenem Blick reichte Duncan mir das Messer, und ich steckte es weg.

Unter ungläubigem Kopfschütteln führte er Tuck vom Pfad herunter zu der Felswand. Langsam und unter Schmerzen folgte ich ihm, wobei ich mich bemühte, so unauffällig wie möglich zu humpeln. Mein linkes Bein gehorchte mir nicht richtig, wie immer wenn ich sehr müde war, und ich versuchte, die leichte Lahmheit zu verbergen.

Duncan schien sich keine Sorgen zu machen, Tuck könnte davonlaufen, denn er nahm seinem Grauschimmel den Sattel ab und entließ ihn mit einem freundschaftlichen Klaps aufs Hinterteil, damit er nach Belieben grasen konnte. Ich brach neben dem schwarzen Kreis eines früheren Feuers zusammen und dachte sehnsüchtig an das Bad, das ich bezahlt, aber nie genommen hatte.

»Steh auf«, sagte Duncan und stieß mir die Spitze seines weichen Stiefels in die Rippen. »Sonst wirst du ganz steif.«

»Lass das«, entgegnete ich gereizt. »Ich kümmere mich ja gleich um das Holz.«

Er hockte sich neben mich und schob mir das Kleid bis zu den Knien hoch. Schockiert richtete ich mich auf. »Was bei allen Schohgruben tust du da?«, schrie ich und riss das Bein aus seinem Griff.

»Ich reibe deine Knie, damit wieder Leben in deine Beine kommt. Selbst ein Blinder kann sehen, dass dir die Knie wehtun.«

Wieder griff er nach mir. Erschrocken wich ich zurück

und versetzte ihm einen kräftigen Tritt gegen die Brust.

Duncan kippte hintenüber. Er knallte auf den Boden, und ich hörte, wie es ihm die Luft aus der Lunge presste. Mein Herz hämmerte. Ich rappelte mich auf, und es kribbelte mir in den Fingern, so sehr bemühte ich mich, nicht nach meinen Pfeilen zu greifen.

»Was zum Teufel ist eigentlich mit dir los?«, japste er vom Boden aus. Er presste die Finger auf die Brust und rang nach Atem. Auf seiner Brust prangte der nasse Abdruck meines Stiefels.

»Rühr mich nicht an!«, forderte ich mit verkniffenem Gesicht. Er war ein grapschender Widerling. Wie konnte er es wagen, sich einzubilden, dass ich seine Hände an mir haben wollte? *Naja, ein Mal habe ich es ja gewollt. Eher versehentlich.*

Duncan kam schwankend auf die Füße. Sein Gesicht war gerötet, und seine Augen trännten. »Du undankbares Gör!«, rief er und krümmte sich. »Ich wollte dir doch nur helfen.«

»Du bist ein dreckiger Lügner. Und wag es *nie wieder*, mir gegenüber die Stimme zu heben!«

Duncan verbeugte sich spöttisch, riss sich den lumpigen Hut vom Kopf und zog ihn rückwärts über den Boden. Er war immer noch rot im Gesicht. »Wie Ihr wünscht, Prinzessin.«

Mein Gesicht wurde eiskalt, und mein Zorn wich dem Schrecken. »Wie hast du mich genannt?«

»Prinzessin«, spottete er und forderte mich mit bittearem Blick dazu heraus, noch einmal das Messer nach ihm zu werfen. »Dafür hältst du dich offenbar: Du redest mit dieser albern vornehmen Aussprache, machst dir sechs Mal am Tag das Haar zurecht und kannst kein Quäntchen Dankbarkeit zeigen, wenn man dir hilft. Dieses Spielchen

bringt dich vielleicht bei halb betrunkenen Kaufleuten und Fischern weiter, aber ich weiß, wer du bist.« Er zeigte mit dem Finger auf mich, und mir stockte der Atem. »Du bist eine Betrügerin und eine Diebin, kein bisschen besser als ich, also begrab endlich dein vornehmes Getue und schaufle Schoh wie wir anderen auch!«

»Eine Diebin und Betrügerin«, sagte ich und merkte selbst, wie meine Stimme zitterte. »Und wenn du mich je wieder anfasst, wirst du feststellen, dass ich außerdem eine Meuchlerin bin.«

Er verzog das schmale Gesicht zu einem gehässigen Grinsen, weil er das zweifellos für eine leere Drohung hielt. Er packte seinen Wasserschlauch aus und setzte eine gleichgültige Miene auf. »Ich suche uns Wasser«, warf er über die Schulter zurück und verschwand großspurigen Schrittes im Gebüsch am Rand der Wiese.

Aufgebracht und zornig befreite ich Ruß von Reitkissen und Zaumzeug und rieb sie ab. Sie riss den Kopf hoch und wieherte leise ob meiner allzu ärgerlichen Beührung und verzog sich zu Tuck, ehe ich fertig war. Ich musterte argwöhnisch Duncans Bündel und legte meine eigenen Sachen zurecht, um einen gewissen Platz für mich zu beanspruchen. Ich verließ mich darauf, dass die Pferde sich von einer saftigen, mit Bäumen umsäumten Wiese wohl nicht davonmachen würden, und begab mich auf die Suche nach Feuerholz.

Meine Knie fühlten sich an wie glühende Kohlen, als ich über die Wiese ging, in entgegengesetzter Richtung zu Duncan. Allmählich lockerten sich die Muskeln, und der Schmerz fühlte sich beinahe gut an. Feuerholz war nur eines meiner Ziele. Was ich wirklich wollte, waren Blüten von einem kleinen Nest Grannen-Aloen auf der Wiese, an einer Stelle, die fast den ganzen Tag von der

Sonne beschienen wurde. Für frische Blüten war es noch zu früh, doch ich sammelte die vertrockneten von den hohen Blütenständen des vergangenen Jahres, die nun auf dem Boden lagen. Wenn man die gelben Blütenblätter trocknete und zu Pulver zerrieb, konnte man einen Tee daraus bereiten, der Schmerzen linderte und beruhigend wirkte. Heute Nacht würden sie mir allerdings nichts nützen, also steckte ich sie in Kavenlows kleine Tasche, die ich mir um die Taille gebunden hatte, und machte mich auf die Suche nach einer Weide.

Ich fand eine in einem Bachbett, das im Hochsommer vermutlich austrocknete, und schnitt mehrere Zweige und ein großes Stück Rinde ab. Auf dem Rückweg zum Lager sammelte ich Totholz auf, kaute kräftig auf einem saftigen Weidenzweig herum und dachte an den Mann aus dem Wirtshaus.

Am Rand der Wiese blieb mein Umhang an einem dornigen Zweig hängen und brachte mich abrupt zum Stehen. Entnervt ließ ich das Holz fallen, befreite mich und blieb noch einen Moment stehen. Ich war erschöpft. Tief sog ich die abendkühle Luft ein und ließ den Blick über die Wiese schweifen. Die tote Vegetation vom letzten Jahr war bereits von Tau benetzt und wirkte im grauen Dämmerlicht dunkelviolett. Es war ausgesprochen kühl, aber es regnete nicht, und für solche Kleinigkeiten war ich schon dankbar.

Mir blieb der Mund offen stehen, als ich bemerkte, dass die Wiese leer war. »Wo sind die Pferde?«, flüsterte ich. »Duncan?«, rief ich, denn ich sah ihn nirgends. Dann wurde mir kalt. »Er hat sie mitgenommen«, hauchte ich.

Das Holz war vergessen. Ich rannte zum Lager, und vor lauter Furcht fühlte ich mich ganz unwirklich und entrückt. *Hatte er mich wie eines seiner anderen Opfer*

ausgenommen? War er mir so lange gefolgt, bis er einfach alles stehlen konnte? Ich war kaum eine Tagesreise von der Stadt entfernt, und schon hatte ich alles verloren. Ich war ja so dumm!

Mit hämmerndem Herzen kam ich vor der Felswand zum Stehen. Meine Sachen waren noch da, wo ich sie hingelegt hatte. Er hatte mich nicht ausgeraubt. Aber es blieb immer noch die Frage, wo die Pferde waren.

»He! Hier!«, hörte ich einen schwachen Ruf. Ich wirbelte herum und sah Duncan unter den fernen Bäumen hervortreten. Er führte Tuck an einem Strick; Fuß trottete brav hinterdrein. »Ich habe gutes Wasser gefunden«, sagte Duncan, als er nahe genug herangekommen war. Er nahm Tuck den Strick ab und trieb die Pferde auf die Wiese. Als ich schwieg, blickte er auf, und seine Miene verdüsterte sich. »Ich bin ein Falschspieler und kein Dieb«, erklärte er hitzig.

»Kannst du es mir verdenken?«, schrie ich beinahe. »Ich komme zurück, und du bist mitsamt den Pferden verschwunden. Ich kenne dich doch überhaupt nicht. Du hättest mir eben sagen müssen, dass du sie tränken willst.«

Duncan rollte den Strick zusammen und warf ihn auf sein Bündel. »Steig endlich von deinem Podest herunter, Prinzessin. Wenn ich dich erschreckt habe, tut es mir leid. Ich wollte sie nur saufen lassen.«

»Nenn mich nicht so«, sagte ich, und mein Herzschlag beruhigte sich allmählich. »Und du hast mich nicht erschreckt.«

»Ich glaube schon.« Er kreuzte die Knöchel und ließ sich mit einer anmutigen Bewegung in den Schneidersitz nieder. Unter dem lumpigen Hut hervor beobachtete er mich mit belustigtem Blick. Er griff nach einem Zweig

und schälte die Rinde ab, als Anmachholz. »Mit dem Stöckchen zwischen den Zähnen siehst du aus wie dieser Netzküpfen.«

Ich erstarrte bestürzt. »Das hilft gegen die Schmerzen«, sagte ich vorwurfsvoll und weigerte mich, den Zweig wegzuwerfen. »Ich bin es nicht gewohnt, ohne Sattel zu reiten.«

»Das sieht man. Aber bald wirst du dich daran gewöhnt haben. Du riechst schon sehr nach Pferd.«

Mir blieb der Mund offen stehen. *Dieser unverschämte Kerl!* Ich starrte ihn an und wusste nicht, was ich jetzt tun sollte. Ich fühlte mich gleich sechs Mal schmutziger, als ich mich ihm gegenüber an die Feuerstelle setzte und nach einem Stein griff, um damit meine Weidenrinde zu zermahlen. »Besser als die Schohgrube, nach der du riechst«, brummte ich verspätet.

»Ich finde das gut«, sagte er. »Riecht besser als dieser Seifengeruch, den du vorher an dirhattest. Und der verschmierte Blütenstaub an deiner Nase gefällt mir auch.«

Sofort wischte ich mir die Nase ab und zog den Zweig zwischen den Zähnen hervor. Meine Wangen wurden heiß, und ich zermalmte wütend die Weidenrinde und dachte, wie gern ich das Gleiche mit seinem frechen Grinsen getan hätte.

Er gab einen verächtlichen, kehligen Laut von sich und zog einen Bausch luftiger Fasern aus seinem Bündel. Mit einem Stein bearbeitete er einen Feuerstein und ließ einen Funken auf ein Dreieck aus verkohltem Leinen springen. Der angebrannte Stoff glühte leicht, bis der Bausch aus Flachsresten Feuer fing. »Was machst du zum Abendessen?«, fragte er, während er versuchte, die plötzlich auflodernden Flämmchen auf seine Rindenstücke und trockenen Gräser zu locken.

»Ich mache dir kein Abendessen«, erwiderte ich tonlos. »Ich kann dich nicht leiden.«

Seine Finger berührten beinahe die junge Flamme. »Lagertradition«, erklärte er, als hätte er den letzten Satz nicht gehört. »Einer entfacht und unterhält das Feuer, der andere macht das Abendessen.«

»Ich habe schon das Holz geholt«, sagte ich hastig. Mir wurde ein wenig unbehaglich. Ich hatte noch nie in meinem Leben etwas zu essen zubereitet.

Er beäugte mich unter der Hutkrempe hervor. »Was für Holz?«

Ich holte Luft, um es ihm zu erklären, stieß sie aber wieder aus. Wortlos rappelte ich mich auf. Die untere Hälfte meines Kleids wurde dunkel vom Tau, als ich quer über die Wiese stapfte, um die Zweige und Äste aufzuheben, die ich fallen gelassen hatte. Es war nicht einfach, alles auf einmal zum Lager zu bringen. Duncan saß nur da und sah zu, der faule Gauner. »Hier«, sagte ich und ließ das Holz klappernd neben ihm zu Boden fallen. Stückchen von Flechten klebten überall an mir, und nun war mein Kleid nass. *Engelsspucke, werde ich denn nie wieder sauber sein?*

»Was hast du an Essbarem für uns gefunden?«, fragte er leichthin, und ich starrte ihn an. »Wer das Holz sammelt, hält den Blick auf den Boden gerichtet«, sagte er langsam, als wolle er einem Kind etwas erklären. »Hast du dabei nichts zu essen gefunden?«

Ich bekam die Zähne nur mit Mühe auseinander. »Nein.« Ich war sicher, dass er sich all das nur ausdachte. Aber da er die Hände hinter dem Kopf verschränkt und sich an die Felswand gelehnt hatte, kniete ich mich eben hin und holte zögerlich meinen kleinen Kochtopf hervor. »Ich habe ein paar Vorräte gekauft. Was hast du?«

»Reisebrot, Käse, Dörrfisch. Das übliche. Bedien dich.« Er warf mir sein vielfach geflicktes Bündel zu. Es landete vor meinen Knien, und ich griff danach. Seine Behauptungen, was die Arbeitsteilung anging, waren Schoh in der Grube, aber ich hatte schrecklichen Hunger, und er machte nicht den Eindruck, als werde er einen Finger rühren.

Zumindest erwartet er nicht, dass ich sämtliches Essen allein beschaffe, dachte ich, öffnete seine Tasche und stellte fest, dass sie alles enthielt, was er behauptet hatte, und noch mehr. Wenn ich protestierte, würde er vermutlich behaupten, ich müsse sein Pferd striegeln und seine Stiefel flicken, weil ich auf der Westseite des Feuers saß; also wärmte ich schweigend alles Mögliche an, wobei ich mir zweimal die Finger verbrannte.

Zugegebenermaßen verhielt ich mich auch deshalb so still und gehorsam, weil ich mich mit so vielen sorgenvollen Gedanken trug. Als ich die Pferde verschwunden glaubte, hatte mir das einen erschütternden Tiefschlag versetzt. Ich war noch nie so schutzlos gewesen: irgendwo draußen in den Wäldern mit einem Mann, von dem ich wusste, dass er ein Falschspieler und Vagabund war. Immer hatte ich Wachen und Kavenlow bei mir gehabt. Ich überprüfte meinen Haarknoten und schwor mir, meine Pfeile stets griffbereit zu halten.

Duncan putzte fleißig meinen Sattel, während ich meine Aloëblüten hervorholte und neben dem Feuer zum Trocknen auslegte. Mit ein wenig Glück würden sie bis morgen früh spröde genug sein, um sie fein zu mahlen. Der Sud aus Weidenrinde würde für heute Nacht genügen.

Es war vollkommen dunkel geworden, als ich widerstreitend entschied, dass ich mit dem Essen nichts weiter anstellen konnte, und es für fertig erklärte. Duncan füllte

begierig seine Schüssel aus dem Topf über dem Feuer, kostete und leerte sie dann widerstrebend, Löffel für Löffel. Offensichtlich war das Essen nicht das, was er erwartet hatte. Für gewöhnlich wäre ich zornig auf ihn geworden, doch selbst ich musste zugeben, dass mein Eintopf nach nichts schmeckte. Ohne ein einziges Wort des Dankes lehnte er sich mit dem Rücken an die Felswand und holte seine Lederhülle mit den Karten hervor.

Ich spürte, wie er mich beobachtete, und rückte näher ans Feuer. Davon wurde mir vorne zu heiß und hinten zu kalt. Die Zweige bewegten sich unablässig, und das Rascheln der Blätter zog meinen Blick immer wieder zum Rand des Feuerscheins. Beim Kreischen irgendeines Tieres riss ich die Augen auf. Duncan wirkte nicht beunruhigt, aber ich hätte die Pferde gern in der Nähe gehabt.

Der Falschspieler übte das Verstecken und Hervorholen seiner Karten und sah unverhohlen zu, wie ich mein Bündel leerte, um so etwas wie Ordnung darin zu schaffen. Wir hatten unterwegs nur ein paar Worte gewechselt, doch nun, da wir uns gegenübersaßen, störte ich mich an der Stille. Es war ein schwieriger Tag gewesen. Ich war dieses Schweigen nicht gewohnt und wünschte mir jemanden, mit dem ich sprechen konnte. Als ich alles wieder eingepackt hatte, räusperte ich mich. »Es ... tut mir leid, dass ich dich getreten habe«, sagte ich.

Duncan stocherte mit einem Zweig im Feuer herum, bis Funken aufstoben. »Schon gut.« Er rieb sich die abscheulichen Bartstoppeln und warf mir einen Blick zu. »Es ist so, wie du gesagt hast – du kennst mich überhaupt nicht.«

Das war die erste halbwegs intelligente Bemerkung, die ich von ihm gehört hatte, aber ich wusste nicht, was ich darauf erwidern sollte. Wir hatten nichts gemeinsam.

»Spielst du eine Partie mit mir?«, fragte er, und seine dünnen Finger schoben eine Karte in seinen Ärmel, so langsam und sorgfältig, wie ein Musikant Tonleitern übt.

Ich begegnete kurz seinem Blick. Er gab ein seltsames Bild schmuddeliger Achtsamkeit ab, wie er da in seinen fleckigen, staubigen Kleidern gerade und aufmerksam saß und seine Fertigkeiten übte. »Nein, du mögelst.«

»Ich lasse dich auch gewinnen«, bot er an, und zum ersten Mal sah ich ihn lächeln, ohne dass er sich auf meine Kosten amüsierte.

Meine Schultern entspannten sich. »Dann will ich schon gar nicht mit dir spielen.«

Duncan mischte das Spiel, wobei immer dieselben fünf Karten oben blieben. »Dann lasse ich dich verlieren.«

Ich senkte den Kopf, um mein Lächeln zu verbergen. »Nein, danke.« Die Frühlingsnacht war kalt, und ich setzte Wasser auf, um Tee zu kochen. Das Abendessen hatte scheußlich geschmeckt, aber es konnte doch nicht allzu schwer sein, Tee zu machen? »Hast du Honig?«, fragte ich. Er sah mich verblüfft an, und ich fügte hinzu: »Für den Tee.« Er schüttelte langsam den Kopf. Enttäuscht holte ich meinen Teevorrat hervor und ließ eine Handvoll Blätter in das kalte Wasser fallen. Duncan starrte mich an. »Möchtest du welchen?«, fragte ich, bemüht, nett zu ihm zu sein.

»Äh, ja«, antwortete er zögerlich, und ich fügte eine weitere Handvoll hinzu. Er runzelte die Stirn und beugte sich vor, als wollte er etwas sagen, lehnte sich dann aber wieder zurück. »Willst du nach Saltolz landeinwärts ziehen?«, fragte er, doch das waren offenkundig nicht die Worte, die ihm ursprünglich auf der Zunge gelegen hatten. »Da wäre es wärmer.«

Ich drückte mir die Finger an die Stirn, als hätte ich Kopfschmerzen. »Duncan«, sagte ich müde. »Ich bin keine Betrügerin. Du solltest meinen Sattel nehmen und einfach ... gehen.«

Er wölbte listig die Brauen. »Du wirst keinen Besseren finden als mich«, beharrte er.

»Ich habe schon Straßenkünstler gesehen, die so flink mit den Karten sind wie du«, erwiderte ich verächtlich.

Duncan wurde frech. »Können sie auch das hier?«, fragte er und hielt mir eine meiner Nadeln hin.

Mir blieb der Mund offen stehen. »W-woher ...«, stammelte ich. Meine Hand flog zum Haarknoten, meine Finger zählten rasch undstellten fest, dass ein Pfeil fehlte. »Wann hast du dir den genommen?«, fragte ich und bekam es mit der Angst zu tun.

»Vorhin.« Er war beinahe furchterregend in seiner hämischen Selbstzufriedenheit.

»Wann?«, fragte ich, denn ich konnte mich nicht erinnern, dass er mir nah genug gewesen wäre.

Duncan legte den Zeigefinger an die Nase und grinste. »Das sage ich dir nicht, Madam Tess.«

Ich betrachtete den Pfeil und dachte mir, dass Madam Tess immerhin ein wenig besser war als Madam Schwarzes Schaf. »Na schön«, sagte ich vorsichtig. »Du bist gewitzt und schnell. Gib mir die Nadel.«

Er hörte die Drohung in meiner Stimme und wich zurück. »Ist sie wertvoll?« Er betrachtete sie mit neu erwachtem Interesse und grinste so breit, dass seine Zähne schimmerten. »Hast du sie da gestohlen, wo du auch das Messer herhast?«

»Duncan ...«, sagte ich warnend. »Gib sie mir.«

Er schüttelte den Kopf und fand das Ganze offenbar sehr lustig. Ich streckte blitzschnell den Arm ums Feuer,

um ihm den Pfeil wegzunehmen, doch er fuhr zurück. Er zuckte zusammen und riss die Finger auseinander. »Verdammt«, sagte er und betrachtete die Nadel, die nun neben seinem Knie lag. »Das Ding ist vielleicht spitz. Nicht zu fassen, dass du dir so etwas in die Haare steckst.«

Mir wurde kalt. »Duncan, hör zu«, sagte ich, denn ich wusste, dass die Wirkung des Giftes verlangsamt wurde, wenn sein Herzschlag ruhig blieb. »Du wirst es überstehen. Ich verspreche, dass ich dir da hindurchhelfen werde.«

Duncan sah mich an, als hätte ich den Verstand verloren. Dann wich die Heiterkeit aus seinem Gesicht, das sich vor Schmerz verzerrte. »Wa ...«, begann er und krümmte sich plötzlich. »Schohgruben«, stöhnte er. »Was ist das?« Dann kippte er zur Seite.

Mit geschürzten Lippen streckte ich die Hand aus, hob meine Nadel auf und steckte sie dahin, wo sie hingehörte. Ich war eher gereizt denn besorgt. Ich rückte um das Feuer herum und fühlte seinen Puls am Hals. Er war schnell, aber gleichmäßig. »Idiot!«, schalt ich ihn. »Ich habe dir doch gesagt, dass du sie mir zurückgeben sollst.« Er stöhnte, und ich seufzte resigniert. »Du wirst schon wieder«, sagte ich, nahm all mein Mitgefühl zusammen und tätschelte ihm verlegen die Schulter. »Ich sorge dafür, dass du nicht zu atmen aufhörst, das verspreche ich dir.«

Anscheinend waren das nicht die richtigen Worte gewesen, denn er wurde sogleich von heftigen Krämpfen geschüttelt und biss unwillkürlich so fest die Zähne zusammen, dass die Muskeln an seinem Hals wie Taue hervorstanden. Ich dachte an die Kälte und zog seine Decke über ihn. Er hatte sich ganz klein zusammengerollt und die Augen geschlossen, und sein Gesicht war von einer

Qual verzerrt, die er nicht verstand. Sein Atem ging schnell und keuchend.

Ich biss mir besorgt auf die Unterlippe und schürte das Feuer, um mehr Licht zu haben. Er sah schrecklich aus, und ein bläulicher Hauch verfärbte den Rand seiner Lippen. Das Gift schien stärker zu wirken als sonst. Sein röchelnder Atem zögerte, dann japste er weiter. Meine leichte Besorgnis wich echtem Schrecken. Das war nicht gut.

»Duncan?«, sagte ich, denn ich wusste, dass er mich hören konnte. Ich beobachtete den Pulsschlag an seinem Hals. Das wilde Hämmern zeigte beängstigende Aussetzer. »Duncan, das ist alles halb so schlimm«, log ich. Er zeigte wirklich eine starke Reaktion, von seiner Angst zusätzlich verschlimmert. »Hör mir zu«, sagte ich mit fester Stimme und versuchte, den letzten Rest seiner Geistesgegenwart festzuhalten. »Ich muss mir deinen Finger anschauen.« Ich griff nach seiner rechten Hand, die er sich an den Bauch presste. »Lass mich mal sehen«, bat ich sanft. »Du brauchst doch deine Hände zum Spielen.«

Ich hatte solche Angst um ihn, dass ich seine Hand aus dem schlötternden, gekrümmten Häufchen Mensch hervorzerrte. Sie war grotesk angeschwollen. Sein Mittelfinger lief bereits violett an. Ein schneeweisser, erhabener Kreis zeigte mir, wo der Pfeil eingedrungen war. Mit einer festen Bandage vom Ellbogen hinab zu diesem Finger konnte ich das Gift leicht daran hindern, sich rasch auszubreiten. Aber das könnte einen unwiderruflichen Schaden an der Hand zur Folge haben.

»Es tut mir leid«, sagte ich, und mir wurde übel. »Ich muss deine Hand abbinden. Das wird sich anfühlen, als würden des Teufels Hunde darauf herumkauen, aber so wird sich das Gift langsamer ausbreiten.« Ich zögerte,

aber ich musste aufrichtig zu ihm sein. »Du könntest den Finger verlieren, aber wenn ich es nicht tue, kostet es dich vielleicht das Leben.«

Er zuckte zurück. »N-n-n-nein«, ächzte er, entriss mir seine Hand und krümmte sich wieder darum. Schweißperlen traten ihm auf die Stirn; sie glitzerten im Feuerschein.

»Duncan!« Ich versuchte, überzeugend gebieterisch zu klingen, doch ich hatte entsetzliche Angst. Was, wenn er hier draußen starb? »Lass mich das tun, sonst könntest du sterben. Ich habe dir doch gesagt, dass du mir die Nadel zurückgeben sollst. Zeig mir deine Hand!«

Er krümmte sich zusammen, schlötterte und schwitzte. Er stieß ein kehliges Stöhnen aus, und ich berührte seine Schulter und erschrak darüber, wie stark seine Muskeln schon verkrampt waren. Seine Schultern fühlten sich an wie aus Stein. »Gib sie mir!«, forderte ich und zerrte an seinem Arm. Er biss die Zähne zusammen und schloss fest die Augen. Selbst im grausamen Griff des Giftes war er stärker als ich.

Frustriert ließ ich mich auf die Fersen zurücksinken und beobachtete ihn. Wenn er ohnmächtig wurde, gehörte die Hand mir.

Aus reiner Nervosität griff ich nach Duncans Karten und staubte jede einzelne sorgfältig ab, ehe ich sie in die Schachtel legte. Ich lauschte seinen qualvollen, röchelnden Atemzügen und wünschte, er würde endlich das Bewusstsein verlieren, um sogleich darum zu beten, dass er nicht in Ohnmacht fiel, weil er womöglich nie wieder daraus erwachen würde. Ich setzte mich neben ihn und schichtete besorgt mehr Holz aufs Feuer.

»Du machst das gut, Duncan«, sagte ich, als seine Atmung wieder erste Anzeichen von Rhythmus zeigte. Sei-

ne Decke war schweißnass, und ich breitete meine zweite Decke über ihn. »So ist es gut. Du schaffst das schon«, flüsterte ich mit beruhigender Stimme. »Ich bin hier. Ich helfe dir, es zu überstehen. Das verspreche ich.«

Die Worte hörten sich aus meinem Mund unheimlich an. Sie entsprachen ziemlich genau Kavenlows Flüstern, mit dem er mich beruhigt hatte, während ich versuchte, die Wirkung des Gifts abzuschütteln. Ich fragte mich, ob er damals ebenso besorgt gewesen war wie ich jetzt – auch er hatte zusehen müssen und nichts gehabt als seine Stimme, um den Schmerz zu lindern. Die Erinnerung an Kavenlow brachte mich dazu, Duncan mit einer Hand über den Kopf zu streichen. Mit Kavenlows Berührung war der Schmerz stets erträglicher gewesen, als kenne und verstehe er ihn sehr gut. Duncan war ein Idiot, aber an seinen Schmerzen war ich schuld.

Sein kurz geschorenes Haar war weicher, als ich erwartet hatte, ein sanftes Flüstern unter meinen Fingerspitzen. Meine Spannung löste sich, als die Wärme des Feuers mich endlich richtig durchdrang. Meine Hände kribbelten vor Erleichterung. Ich ließ eine auf seiner Schulter ruhen und spürte, wie seine Krämpfe langsam nachließen. »Dir wird nichts geschehen«, flüsterte ich, als der schmerzhafte Ausdruck schließlich aus seinem Gesicht verschwand.

Er holte tief und zittrig Atem. Das war sein erster bewusster Versuch, seinen Körper unter Kontrolle zu bekommen, und meine Schultern sanken herab. Sie taten weh, als hätte ich um Luft gerungen und nicht Duncan. Das gefährliche Spiel, seine Hand zu retten, war gut ausgegangen. Ich strich mir eine Strähne aus den Augen und rückte von ihm ab, steif und wund vom langen Reiten.

Ich griff nach dem vergessenen Tee, der schwarz über

dem Feuer kochte. Mit zitterigen Händen zog ich den Topf von den Flammen und schenkte zwei Becher ein. Einen davon stellte ich in Duncans Reichweite ab, mit dem anderen zog ich mich zu meinem Schlafplatz zurück. Ich wusste aus Erfahrung, dass er etwas Warmes brauchen würde, um die Kälte abzuschütteln, die ihn gleich überkommen musste. Und ich brauchte etwas zur Stärkung. Sein Elend mit anzusehen, hatte viele Erinnerungen wachgerüttelt. Bis ich immun gegen so hohe Dosen wurde, dass Kavenlow zufrieden war, hatte er mir oft die gleichen Schmerzen verursacht, mir die gleiche Todesangst eingejagt. Mir war elend zumute. Wozu war das alles gut gewesen?

»Wer ... bist du?«, krächzte Duncan.

Mein Blick schoss zu ihm hinüber. Er lag unter die Decken gekauert da. Seine Augen wirkten schwarz, und er starrte mich über das niedrige Feuer hinweg an. Unter den Bartstoppeln war sein schmales Gesicht vom Kampf mit dem Gift gezeichnet. Ich fragte mich, ob er mich so hasste, wie ich Kavenlow gehasst hatte, nachdem ich zum ersten Mal durch diese Hölle gegangen war. Ich schaute ins Feuer und suchte nach einer Antwort. »Niemand«, sagte ich schließlich und war ehrlich überzeugt davon. Ich schloss die Augen gegen drohende Tränen und spürte die Hitze des Feuers an meinen Wangen.

»Das ist eine Grube voll Schoh«, sagte er barsch, und ich öffnete die Augen. Er brauchte zwei Anläufe, um sich auf einen Ellbogen zu stützen. Er krümmte sich unter einem heftigen Hustenanfall und wischte sich dann die Spucke vom Kinn. »Ich habe dir zugesehen, als du dein Bündel wieder zusammengepackt hast. Alles, was man für eine weite Reise braucht, aber du hast noch nie unter freiem Himmel geschlafen. Du reitest wie ein Mann, hast

aber die Manieren einer feinen Dame.« Er hielt die Luft an und bebte vor unterdrücktem Husten. »Und du weißt zwar etwas mit Aloëblüten anzufangen, kannst aber kein bisschen kochen. Wer bist du?«

»Ich bin niemand«, sagte ich und dachte an Garretts vor Abscheu verzerrtes Gesicht, als er von meiner wahren Herkunft erfahren hatte. Mein Blick begegnete ganz kurz dem seinen, dann schaute ich rasch wieder weg. »Ich bin ein Bettlerskind«, flüsterte ich voller Angst.

Duncan zog sich die Decken fest um die Schultern. Er zitterte und beäugte mich unablässig über die Flammen hinweg. »Ein Bettlerskind würde eine Schüssel Suppe nicht ungegessen stehen lassen. Es hätte auch kein Gift in seinen Haarnadeln. Diebe haben so etwas auch nicht.«

Mit zitternder Hand hob er den Becher Tee an die Lippen. Dann erstarrte er, und der letzte Rest Farbe wich aus seinem Gesicht. »Du bist tatsächlich eine Meuchlerin«, sagte er und ließ den Becher fallen. Tee versickerte im Boden. »Ich dachte, du wärst – wen hast du ermordet? Gütiger Gott, und ich habe dir bei der Flucht geholfen! Jetzt werden sie auch mich jagen!«

»Ich bin keine Meuchlerin«, widersprach ich bedrückt.

»Was bist du dann?«, fuhr er auf. Er versuchte, den Arm zu heben, und geriet in Panik, als er merkte, dass der Arm sich nicht so bewegte, wie er sollte. »Was hast du mir gemacht?«, rief er.

Frustriert schrie ich: »Nächstes Mal hörst du besser auf mich, wenn ich dir sage, dass du etwas lassen sollst!«

Er stutzte und ließ sich dann wieder auf seine Decke sinken – immerhin eine Art argwöhnischer Respekt. Ich wartete, bis ich mir sicher war, dass er aufmerksam zuhörte, und fuhr dann fort: »Meine Haarnadeln sind mit

Gift gefüllt. Ich bin dagegen immunisiert. Ein Kratzer kann einen Menschen normalerweise nicht töten. Zwei Nadeln schon, außer man schafft es, denjenigen dazu zu bringen, dass er weiteratmet.« Ich erinnerte mich an Jeck, der nach zwei Pfeilen noch hatte sprechen können. »Normalerweise.«

»Nur ein Meuchelmörder kann immun gegen Gift sein«, sagte er und erschauerte.

Seufzend sammelte ich mich. Vielleicht würde er mir jetzt die Wahrheit glauben. »Du hattest vorhin recht«, sagte ich tonlos. »Nun ja, beinahe. Ich bin ...« Ich holte tief Luft und zwang mich, es auszusprechen, obwohl der Betrug an mir bitter und stark in meiner Kehle hochstieg. »Ich bin der Lockvogel der Prinzessin von Costenopolis. Man hat mich gekauft, um sie vor den Folgen dieser verfluchten Prophezeiung vom Roten Mond zu schützen. Ich bin immun gegen das Gift, damit sich mein Nutzen länger erhält.«

Und ich bin dumm, dachte ich verbittert. Ich hätte es längst erkennen müssen. Niemand setzt das Leben einer Prinzessin aufs Spiel, um sie gegen Gift zu immunisieren. Und man überlässt ihre Erziehung auch nicht dem Kanzler, ganz gleich wie gut es ihm gelingt, sie zu beschäftigen und abzulenken, damit sie die königliche Familie nicht belästigt.

Ich schloss die Augen gegen den Schmerz. In diesem Moment hasste ich sie. Ich hasste sie alle: meinen Vater, meine Mutter, Kavenlow, die Prinzessin, die ich unwissentlich beschützt hatte – alle. Als ich die Augen wieder öffnete, stellte ich fest, dass Duncan mich mit einer Mischung aus Unglauben und Misstrauen beobachtete. »Hör zu«, sagte ich, weil ich zu dem Schluss gekommen war, dass er die ganze Geschichte kennen sollte. Falls Jeck ihn

bei mir antraf, könnte er Duncan allein deshalb töten. »König Edmunds Sohn Garrett versucht, Land und Flotte von Costenopolis an sich zu bringen. All das hätte praktisch ihm gehört, wenn er geduldig abgewartet und zum Ende des Jahres die echte Prinzessin geheiratet hätte. Aber er will es jetzt. Er hat den Palast und die äußeren Garnisonen besetzt, und wenn der Rest seiner Männer hier eintrifft, wird er die Stadt, den Hafen und sämtliche Schiffe darin in Besitz nehmen.«

Die Trauer brach sich nun doch Bahn, und mir stockte der Atem. Alles, was mir etwas bedeutete und was ich stets für richtig gehalten hatte, war um Garretts Eroberung willen gestorben. Nichts konnte die Stelle dessen einnehmen, was ich einst für wahr gehalten hatte. »Prinz Garrett hat meine Eltern ermordet«, flüsterte ich. »Und wenn ich Kavenlow gefunden habe, werde ich zurückkehren und Garrett töten.«

»Du kannst doch nicht den Prinzen von Misdev töten«, flüsterte Duncan, der sich mit weiß hervortretenden Fingerknöcheln an seine Decken klammerte.

»Dich hätte ich auch beinahe umgebracht«, sagte ich, denn ich hatte das alles nur noch satt.

»Aber damit wirst du einen Krieg heraufbeschwören«, protestierte er und verkroch sich noch tiefer unter die Decken.

Ich schlug die Augen nieder. »Kavenlow kann das verhindern.«

»Kavenlow?«, wiederholte er fragend.

»Der Kanzler.« Ich verzog das Gesicht vor Anstrengung, mir meine Gefühle nicht anmerken zu lassen. »Er ist in die Berge geritten, um die echte Prinzessin zu holen. Er ist der Einzige, der mir noch geblieben ist ...« Meine Stimme drohte zu versagen, und ich unterbrach

mich mitten im Satz. »Er weiß noch nicht, was geschehen ist«, erklärte ich leise. »Ich muss ihn finden.«

»Du bist die Prinzessin vom Roten Mond?«, fragte er, und ich sah seinem länglichen Gesicht an, dass er mir zu glauben begann.

»Seit gestern nicht mehr.« Ich sprach die Worte sorgfältig aus und weigerte mich, etwas dabei zu empfinden. Mein Leben lag in Trümmern, und das völlig umsonst. Ich blickte zu den Zweigen und dem klaren Nachthimmel darüber auf. *Wo bleibt der Regen? Mein Leben kann nicht mehr schlimmer werden. Es sollte auch noch regnen.*

Steif trank ich einen Schluck Tee und stellte den Becher beiseite. Das Gebräu war bitter. »Trink noch etwas Tee, damit dein Herz die Nacht hindurch kraftvoll schlächt, und denk nicht mal daran, etwas von deinem widerlichen Bier zu dir zu nehmen«, sagte ich. Ohne mich darum zu scheren, ob er noch Fragen an mich hatte, legte ich mich hin, wickelte mich in meinen Umhang und zog mir meine letzte Decke über den Kopf. Ich wollte schlafen und meine Wirklichkeit gegen Träume eintauschen – zumindest so lange, wie die Dunkelheit den Himmel beherrschte.

12

Das Licht hinter meinen geschlossenen Lidern war angenehm grau, nicht der grelle Schein, mit dem ich sonst erwachte. Und mir war kalt. Verwirrt versuchte ich, mich aus meinem Traum von trägen Wellen zu befreien. Ich roch Pferde, und diese Überraschung, nicht das Stöckchen, das sich in meine Schulter bohrte, weckte mich vollends auf.

Mein Herz machte einen Satz, und ich schoss hoch. Duncan hockte auf der anderen Seite des Feuers. Der Stock, der mich gepiekst hatte, steckte zwischen seinen Fingern. Ich ließ die Hand von meinen Pfeilen sinken und zog mir die kratzige Wolldecke bis unters Kinn. Dann schlug ich die Beine unter und musterte blinzelnd mein Gegenüber.

Im trüben Morgengrauen sah er sogar noch zerlumpter aus als sonst. Von seinen Schultern hing ein brauner Umhang, den ich noch nicht an ihm gesehen hatte, mit schmutzig schwarzem Saum. »Morgen«, sagte er, ließ den Stock fallen und schob die Hutkrempe zurück. »Ich gehe die Pferde tränken. Ich dachte, du solltest das wissen.«

»Danke«, entgegnete ich und hustete dann, so kalt war die Luft. Die Vögel machten einen solchen Lärm, dass ich mich fragte, wie ich da weiterhin hatte schlafen können. Wortlos stand Duncan auf und trat zu Tuck. Er benutzte die rechte Hand kaum, während er den Wallach sanft dazu brachte, das Gebiss ins Maul zu nehmen. »Darf ich ... deine Hand mal sehen?«, fragte ich.

Er zögerte. Dann ließ er Tucks Zügel los und ging neben mir in die Hocke. Schweigend schob er sich das Hemd bis zum Ellbogen hoch. Ich beugte mich vor. Sein von der Sonne gebräunter Arm war immer noch geschwollen, und über Handfläche und Finger zogen sich hässliche rote und violette Streifen. Er ballte die vom Gift angeschwollene Hand zur Faust, verzog das Gesicht und öffnete sie wieder, wobei er immer noch kein Wort sagte.

»Schaffst du deine Kartentricks?«, fragte ich, denn ich war sicher, dass er es versucht hatte.

Sein Blick blieb auf seine Finger gerichtet, die er krümmte und streckte. »Nein.«

Seine Stimme klang völlig ausdruckslos, und ich senkte schuldbewusst den Blick. »Das wird wieder besser, aber vielleicht werden deine Finger immer langsam sein, wenn du müde bist.« Zaghafte fragte ich: »Möchtest du etwas Weidenrindentee?«

»Nein.« Er stand auf, wandte mir den Rücken zu und schob mit geübter Leichtigkeit das Gebiss in Ruß' Maul. Das Pferd kaute laut darauf herum.

Zitternd beugte ich mich vor, um meine Stiefel zu schnüren. Ich fühlte mich elend, weil ihm das zugestoßen war, aber zumindest würde er mir jetzt nicht mehr folgen. »Du ziehst also landeinwärts weiter?«, bemerkte ich und wusste nicht recht, ob ich froh war, ihn loszuwerden. Ich war nicht gern allein.

Er wandte sich um, und die scheußlichen Bartstoppeln konnten seine Überraschung nicht verbergen. »Gehen wir nicht nach Saltolz?«

»Wir?« Ich blinzelte erstaunt. »Nach dem, was gestern Abend geschehen ist? Ich hätte dich beinahe umgebracht!«

»Tatsächlich ...« Seine Bewegungen waren steif, vor Stolz, vermutete ich, als er Tuck die Satteldecke auflegte, gefolgt von meinem Sattel. Er rieb sich die rechte Schulter, ehe er den Gurt anzog, als fühlte er eine Schwäche darin.

»Du wirst nichts davon haben, wenn du mir hilfst«, sagte ich. »Nimm einfach meinen Sattel und geh.« Kläglich zog ich die Nadeln aus meinem Haar und ließ es offen herabfallen. »Kavenlow kann ich auch allein finden«, flüsterte ich, legte mein schwarzes Haarband beiseite und zog grob einen Kamm durch meine Locken.

Duncans raues, bellendes Lachen ließ mich aufblicken. *Er lacht mich aus? Diese Unverfrorenheit!*

»Tess«, sagte er und blieb neben Tucks Kopf stehen. »Nehmen wir einmal an, du bist tatsächlich der Lockvogel für die Prinzessin und keine Verrückte.« Sein Blick huschte zu den Pfeilen neben mir, dann zu der Peitsche an meiner Taille. »Du schuldest diesem Kanzler rein gar nichts. Der König und die Königin haben dich nur gekauft, damit ihre Tochter am Leben bleibt. Und du willst ihr jetzt helfen? Wach auf«, sagte er. »Dein Traum ist vorbei.«

»Sie haben mich geliebt«, erwiderte ich hitzig und überraschte mich selbst damit, dass ich sie verteidigte, obwohl ich während der vergangenen drei Tage oft das Gleiche gedacht hatte.

»Sie haben dich benutzt.« Sein schmales Gesicht wirkte hart. »Weißt du denn nicht, wie diese Geschichte weitergeht? Die verschollene Prinzessin kehrt zurück, rettet mit Hilfe eines Ziegenhirten das Königreich, heiratet dann ihren Liebsten, und sie leben glücklich bis ans Ende ihrer Tage. Da ist kein Platz für dich!«

Wenn du Glück hast, verbannen sie dich nur aus dem Königreich. Wenn nicht, sperren sie dich weg, und du wirst nie wieder einen Fuß in die Welt außerhalb der Palastmauern setzen. Du«, sagte er mit glühendem Blick und deutete dabei auf mich, »solltest so schnell und so weit fortlaufen, wie du kannst. Und ich werde mit dir gehen, bis du lange genug gehungert hast, um zu erkennen, dass es besser ist, satt zu sein, als makellos ehrenhaft. Du besitzt hart erworbene Fähigkeiten, Tess. Und ich lasse nicht zu, dass du sie unter einer Moral begräbst, die gewöhnliche Menschen sich nicht leisten können, wo wir doch schon in zwei Jahren leben könnten wie die Könige!«

Wütend biss ich die Zähne zusammen und ließ mir das

lange Haar vors Gesicht fallen. Ich zerrte meinen Kamm hindurch, ohne Rücksicht auf das schmerzhafte Ziepen. »Du meinst also, ich sollte davonlaufen«, sagte ich und zupfte frustriert an einem wirren Knötchen herum. »Vor Garrett. Vor allem. Er hat sie vor meinen Augen ermordet!«

Mein Puls raste, und aufwallender Ärger zog mir den Magen zusammen. »Er hat meiner Mutter die Kehle aufschlitzen lassen, während ich daneben stand!«, rief ich. »Ich konnte ihre Blutung nicht stoppen, Duncan! Ihr Blut klebt immer noch unter meinen Fingernägeln!« Ich hob die Hände und schrie ihn nun beinahe an. »Mein Vater ist gestorben, um mich zu schützen! Ich habe mir geschworen, den dreckigen Mörder umzubringen, und das werde ich auch tun!«

Zorn und Trauer tobten in mir und schnürten mir die Kehle zu. Ich senkte den Kopf, als ich merkte, dass ich den Tränen nahe war. Duncan starrte mich stumm an, offensichtlich entsetzt.

Ich fing mich wieder, neigte den Kopf und fasste mein Haar im Nacken zusammen. Ohne Heathers Hilfe war es schwieriger, aber ich schaffte es, alle Strähnen hochzubinden. Duncan sattelte Tuck schweigend fertig und schnallte dann das Reitkissen auf Ruß' Rücken fest. Ich holte mein Gift hervor, füllte die Nadel wieder auf, an der Duncan sich vergiftet hatte, und steckte sie zu den vier anderen in meinen Haarknoten. Mir war kalt, und ich fand es grässlich. Ich fand alles grässlich.

»Aber es ist nicht dein Königreich«, sagte Duncan schließlich, und ich riss den Kopf hoch. »Was kümmert es dich?«

Ich presste die Lippen zusammen, steckte das Gift zurück in Kavenlows Tasche und band sie zu. »Eher schlafe

ich in einer Schohgrube, als dass ich Prinz Garrett Costenopolis einfach so überlasse.«

Seine Schultern hoben und senkten sich mit einem hörbaren Seufzen. »Tess, du bist eine Gemeine. Das ist keine Schande. Lass die Adligen und Könige streiten, worum sie wollen. Es macht doch keinen Unterschied, wer auf dem Thron sitzt. Du musst dich um dich selbst kümmern. Niemand sonst wird für dich sorgen.«

Ich sagte nichts, sondern blickte zum hellen Himmel hinter dem Frühlingslaub empor.

Das unbehagliche Schweigen lastete schwer auf uns, bis er die Pferde bei den Zügeln nahm. »Ich bringe Wasser mit, damit du dich waschen kannst«, sagte er und führte die Pferde weg. »Ich habe auch etwas Seife – falls du welche brauchst.«

Bei der bloßen Erwähnung von Seife fühlte ich mich auf der Stelle zehn Mal so schmutzig wie zuvor. Es ging um mehr als die Erdkrümel an meinen Handflächen und das Blut unter meinen Fingernägeln. Ich stand auf, sobald er weg war, und spürte, wie sämtliche Schmerzen von gestern von Neuem erwachten. Das konnte ja ein schöner Tag werden, denn ich würde nur noch neue Pein hinzufügen.

Ich wunderte mich über den Respekt, den Duncan mir gegenüber neuerdings zeigte. Vermutlich kam er nicht daher, dass ich ihn beinahe getötet hatte, und Ehrfurcht vor der Krone steckte ganz sicher nicht dahinter – die hatte er nämlich nicht. Ich hoffte, dass es Respekt vor mir war, und nur vor mir. Das war etwas, was ich unter den kriecherischen Adligen selten erlebt hatte, und ich betrachtete ihn etwas wohlwollender. Nachdem ich mich zwei Tage lang ganz allein hatte versorgen müssen, bedeutete mir das einfache Angebot, mir Wasser mitzubringen, viel mehr, als gut war.

Der Lärm der Pferde im Gebüsch verklang allmählich. Müde blickte ich ihnen nach und überlegte, ob Duncan vielleicht recht hatte und ich einfach weiterhin fliehen sollte.

Trübselig schlug ich meine Aloëblüten in ein Tuch ein und steckte es in Kavenlows Tasche, die ich mir dann an den Gürtel band. Ich stank nach den Zwiebeln von gestern Abend, und als ich meine Morgentoilette erledigte, stellte ich fest, dass die Innenseite meiner Beine mit einer schmierigen Schmutzschicht bedeckt war, weil sie sich gestern den ganzen Tag an Ruß' Fell gerieben hatten. Der Dreck war einfach durch meine Wäsche gedrungen.

»Gott hilf mir«, flüsterte ich, ließ meine Röcke fallen und fragte mich, ob es überhaupt noch etwas Sauberes auf der Welt geben mochte. Duncans Wasser würde diese schwarze Schmiere aus Pferdeschweiß und Schmutz jedenfalls nicht beseitigen.

Ich nahm eine Bewegung am anderen Ende der Wiese wahr und vergewisserte mich hastig, dass meine Röcke wieder richtig saßen. Ein scharfer Stich in der Schulter ließ mich unwillkürlich die Hand heben und zuschlagen.

Meine Hand traf aber nicht auf ein Insekt, sondern glattes Holz. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich einen winzigen, schwarz beringten hölzernen Pfeil herauszog.

Er hatte mich gefunden.

In Panik blickte ich auf. Ein schwarzes Pferd schoss unter den Bäumen hervor und über die Wiese auf mich zu. Auf seinem Rücken saß Jeck, tief nach vorn geneigt und mit flatterndem Umhang – er sah aus wie der Tod persönlich.

»Duncan!«, schrie ich und stürzte mich ins Gebüsch. Hinter einem Baum versteckt, tastete ich hektisch nach

meinem Blasrohr. Ich spähte um den Eichenstamm herum, und mein Gesicht wurde kalt, als ich erst einen, dann noch einen Pfeil abschoss, aber keinerlei Wirkung damit erzielte. Ich schnappte nach Luft und rannte los, wobei ich immer wieder strauchelte, weil mein Willen schneller war als meine Füße.

»Duncan!«, schrie ich, als ich ihn entdeckte. Er war zu weit weg. Zweige knackten, als das schwarze Pferd scharf anhielt. »Nein!«, kreischte ich, als sich ein Arm um meine Taille schlängelte. Ich stieß mit einem Pfeil zu. Fluchend ließ Jeck mich fallen, zog meine beinerne Nadel aus seinem dicken Lederwams und zerbrach sie mit einer in Leder gehüllten Hand.

Ich schlug hart auf dem Boden auf. Jeck folgte mir. Ich hielt meinen letzten Pfeil wie einen Dolch und versuchte aufzustehen. Jeck erwischte mich auf halbem Weg nach oben und packte mich so fest im Genick, dass ich aufjaulte. Seine andere Hand legte sich um mein Handgelenk und drückte zu. Meine Finger erschlafften. Die letzte Nadel fiel zu Boden.

»Prinzessin«, knurrte er, und ich wurde wie ein Sack Fische quer über die Schulter des Pferdes geworfen. »Heya!«, rief Jeck und sprang mit einem Satz hinter mir aufs Reitkissen. Mein Bauch tat weh. Ich rang nach Luft, als das Pferd lossprengte.

»Lasst mich los«, keuchte ich. Büsche und Bäume rasten in verschwommenem Grün an mir vorbei, als wir den Pfad entlangjagten. Ich holte mühsam Luft und trat dem Pferd mit einem Knie in die Schulter. Es wieherte vor Schmerz, bäumte sich auf und warf uns beinahe ab.

»Ruhig, Prinzessin«, sagte Jeck, als die Pferdehufe wieder fest auf dem Boden standen und wir weiterritten.

»Könntest du dich etwas weniger energisch zur Wehr setzen?«

Seine Stimme klang beiläufig, und das machte mich erst recht wütend. »Lasst mich los!«, schrie ich und verdrehte mich, so gut es ging, um ihm die Faust in den Bauch zu rammen. Er stöhnte, doch ich hatte nicht genug Kraft in den Schlag legen können, um mehr zu erreichen, als ihn zu reizen.

»Hör auf damit«, sagte er. »Du hast um dieses Treffen gebeten, nicht ich. Deine Spur war jedenfalls sehr deutlich.«

Spur?, dachte ich, erschlaffte vor Überraschung und rang keuchend nach Atem. Kavenlows Spur aus Blättern? Jeck kannte ihre Bedeutung?

»Du bist also Kavenlows Lehrling«, sagte Jeck und verwirrte mich damit noch mehr. »Ist mir ein Vergnügen.«

Jeck kennt Kavenlow? Ich neigte den Kopf zur Seite und wurde von den Bewegungen des Pferdes durchgerüttelt. Jeck lächelte hinter seinem adretten schwarzen Bart. Ich spürte, wie er die Beine anspannte, und das Pferd wechselte in eine langsamere Gangart.

»Erst dachte ich, es sei dein Dienstmädchen, das so plötzlich verschwunden war«, fuhr er fort, den Blick auf den Weg zurück zum Palast gerichtet. »Aber nur eine Spielerin hätte so schnell aus dem Palast entkommen können wie du. Und nur eine Spielerin konnte Pfeilgift besitzen. Was für ein Pech, dass Kavenlow ausgerechnet dann in diesem seltsamen Auftrag unterwegs ist, da er am dringendsten gebraucht wird. Er muss dir voll vertrauen, wenn er bereit ist, dich für ihn sprechen zu lassen. Aber du leidest wirklich ein wenig an Verfolgungswahn, nicht wahr? Mich den ganzen Weg bis hier herauszulocken, um zu verhandeln? Der Turm hätte es auch getan.«

Ich atmete dankbar auf, als sich die Bewegungen des Pferdes verlangsamten. Wovon sprach er nur? Er wusste, dass ich nicht die Prinzessin war und daher mit irgendwelchen Verhandlungen und Verträgen nichts zu tun hatte. »Lasst mich wenigstens sitzen«, bat ich, denn mein Gesicht war schon heiß und rot angelaufen, weil ich hier kopfüber hing.

»Natürlich.« Er warf einen Blick hinter uns. Seine behandschuhten Hände packten meine Taille fester, und zu meiner großen Erleichterung wurde ich aufgerichtet und sanft vor ihm auf das Pferd gesetzt – im Damensitz, wie es sich gehörte. Doch sein Arm blieb um meine Taille geschlungen, und mit hämmerndem Herzen stellte ich fest, dass meine Chancen, ihm zu entkommen, kein bisschen besser standen. Der Mann hatte Arme, die dicker waren als Zaunpfähle.

Er grinste mir seitlich ins Gesicht. »Überrascht? Hauptmann von König Edmunds Garde ist eine riskante Position, aber sehr dienlich.« Der Arm um meine Taille spannte sich noch fester, als er hinter uns auf den leeren Pfad schaute. »Kavenlow ist entweder verrückt geworden, oder er plant ein Spiel, dessen Ende nicht einmal ich erleben werde, wenn er sich eine Schülerin aussucht, die dem Thron so nahe ist. Zur Hölle, was wenn der wahren Erbin etwas zustieße? Du würdest ausgeschaltet, noch ehe die Tinte auf den Einladungen zu deiner Krönungsfeier trocknen könnte. Der Mann ist wagemutiger, als ich es ihm bei seinem Milchgesicht zugetraut hätte.«

Wieder warf er einen Blick hinter uns. »Also, heraus damit. Es ist unklug, Prinz Schoh-Kopf allzu lang allein zu lassen. Was hält Kavenlow von Garretts Versuch, sich euer Land zu holen? Ich hätte nicht übel Lust, den Esel dabei zu unterstützen, obwohl sein Vater das Königreich

natürlich erst annexieren müsste, ehe ich es für mein Spiel nutzen kann.« Seine Zähne wirkten hinter dem schwarzen Bart besonders weiß. »Es wird mir ein Vergnügen sein, die Häfen von Costenopolis zusätzlich zu Edmunds Höfen zu hüten. Pech für euch, dass ihr von vorn anfangen müsst.«

Ich starnte ihn fassungslos an. Er redete, als besäße er mehr Macht, als stünde er im Rang noch über dem Sohn seines Königs. »Wolltet Ihr nicht sagen ›König Edmunds Höfe‹?«, stammelte ich.

»König? Seit wann gewährt man einer Figur solche Titel?« Jeck zögerte und bemerkte wohl jetzt erst, dass ich bisher geschwiegen hatte. Seine Züge wurden ausdruckslos, sein Griff umso fester. »Du hast die Spur nicht gelegt; du bist ihr nur gefolgt. Verdammst bis in die Hölle«, fluchte er. »Er hat dir noch nicht gesagt, wer du bist. Du bist keine Spielerin, du bist immer noch eine verfluchte Figur.«

Ich geriet in Panik und wand mich verzweifelt. »Duncan!«, schrie ich und schlug seinem Pferd beide Fersen gegen die Schulter. Der Schwarze wieherte und machte einen Satz zur Seite. Jeck kämpfte darum, ihn wieder in den Griff zu bekommen, und ich rutschte zu Boden.

Ich rannte in den Wald hinein, als mich unmittelbar hintereinander drei Pfeile trafen. Rinde bohrte sich schmerhaft in meine Handflächen, als ich aufgrund des Gifts taumelte und mich an einen Baum klammerte. Keuchend kämpfte ich gegen den Schwindel an und gewann rasch das Gleichgewicht zurück, Übelkeit stieg in mir auf. Jeck brach hinter mir krachend durchs Gebüsch. Meine Panik verlieh mir neue Kraft. Ich kämpfte mich vorwärts und begann zu rennen.

»Bedaure, Prinzessin«, sagte Jeck atemlos, als er mich

am Arm packte und zu sich herumriss. »Ich vergeude keine Pfeile mehr für dich.«

Ich schnappte nach Luft, als der Knauf seines Schwerts auf mich herabfuhr. Nach einem kurzen, blenden Schmerz an der Schläfe spürte ich nichts mehr.

13

Mein Kopf schmerzte. Das dumpfe Pochen ging von einer Stelle oberhalb meiner rechten Schläfe aus. Das war der erste Hauch eines bewussten Gedankens, der sich durch die dämpfende Decke der Ohnmacht zwängte. Der zweite war der, dass ich auf etwas Spitzem saß. Es fühlte sich an wie ein Dorn, aber ich hatte den Verdacht, dass es einer von Jecks Pfeilen war. Ein hauchfeines, schwarzes Tuch war straff über meine untere Gesichtshälfte gezogen und schnitt an den Mundwinkeln unangenehm ein. Ich versuchte, die Hände zu heben, und stellte fest, dass meine Arme im Rücken gefesselt waren. Ein vertrauter, kreidiger Geschmack lag mir wie ein dicker Pelz auf der Zunge – diesen Geschmack hinterließ eine Überdosis Gift. Mühsam zwang ich die Lider auseinander und blinzerte.

Der Position der Sonne nach zu schließen war der Mittag längst überschritten. Ich war fast den ganzen Tag lang bewusstlos gewesen. Meine Stiefel und Strümpfe waren weg, was immerhin erklärte, warum meine Füße so kalt waren, dass sie schmerzten. Um meine Knöchel war ein Seil gebunden. Ich saß an einen Baum gelehnt, dessen Borke sich in meine Hände und den Rücken bohrte. Vor mir sah ich ein kleines Lager. Jecks Lager, nahm ich an, da sein Pferd in der Nähe angebunden war. Der schwarze

Wallach trug noch das Reitkissen, und er peitschte mit dem Schweif danach, als sei er deswegen gereizt.

Ein metallener Topf dampfte über einem kleinen, rauchlosen Feuer. Daneben lagen mein schwarzes Haarband, meine aufgerollte Peitsche, mein beinernes Messer und Kavenlows Tasche. Mir wurde kalt, als ich erkannte, dass Jeck mich durchsucht hatte, während ich ohnmächtig gewesen war. Auf der Suche nach weiteren Pfeilen hatte er mein Haar herabgelassen, dessen Spitzen nun in altem Laub und Zweigen hingen. Wo hatte er noch nachgesehen, fragte ich mich, und warum hatte er mir die Strümpfe ausgezogen? Mein Kopf sank zurück und knallte gegen den Baumstamm. Ich war barfuß an einen Baum gebunden. Es regnete nicht. Das bedeutete, dass es noch schlimmer werden würde. Irgendwie.

Ich nahm mich zusammen und wand mich, um mich zu befreien. Das Pferd hob den Kopf und sah mir zu. »Mmmpf«, grollte ich frustriert durch den Knebel hindurch, doch das Pferd blieb ungerührt. Mit gespitzten Ohren blickte der Wallach über meine Schulter hinweg. Ich hörte dumpfen Hufschlag näher kommen. *Duncan!*, dachte ich hoffnungsvoll.

Ich wand und drehte mich und spähte schließlich um den Baumstamm herum – und sah Jeck, nicht Duncan, der Tuck durchs Unterholz führte. Ich hörte auf zu zappeeln und sank gegen den Baum. Tuck drängte nun begierig voran, um Jecks Pferd zu begrüßen. Resigniert schloss ich die Augen. Der Grauschimmel trug immer noch meinen Sattel; Jeck hatte das Pferd vermutlich gestohlen, damit wir den Palast schneller erreichen konnten. Besorgt runzelte ich die Stirn und hoffte, dass Duncan nichts geschehen war. So bald nach gestern Abend könnte ein einziger Pfeil tödlich für ihn sein.

»Prinzessin.«

Bei dem leisen Wort riss ich die Augen auf. Es war ohne jede Regung ausgesprochen, weder freundlich noch spöttisch. In schwarzes Leder und Leinen gekleidet, sah Jeck eher aus wie ein Straßenräuber denn wie der Hauptmann von König Edmunds Garde. Sein schwarzer Umhang war sauber und wies nur geringe Spuren von Gras und Staub auf. Er musterte mich unter der Krempe eines schlchten schwarzen Hutes hervor. Der Hut sah viel praktischer aus als das mit Federn geschmückte Prunkstück, das er bei unserer ersten Begegnung getragen hatte.

Er hockte sich ans Feuer, zog die Handschuhe aus und goss die Flüssigkeit aus dem dampfenden Stieltopf in eine Schüssel. Mein Blick huschte von dem fast kochenden Wasser zu seinen Augen. Was auch immer in dieser Schüssel sein mochte, Suppe war es wahrscheinlich nicht. Und ich saß hier in ziemlich hilfloser Lage.

»Gut, dass du aufgewacht bist«, sagte er und erhob sich. »Ich wollte dich nicht bewegen, ehe du wieder bei Bewusstsein bist.«

»Mmmpf«, stieß ich so feindselig wie möglich hervor. Mein Trotz geriet ins Wanken, als er das Lager durchquerte und sich neben mich kniete. Ich warf mich herum und schwang die gefesselten Füße nach ihm.

Mühelos packte er mit einer kräftigen Hand meine Knie und drückte sie zu Boden. »Hübsch langsam, Prinzessin«, sagte er, setzte sich auf meine Knie und zog mir das Tuch aus dem Mund.

»Runter von mir!«, befahl ich und atmete dankbar durch. »Lasst mich los!«

»Ich lasse mich nicht gern treten.« Er tunkte den Zipfel eines Tuchs in das Wasser, und ich wand mich und

reckte den Kopf so weit von ihm weg, wie ich konnte.
»Halt still«, brummte er.

Ich zuckte zusammen, als er mich berührte, doch seine Finger gingen sanft zu Werke und tupften mir die Stirn ab. Langsam ließ ich den angehaltenen Atem ausströmen und beobachtete seine braunen Augen. Beinahe hätte ich glauben können, dass es Sorge war, die sich in seinem stillen Gesicht abzeichnete. Als er den Lappen wieder wegzog, war er mit getrocknetem Blut verklebt, und es roch leicht nach Braunwurz. Das würde die Schwellung lindern, und ich fragte mich, warum er sich die Mühe machte.

»Ich muss mich entschuldigen«, sagte er, ganz auf das konzentriert, womit er beschäftigt war. »Ich habe dich zu hart geschlagen. Prinz Garrett will dich schließlich bei bester Gesundheit wiederhaben, nicht fiebrig vor Wundbrand.« Er wusch das Tuch aus, und das Wasser färbte sich rot von meinem Blut. »Er würde mir die Hölle heißmachen, sollte ich dich in allzu erbärmlichem Zustand zurückbringen.« Er legte den Lappen auf den Rand der Schüssel und beugte sich vor, um sein Werk zu begutachten.

Sein Hemd streifte meine Wange, und ich roch Holzrauch und zwei Tage in der Wildnis an ihm. Er ließ sich zurücksinken, und ich atmete auf. »Wie galant von dem Misdever Köter«, erwiderte ich scharf. »Dass er mich bei guter Gesundheit haben will, ehe er mich heiratet, schändet und dann ermordet.« Ich hätte gern erneut nach Duncan geschrrien, aber Jeck hätte mir den Knebel gewiss nicht abgenommen, wenn er in der Nähe gewesen wäre.

Jeck brummte zustimmend und setzte sich auf einen modrigen Baumstamm am Feuer. Während ich ihn im Auge behielt, zog ich die Knie bis unters Kinn an, um

meine schmutzigen Füße zu verstecken und mich ein wenig zu wärmen. Ich hatte mich verletzt gefühlt, als ich an einem Feuer mit einem Falschspieler hatte schlafen müssen. Jetzt wusste ich erst, was verletztlich bedeutete. Jeck rieb sich mit einer vom Schwertgriff schwieligen Hand über den säuberlich gestutzten Bart und betrachtete sein Pferd. »Was mache ich nun mit ihr?«, fragte er das Tier, als säße ich ihm nicht direkt gegenüber.

»Mich freilassen?«, schlug ich vor.

Sein Blick huschte zu mir herüber. »Nein.«

»Mich losbinden? Zumindest die Hände? Immerhin kann ich Euch kaum davonlaufen. Nicht ohne meine Stiefel.« Meine Gedanken waren bei meinem Messer und der Peitsche am Feuer. »Und ich sitze auf etwas Spitzem«, beklagte ich mich, denn ich wollte ihn beschwatszen, bis er möglicherweise einen dummen Fehler beging. »Vermutlich einer von Euren Pfeilen. Man sollte doch meinen, dass Ihr meine Immunität gleich hättet bemerken müssen. Aber nein, Ihr bewerft mich mit weiteren vergeudeten Pfeilen, und dann *schlagt* Ihr mich.«

Er hob den Arm. Ehe ich begriff, was er vorhatte, stieß er mich um. Ich schrie, als meine Wange auf das modrige Laub klatschte. »Nehmt die Hände von mir!«, rief ich, als ich eine schwere Hand auf meiner Hüfte spürte, die mich niederdrückte. Ich kreischte vor Entsetzen, als er mir die Röcke über den Kopf warf.

»Halt still. Ich sehe ihn.«

Mein roter Unterrock ließ mich nur noch verschwommenes Scharlachrot sehen, während ich mich verzweifelt wand. Ich spürte ein scharfes Zwicken, als etwas Spitzes ruckartig aus meinem Hinterteil gezogen wurde. »Runter von mir!«, schrie ich, und das Gewicht auf meiner Hüfte verschwand. Ich schnappte nach Luft, als eine Hand mich

an der Schulter packte und grob aufrichtete. Bis ich mir kopfschüttelnd das Haar aus dem Gesicht geworfen hatte, saß er schon wieder am Feuer. Er hielt einen seiner winzigen Holzpfeile zwischen den Fingerspitzen und untersuchte ihn.

»Welch ein Glück. Er ist nicht zerbrochen«, sagte er und steckte sich das dünne Stückchen Holz ins Hutband, womit er mir verriet, wo er seine Pfeile aufbewahrte. Sein Blick begegnete meinem, und er runzelte die Brauen. Falls es mir gelingen sollte, mich zu befreien, waren nun seine Pfeile das Erste, worauf ich mich stürzen würde, und das wusste er.

»Ungehobelter Misdever *Barbar!*«, schrie ich ihn an und versuchte zugleich, eine meiner Locken auszuspucken, die mir in den Mund geraten war. »Tut das *nie wieder*! Sonst lasse ich Euch kielholen und in die Schohgruben werfen!«

Er bedachte mich mit einem vielsagenden Blick und ließ diesen zu dem Knebel hinabgleiten, der immer noch lose um meinen Hals hing, und schließlich zu dem Seil um meine Fußknöchel. Mein Kleid saß nicht ganz so, wie es sollte, und mit glühenden Wangen zog ich die Beine an, um die Knöchel zu bedecken.

»Ihr seid der widerlichste Mann, der mir je begegnet ist«, schimpfte ich mit hämmerndem Herzen. »Ihr entführt mich, schlagt mich nieder, durchsucht mich, während ich bewusstlos bin, und fesselt mich. Dann stürzt Ihr Euch auf mich, drückt mich zu Boden und zieht mir bei nahe das Kleid aus, während ich an Händen und Füßen gefesselt bin. Bindet mich los. Auf der Stelle!«

Jeck gab ein rüpelhaftes Schnauben von sich, das mich noch zorniger machte. »Ich habe dir das Kleid nicht ausgezogen. Ich habe einen Pfeil *herausgezogen*. Hätte ich

ihn lieber drinlassen sollen?« Ich erstarrte, als er sich erhob und von irgendwoher ein Messer zum Vorschein brachte. »Wenn du irgendetwas tust, das mir nicht gefällt, schlage ich dich wieder bewusstlos«, verkündete er.

Ich hielt den Atem an und drückte den Rücken gegen den Baum. Wenn er mir nah genug kam, konnte ich ihn so heftig treten, dass *er* das Bewusstsein verlieren würde, jetzt, da meine Röcke um die Knie gebauscht waren. Doch ehe ich dazu kam, legte er die große Hand auf meinen Hinterkopf und stieß mir die Stirn an die Knie. Ich holte Luft, um ihn anzuschreien, vergaß das aber sogleich, als ich einen kräftigen Zug an den Handgelenken spürte – und meine Hände frei waren. Er ließ meinen Kopf los. Meine Empörung verrauchte, und ich zog die schmerzenden Arme nach vorn. Sie taten so weh, dass ich ein Stöhnen nicht unterdrücken konnte.

Jeck musterte mich aus ein paar Schritt Entfernung, während ich mir die Handgelenke rieb, an denen die Fesseln rote Striemen hinterlassen hatten. Ein beißendes Kribbeln pulsierte summend durch meine Fingerspitzen. Die plötzliche Wärme, als das Blut wieder richtig floss, tat in den Fingern weh, war aber eine Erleichterung für meine Handgelenke. Meine Füße waren immer noch gefesselt, doch zumindest die Hände konnte ich jetzt gebrauchen. Ich war schon auf halbem Weg in die Freiheit. Er mochte ein Soldat sein, aber er war ein Narr, wenn er glaubte, mich mit der Androhung von Gewalt gefügig machen zu können.

»Danke«, sagte ich mürrisch. Der Knebel hing noch um meinen Hals, und ich löste den Knoten und ließ das mit Speichel getränktes Tuch zu Boden fallen.

»Falls du zu fliehen versuchst, werde ich dich wieder fesseln«, warnte er mich, rollte das Seil zusammen, das

er von meinen Handgelenken gelöst hatte, und steckte es mitsamt meiner Peitsche und dem Messer in seine Satteltasche. Sein Gesicht wurde ausdruckslos, als er bemerkte, wie ich an dem Baum saß und mir vorsichtig die Handgelenke rieb. »Was – äh – tust du da?«

Ich blickte auf und gab mir keine Mühe, meine Abscheu zu verbergen. »Meine Handgelenke tun weh!«

»Hm«, brummte er und presste die Lippen so fest zusammen, dass sie beinahe hinter seinem Bart verschwanden. »Das liegt nur am Blut, das jetzt wieder hineinströmt. Es hört gleich auf.«

»Das weiß ich.« Ich kniff die Augen zusammen, als er sich abwandte. Ich erinnerte mich plötzlich daran, dass ich das gleiche summende Kribbeln gespürt hatte, als ich Duncan beruhigt hatte. Da waren meine Hände aber nicht gefesselt gewesen. Jedenfalls fühlten sich meine Handgelenke schon besser an, und ich ließ sie los.

Absichtlich hielt ich den Blick von den Pferden abgewandt. Sobald ich konnte, würde ich fliehen. »Darf ich etwas von dem warmen Wasser haben?«, fragte ich, denn es war mir peinlich, dass mir Dreck im Gesicht klebte.

In Gedanken versunken, stellte er den Topf so ab, dass ich ihn erreichen konnte. Ich rückte näher an den Topf und das Feuer heran. Alles außer meinen Händen war eiskalt, und das Kribbeln war zu einem dumpfen Schmerz abgeklungen. »Habt Ihr Duncan getötet?«, fragte ich und konnte die Besorgnis nicht aus meiner Stimme heraushalten.

»Den Mann, der bei dir war?«, fragte er, offenbar plötzlich aus seinen Gedanken gerissen. »Nein. Ich hatte keinen Grund dazu.«

»Wie seid Ihr dann an sein Pferd gekommen?«, fragte ich.

Jeck grinste höhnisch und setzte sich mir gegenüber ans Feuer. »Er ist heruntergefallen, als ich seinem Pferd Angst eingejagt habe. Das Tier ist ja schreckhafter als ein halbes Dutzend Rehe.

Ich dachte, der Grauschimmel wäre dein Pferd. Der Stallmeister sagte, du hättest ein Pferd und einen Sattel gestohlen ...«

»Ich habe dafür *bezahlt*«, protestierte ich und zögerte dann. »Ihr habt mit dem Stallmeister gesprochen ...«

Nickend zog Jeck ein Stück Reisebrot aus seiner Satteltasche. »Als Teil eines Paars aus der Stadt zu gelangen«, sagte er mit dem Mund voller Fett und Brot. »Nett. Wie hast du einen Vaganten dazu gebracht, dir zu helfen?«

Ich schwieg verdrießlich. Mein Magen knurrte, als ich Honig roch.

Offensichtlich unbekümmert strich Jeck sich einen Krümel aus dem Bart. »Ich wusste, dass du versuchen würdest, dir ein Pferd zu beschaffen, und der Mann wollte gar nicht mehr aufhören, mir von dir zu erzählen. Wie sein Mädchen mit der Stute geflohen ist, die er dir verkauft hatte. Wie du dann das Pferd gestohlen hast, das dem Palast gehörte, und was sollte er denen vom Palast nur sagen, wenn sie es abholen wollten? O weh, ich Ärmster«, endete er in spöttischem Singsang.

Mir wurde übel, als ich erkannte, dass ich eine ebenso deutliche Spur hinterlassen hatte wie Kavenlow. Mein Blick huschte zu dem schwarzen Wallach. Er war der Zwilling meiner Stute. »Das ist mein Pferd«, sagte ich. »Die beiden waren ein Geschenk für mich und bei ihm nur untergestellt.«

Jecks schmaler Oberlippenbart hob sich, als er lächelte. »Er ist ein prachtvolles Tier und wesentlich ausgeruh-

ter als mein eigenes Pferd. Der Hauptmann von König Edmunds Garde genießt eben gewisse Privilegien.«

Er hatte sich mein Pferd genommen, wenn ich es recht bedachte. Ich schlug meinen Rocksäum um und suchte nach einem Fleckchen weniger schmutzigen Stoffs, mit dem ich mich säubern konnte.

Jeck lehnte sich zu seinem Bündel hinüber und warf mir einen gefalteten Lappen zu. Er flog in hohem Bogen über die Flammen hinweg und landete genau in meinem Schoß. Ich griff danach -eigentlich, um ihm das Ding ins Gesicht zu schleudern, aber der Lappen war weich und sauber und duftete nach Seife. Ich schluckte meinen Stolz herunter und tauchte das weiche Tuch ins warme Wasser.

Jeck legte sein Reisebrot beiseite und griff nach Kavenlows Tasche. Ich starrte ihn mit offenem Mund an, als er den Knoten löste und den Beutel auskippte. »Der gehört mir«, protestierte ich. Mit hochgezogenen Brauen sah er in mein wütendes Gesicht, und ich fügte hinzu: »Lasst das sein!«

Er ignorierte mich und befinigte den gesamten Inhalt. »Angelhaken«, sagte er und ließ sie wieder in die Tasche fallen. »Kerze, Nadel und Faden, Feuerstein.« Er warf mir unter der Krempe seines schwarzen Hutes hervor einen Blick zu. »Trockener Zunder, feste Schnur ...« Er hielt mein Päckchen getrockneter Blüten hoch. »Was ist das?«

»Grannen-Aloe – ein mildes Beruhigungs- und Schmerzmittel«, antwortete ich, denn ich glaubte nicht, dass es mir schaden konnte, wenn er das wusste. Sein weicher Lappen fühlte sich an meinen rissigen, von der Reise arg mitgenommenen Fingern himmlisch an, und das warme Wasser ließ meine Hände summen.

Ohne den Blickkontakt abzubrechen, schob Jeck die Grannen-Aloe-Blüten in die Innentasche seines Wamses. Empört straffte ich die Schultern. »Legt das zurück!«, rief ich. Doch mein Ärger wich echtem Schrecken, als er Kavenlows Gift entdeckte, das Gefäß öffnete und daran schnupperte.

»Immer noch eine Flüssigkeit?«, murmelte er. »Interessant.« Ich musste hilflos mit ansehen, wie er den Hut abnahm und einen winzigen Pfeil aus dem Hutband zog. Ich wusste, dass er ein Blasrohr benutzte, hatte es aber noch nirgends gesehen. Er tunkte den Pfeil in das Gift und führte die Spitze vorsichtig an die Zunge. »Schoh«, fluchte er und wich mit verzerrtem Gesicht zurück. »Kein Wunder, dass ich nach zwei davon zu Boden gegangen bin.« Die Haut um seine Augen legte sich in Fältchen, als er den Pfeil wieder in sein Hutband steckte. »Und warum du nach vier von meinen immer noch rennen konntest. Wie verhindert Kavenlow, dass das Gift gerinnt, nachdem ihr sie getötet habt?«

Wen getötet?, fragte ich mich. Ich wusste nicht recht, ob ich ihm eine Ohrfeige versetzen wollte, weil er in meinen Sachen herumwühlte, oder mich für diese wertvolle Information bedanken sollte. Da ich beharrlich schwieg, verschloss er den Tiegel schließlich wieder und steckte ihn in seine Satteltasche. Mein Gesicht wurde heiß. »Das gehört mir«, sagte ich.

»Was gehört dir?« Er begegnete meinem Blick mit ausdrucksloser Miene.

»Das ist mein Pfeilgift. Steckt den Tiegel wieder in meine Tasche.«

Er grinste keck. »Welchen Tiegel?«

Ich gab es auf und rieb mir mit dem etwas abgekühlten Lappen das Gesicht ab. Der Kerl behielt sogar mein

Haarband, stopfte alles in Kavenlows Tasche und knotete sie dann an seinem Gürtel fest. »Ihr seid ein Dieb«, sagte ich, weil mir im Augenblick nichts Geringschätzigeres einfallen wollte.

Er zog die Augenbrauen hoch. »Ich würde sagen, ich schöpfe die mir zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zur Gänze aus.«

»Und ein Feigling«, fügte ich hinzu, denn das fand ich viel besser.

Wieder setzte Jeck diese ausdruckslose Miene auf, und ich fragte mich, ob ich zu weit gegangen war. »Nein«, sagte er leise. »Ein Feigling bin ich nicht.« Ich konnte nicht erkennen, ob er zornig war, und das machte mir Angst.

»Was habt Ihr jetzt mit mir vor?«, fragte ich und flocht mein Haar, obwohl ich an den Zweigen und Blättern, auf die meine Finger ständig stießen, schier verzweifelte.

Er scharrete mit einem Stiefel im modrigen Laub. »Ich bringe dich wie befohlen zu Prinz Garrett zurück.«

Ich schlängelte den Zopf einmal um sich selbst und verknotete das Ganze zu einer dicken Haarkugel an meinem Hinterkopf. Der Knoten würde halten, solange ich mich nicht allzu stark bewegte. Ich sah ihn naserümpfend an und versuchte, den Ausdruck aufgesetzter Selbstsicherheit wiederzufinden, der bei den Palastwachen immer so gut wirkte, wenn sie mich irgendwo ertappten, wo ich nicht sein sollte. »Heute Morgen hatte ich eher den Eindruck, dass Ihr aus eigenem Antrieb handelt. Und jetzt nehmt Ihr doch wieder nur Befehle von einem rückgratlosen, nichtswürdigen Jammerlappen von einem Königssohnchen entgegen, das etwa so viel Recht darauf hat, über andere zu herrschen, wie ein Taschenkrebs.« Erregung packte mich, als Jecks Körper sich unbehaglich an-

spannte. Ich hatte ein Körnchen schmerzhafter Wahrheit gefunden, aber wo genau gehörte es hin?

»Heute Morgen habe ich dich auch für etwas anderes gehalten, *Prinzessin*«, erwiderte er.

»Nennt mich nicht so«, gab ich zurück und tat so, als kümmerte er mich nicht, während ich mir die Haut zwischen den Zehen schrubbte, so dass der Lappen sich braun färbte. »Wir wissen doch beide, dass ich das nicht bin.«

Jeck stand auf und nahm Tuck den Sattel ab. »Die Menschen handeln nach den Erwartungen, die andere an sie haben. Ich sage, du bist eine Prinzessin. Also benimm dich entsprechend. Und lass die Finger von diesen Knoten, verbrannt noch mal.«

Verärgert darüber, dass er meinen Versuch durchschaut hatte, schnitt ich ihm eine Grimasse und ließ den Lappen ins Wasser fallen. »Ich bin ihre Doppelgängerin, weiter nichts«, erwiderte ich knapp. Doch Jeck bemerkte meinen frustrierten Zorn gar nicht, weil wir uns beide zu einem Rascheln im Laub umdrehten. Mein Atem beschleunigte sich, als ich Hoffnung schöpfte, die jedoch sogleich verpuffte, denn ich entdeckte dort ein Eichhörnchen, nicht Duncan. Ein dumpfer Schlag und ein Quiaken waren zu hören. Ein Messer heftete das tote Nagetier an den Boden.

Erschrocken fuhr ich herum und sah ein zweites Messer in Jecks Hand. Der Arm war bereits zum Wurf erhoben. Stirnrunzelnd steckte Jeck das Messer wieder in seinen Gürtel. »Aber ich habe es nicht eilig, zu Prinz Schohkopf zurückzukehren«, erklärte er. »Und du siehst hungrig aus. Zu dünn. Nur Beine und Arme.«

Ich ignorierte die Beleidigung und zupfte verdrießlich getrockneten Matsch von meinem Rocksaum. *Er ist ein*

sehr guter Messerwerfer. Na, wunderbar. Und obwohl ich am Verhungern war, würde ich von ihm sicher nichts annehmen. Womöglich mischte er mir noch etwas unters Essen.

»Tja, ich habe jedenfalls Hunger«, fuhr er fort, als hätte ich etwas gesagt. »Bis Sonnenuntergang schaffen wir es nicht zum Palast, also brechen wir morgen früh auf. Garrett kann noch ein Weilchen schmoren. Vielleicht wird ihm in der Zwischenzeit klar, was er da angestoßen hat.« Er steckte sich den letzten Bissen Reisebrot in den Mund und ging das Eichhörnchen holen.

Die lässige Missachtung, die der Hauptmann gegenüber Garretts höchstem Adelsstand an den Tag legte, schockierte mich. Sie war ein weiterer Beweis dafür, dass Jeck mehr Macht besaß, als er haben sollte. Er hatte mich als Spielerin bezeichnet und mich für Kavenlows Lehrling gehalten, und er redete mich weiterhin so vertraulich an. Was zum Teufel waren diese Spieler? So etwas wie besonders gut ausgebildete Leibwächter vielleicht?

Während Jeck dem Eichhörnchen das Fell abzog, wusch ich mir die Füße und dachte darüber nach. Kavenlow hatte mir Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht und alle möglichen Zerstreuungen zum Zeitvertreib, aber nichts darüber, irgendjemanden zu schützen außer mich selbst. Andererseits hatte Kavenlow mich über die vielen Jahre hinweg trotz Dutzender Mordversuche am Leben erhalten. Ein Kanzler.

Ich hatte das Gefühl, als sei ich einer wichtigen Entdeckung schon ganz nahe. Ich trocknete mir die Füße an meinem roten Unterrock ab. Jecks Andeutungen wiesen auf eine gewaltige Verschwörung hin. Seine wenigen Worte hatten mich beunruhigt, denn die Dinge waren nicht so, wie ich glaubte. Meine tief verwurzelten Über-

zeugungen, die Überzeugungen meines ganzen Volkes, beruhten auf einer Fassade, von der sogar der Hochadel glaubte, es stünde ein solides Haus dahinter. Meine Grundlage, nach der ich meine neuen Vermutungen einordnen konnte, war also sehr dünn.

Langsam legte ich den feuchten Lappen auf den Rand des Topfes. In Kavenlows Brief hatte gestanden, dass König und Königin zwar die Krone trugen, wir aber Costenopolis zusammenhielten. Das passte zu Jecks Andeutungen, dass in Wahrheit er Misdev kontrollierte. Aber ich war im Palast aufgewachsen. Ich wusste, dass König und Königin regierten. Oder etwa nicht?

Ein unwirkliches Gefühl überkam mich, als ich mich daran erinnerte, wie oft Kavenlow und ich in unseren Spielen von dringlichen privaten Besprechungen mit bedeutenden Männern gestört worden waren; die Briefe ohne königliches Siegel, die durch Kavenlows Hände gingen; seine Ausflüge zum Hafen zu jeder Tages- und Nachtzeit. Plötzlich erschien mir Jecks Anspielung, Kavenlow ziehe insgeheim die Fäden, nicht nur plausibel, sondern geradezu offenkundig.

Ich hob den Kopf und blickte zu Jeck, der am Rand des Lagers das Eichhörnchen ausweidete. »Ihr habt mich als – als Spielerin bezeichnet«, sagte ich, denn ich wollte versuchen, ihm mehr Informationen zu entlocken. Das eigentlich so vertraute Wort kam mir seltsam vor, als ich es ihm gegenüber aussprach, und Jecks zunächst erschrockene Miene wich einem strengen, verschlossenen Ausdruck.

»Nicht«, sagte er beängstigend barsch. »Frag mich nicht danach.«

Ich beugte mich vor und wähnte mich schon beinahe am Ziel. Ich erinnerte mich daran, wie Jeck ausgepeitscht

worden war, an die Frustration in seinen Augen – und die Beherrschung. »Ihr seid nicht nur der Hauptmann von König Edmunds Garde«, sagte ich und glaubte mich der Wahrheit näher als je zuvor in meinem Leben. »Ihr seid selbst ein Spieler.«

»Nein«, erwiderte er und hob eine Hand, deren Finger rot von Eichhörnchenblut waren. Er sah es und ließ die Hand sinken. »Das war ein Scherz. Ein schlechter Scherz. Ich bin der Hauptmann von König Edmunds Garde, und es ist meine Aufgabe, seinen Zweitältesten Sohn am Leben zu erhalten, bis er sicher verheiratet ist. Das ist alles.« Doch seine braunen Augen blickten allzu entschlossen drein.

»Nein, Ihr seid viel mehr. Ihr seid ein Spieler«, bohrte ich nach.

»Prinzessin ...« Seine Schultern hoben und senkten sich, während er tief Luft holte und sie langsam wieder ausströmen ließ. Er kehrte ans Feuer zurück, zog meinen nassen Lappen vom Topf und wischte sich die Hände daran ab. Er wirkte besorgt, als er schließlich vor mir stehen blieb. »Verdammst noch mal, Jeck«, fluchte er. »Hat dein vorlautes Mundwerk dich nun doch eingeholt ... Hör zu«, sagte er und ging vor mir in die Hocke. »Tu uns beiden einen großen Gefallen und behalte deine Gedanken für dich. Kavenlow wird ohnehin schon furchtbar zornig auf mich sein, weil ich zugelassen habe, dass Garrett unangekündigt Anspruch auf Costenopolis erhebt. Aber dass ich obendrein seine Zeitplanung für dich über den Haufen werfe?« Seine Mundwinkel legten sich in Fältchen, und er nahm den Hut ab und zerstrubbelte sein Haar – so sah er gleich jünger aus. »Lieber baumle ich als Verräter an König Edmunds Strick, als mich in deine ...

Ausbildung einzumischen. Dass das keine Absicht,

sondern tatsächlich ein Irrtum meinerseits war, spielt keine Rolle. Ich werde retten, was noch zu retten ist, und aussteigen.« Sichtlich bedrückt legte er seinen Hut auf seine Decken und zog den Topf voll blutigem, schmutzig braunem Wasser aus meiner Reichweite.

Mein Puls raste. Was er mir gesagt hatte, bereitete ihm mehr Sorgen als Garretts Mord an König und Königin? Ich erfuhr immer mehr Einzelteilchen, jedes noch verwirrender als das davor. »Ihr fürchtet Euch vor ihm«, sagte ich. »Ihr habt Angst vor Kavenlow?«

Jeck blickte von dem Eichhörnchen auf, und seine breiten Schultern spannten sich kaum merklich. »Nein. Keineswegs.«

»Ich denke doch, Hauptmann.«

Er drehte sich um. »Nein, Prinzessin, ganz gewiss nicht.« Er hängte das Eichhörnchen mit dem Kopf nach unten über den Topf und ließ es ausbluten. »Aber das alles ist nicht allein meine Schuld. Weshalb er dich so lange im Dunkeln gelassen hat, ist mir ein Rätsel. Du hast bereits eine beachtliche Immunität gegen Gifte erworben. Er hätte dich schon vor Jahren anerkennen lassen sollen.«

»Anerkennen«, flüsterte ich. Ein Bild von einem Fuchs, der Wasser vom Boden leckte, trieb plötzlich durch meinen Kopf. Ich roch qualmenden Wermut. Mein Herz begann zu pochen, als die Erinnerungen auf mich einströmten.

Kavenlow war zornig gewesen, doch er hatte den Zigeunerwagen nicht niedergebrannt. Er hatte mich in mein Schlafgemach getragen, mich auf die Stirn geküsst und gesagt, er müsse jetzt gehen und mit meinen Eltern sprechen. Warum fiel mir das erst jetzt wieder ein?

Plötzlich verängstigt, fing ich seinen Blick auf. »Was hat das zu bedeuten, Hauptmann Jeck?«

»Nichts«, sagte er und starrte mich an.

»Das ist eine Lüge«, entgegnete ich voller Überzeugung.

Jeck wischte sich sorgfältig die Finger sauber. »Wenn du dir das hübsch weiter vorsagst, Prinzessin, werden wir beide vielleicht doch überleben.«

14

Es war kalt. Weil der Himmel klar war, hatte sich die Erde rasch abgekühlt, sobald die Sonne untergegangen war. Selbst die Frösche waren zu taub vor Kälte, um ihren Frühlingslärm anzustimmen. Bis auf die Kleider, die ich am Leib hatte, steckte alles, was ich besaß, in Jecks oder Duncans Satteltaschen, unerreichbar für mich. Ich fragte mich, ob »mein Dieb«, wie Jeck Duncan inzwischen nannte, sich Fuß unter den Nagel gerissen hatte und in eine vielversprechendere Gegend weitergezogen war. Ein Teil von mir hoffte es. Der ängstlichere Teil von mir hoffte, dass er noch in der Nähe war.

Meine Schläfe brummte dumpf von Jecks Schlag. Es hatte sich eine Beule von der Größe einer Walnuss gebildet, doch sie schien nicht entzündet zu sein. Voller Selbstmitleid rutschte ich näher ans Feuer heran und leckte mir die letzten Reste Fett von den Fingern. Die schmerzhafte Leere in meinem Bauch und die Tatsache, dass Jeck das Eichhörnchen vor meinen Augen zubereitet hatte, hatten mich schließlich doch davon überzeugt, dass ich ruhig etwas essen sollte.

»Danke«, sagte ich und blickte übers Feuer. Ich erstarrte vor Verlegenheit: Ich hatte meine Mahlzeit schon vertilgt, obwohl er noch nicht einmal die Hälfte seiner

Portion gegessen hatte. Er saß auf seinem Baumstamm etwas weiter weg vom Feuer, doch in Stiefeln, Uniformrock und schwerem Umhang schien er es angenehm warm zu haben. Mein Blick blieb an der Decke hängen. die säuberlich gefaltet neben ihm lag. Nein, ich würde ihn nicht darum bitten. Ich hatte schließlich auch meinen Stolz.

»Gern geschehen«, sagte er. »Ich habe noch nie gesehen, wie jemand das Fleisch von den Zehen gezupft hat.«

»Das Abendessen gestern war nicht besonders gut«, brummte ich. Plötzlich schüttelte mich ein heftiges Niesen, und ich schlängelte die Arme um die angezogenen Knie und schmiegte mich fester in meinen dünnen Umhang. Die enge Fessel um meine Knöchel war durch ein kurzes Stück Seil ersetzt worden, das mir die Füße wie bei einem Pferd zusammenband. Es war demütigend. Wenn ich nur mein Messer hätte, könnte ich meine Fesseln durchtrennen. Wenn ich nur meine Stiefel hätte, könnte ich davonlaufen. Wenn es mir gelänge, Jeck niederzuschlagen, könnte ich ihn vielleicht abschütteln. Wenn, wenn, wenn ...

»Also«, begann ich zögerlich, weil mir das Schweigen nicht behagte, »habt Ihr das Kochen als Soldat gelernt?«

Jeck lachte, und ich war verblüfft darüber, wie angenehm sich das anhörte. »Nein«, sagte er. »Mein Vater hat es mir beigebracht, aber ich will verdammt sein, wenn es nicht seine Kocherei war, die mir den Posten des Hauptmanns eingebracht hat.«

»Wie könnte Kochen so etwas bewirken?«, fragte ich spitz, denn seine derbe Ausdrucksweise gefiel mir nicht.

Er zog mit den Zähnen einen Happen von einem winzigen Knochen und kaute nachdenklich. Dann wischte er sich den Mund ab und sagte: »König Edmund schickt

seine Fußsoldaten jeden Herbst für einen Monat ins Feld. Kennst du den Streifen Waldland, den ihr ihm übrig gelassen habt?« Ich nickte, und sein Blick rückte in weite Ferne. »Dort schlagen sie das Lager auf und müssen sich selbst versorgen. Zum Schluss gibt es einen Wettkampf. Kämpfen, Klettern, Schwimmen und so weiter.« Er schnippte den abgenagten Knochen ins Feuer. »Die Besten werden in die Palastgarde aufgenommen.«

»Und Ihr habt in Eurem allerersten Jahr gewonnen.«

Ich konnte mir den Sarkasmus nicht verkneifen, doch in Jecks Blick stand Lachen, kein Zorn. »Nein. Meistens gewinnen die mächtigen Klötze. Nachdem ich zwei Jahre lang von den anderen grün und blau geprügelt worden war, habe ich mich mit einem solchen Koloss angefreundet. Ich habe ihn die ganze Zeit über bekocht. Dabei habe ich mir so viele Möglichkeiten einfallen lassen, Eichhörnchen zuzubereiten, dass du es gar nicht merken würdest, wenn ich dir eine Woche lang nur Eichhörnchen vorsetzte. Er war damit einverstanden, mich am Seil mit hochzuziehen, mich über die hohe Mauer zu schieben und in der letzten großen Schlacht an meiner Seite zu kämpfen, wenn ich bis dahin dafür sorgte, dass er immer einen vollen Bauch hatte.«

»Ihr habt geschummelt«, stellte ich ohne Überraschung fest.

»Nein.« Jeck lächelte mich von der Seite an, und seine Augen blitzten im Feuerschein. »Um Regeln zu brechen, muss es erst einmal welche geben, und dort gab es keine. Mit Muskelkraft konnte ich es nicht schaffen, also habe ich mit der Kraft meines Verstandes gearbeitet.« Jeck wickelte ein Tuch um einen Topf kochenden Wassers, zog ihn vom Feuer und gab Teeblätter hinein – lächerlich wenig, fand ich.

»Die Lebenserwartung in der Armee beträgt für einfache Soldaten etwa vierzig Jahre, selbst wenn wir nie in einen Krieg zögen«, sagte er leise. »Die Vorstellung, dass mein Leben schon fast zur Hälfte vorbei sein sollte, gefiel mir nicht. Es in die Palastgarde zu schaffen, erhöht die Lebenserwartung beträchtlich.« Er begegnete meinem Blick. »Ich habe sie beträchtlich erhöht.«

Ich drückte die Knie fester an mich, denn mir war unbehaglich. »Habt Ihr schon einmal einen Menschen getötet?«, fragte ich.

»Natürlich.« Er runzelte die Stirn und fügte dann hinzu: »Es bereitet mir kein Vergnügen, falls es das ist, was du wissen willst.«

Ich dachte an Garrett und den lustvollen Schauer, den ich bei ihm bemerkt hatte, als er zugesehen hatte, wie sein Gardist einen anderen tötete. Er hatte es genossen. Es schnürte mir die Kehle zu, als ich mich daran erinnerte, wie meine Eltern vor meinen Augen gestorben waren. Wie hatte ich ihn am Leben lassen können? Nächstes Mal würde ich stark sein. »Wird es irgendwann leichter?«, flüsterte ich.

»Das Töten? Ja. So gern ich etwas anderes behaupten würde – doch, es wird leichter. Das Danach allerdings wird schlimmer.« Unsere Blicke trafen sich. »Warum? Wünschst du, du hättest Garrett doch getötet?«

Trotz mischte sich mit Angst und Aufregung zu einer Übelkeit erregenden Woge. »Er verdient den Tod.«

Jeck nickte gedankenverloren. »Richtig, aber trotzdem kann es sein, dass sein Tod nicht allen zum Besten dienen würde. Außerdem werde ich nicht zulassen, dass du ihn tötest. Ich habe keine Lust, einen weiteren sinnlosen Krieg zu führen, und genau den würden wir bekommen, falls Garrett stirbt.«

»Es wird keinen Krieg geben. Kavenlow kann König Edmund sicher davon überzeugen, dass mein Handeln gerechtfertigt war«, widersprach ich.

»Gerechtfertigt ...« Jeck streckte die Füße dem Feuer entgegen und lockerte die Schnüre seiner Stiefel. »Als der Wettkampf also vorüber war, waren nur noch ich und mein Tischgefährte übrig«, fuhr er mit seiner Geschichte fort. »Ich war noch nicht ganz ausgewachsen und längst nicht so stark wie die Männer, die bereits ausgeschieden waren, aber ich war klüger. Es dauerte nicht lang, bis ich in die Garde aufgenommen wurde, und als ich meinen Wert bewiesen hatte, wurde ich zum Hauptmann befördert. Danach wurde das Leben sehr interessant.« Er sah mich unter der Hutkrempe hervor an. »Wie steht es mit dir? Wie bist du zum königlichen Lockvogel geworden?«

»Äh ...«, stammelte ich überrumpelt. »Sie haben mich auf der Straße gekauft. Als einzige von drei Zielscheiben habe ich die frühesten Mordanschläge überlebt, die wegen der Prophezeiung vom Roten Mond verübt wurden.« Ich zog den Rocksäum unter die Füße, um sie vor dem feuchten Boden zu schützen. »Ich bin ein Bettlerskind, nehme ich an. Das habe ich erst vor – ich stellte überrascht fest, dass ich kurz überlegen musste – vier Tagen erfahren. Davor habe ich gelernt, die üblichen Aufgaben einer Prinzessin zu erfüllen: Lesen und Rechnen, eine Karte zeichnen, ein Lied spielen, Tanzen, und wie man bei einem Festessen die geladenen Würdenträger so platziert, dass niemand neben der Person sitzen muss, die ihn im vergangenen Frühjahr brüskiert hat.« Ich blickte kurz zu ihm auf und schaute rasch wieder weg, als ich besorgte Verwirrung in seinen Augen bemerkte.

»Das ist alles?«, fragte er. »Er hat dich nichts gelehrt. Nichts von Bedeutung, meine ich.«

»Woher wollt Ihr das wissen?«, fuhr ich auf, doch meine Empörung war wenig überzeugend. Ich hatte das Gefühl, dass Jeck recht haben könnte. Kavenlow war für meinen Unterricht verantwortlich gewesen, und der hatte sich meist darum gedreht, was politisch und gesellschaftlich von einer Prinzessin erwartet wurde. Vielleicht deshalb, weil ja immerhin die Möglichkeit bestand, dass ich doch auf dem Thron landen würde, falls ihr irgendetwas zustoßen sollte. *Etwa, dass Ihr königliche Rotznase auf dem Heimweg Gevatter Tod begegnet*, dachte ich und hoffte es beinahe.

Ein Tier stieß einen schrillen Ruf aus, den gleichen wie gestern Abend, und ich rückte näher ans Feuer heran. Kavenlow hatte mir tatsächlich nichts Nützliches beigebracht. Sonst säße ich jetzt nicht hier mit zusammengebundenen Füßen, zitternd vor Kälte. Ich hätte die Zeit, während derer Jeck eine kleine Latrine ausgehoben hatte, dazu genutzt, mich irgendwie zu befreien, hätte ihn mit der Peitsche niedergeschlagen, die Pferde gestohlen und wäre längst auf und davon geritten.

»Auch mich hat man mit Silber gekauft«, sagte Jeck unvermittelt. Ich blickte auf, als ich dieses Eingeständnis hörte. Seine braunen Augen wirkten ein wenig verletzlich, und ich vermutete, dass er das noch niemandem erzählt hatte. »Davor habe ich bei einem kinderlosen Bauern gelebt. Ein Priester kam vorbei und sah, wie ich Steine nach den Vögeln warf, um sie aus dem Maisfeld zu vertreiben. Er packte mich, einfach so, zerrte mich auf sein Pferd und rief nach meinem Vater. Da war ich acht Jahre alt.«

Zitternd zog ich den Umhang fester um mich. Jeck meinte gewiss seinen Ziehvater. Er hatte ja gesagt, dass der Bauer kinderlos gewesen sei.

Jeck starre mit müdem Gesicht ins Feuer, als suche er nach seiner Vergangenheit. »Ich erinnere mich daran, wie mein Vater sich an mein Bein geklammert hat, während ich vor dem Priester auf dem Pferd saß«, fuhr er fort. »Mein Vater hat ihm gesagt, ich sei alles, was er habe. Der Priester hat ihm ins Gesicht getreten – hat ihm dabei einen Zahn ausgeschlagen – und dann einen Beutel Münzen in den Staub fallen lassen.« Jeck schenkte den fertig gebrühten Tee in einen Metallbecher. »Drei Jahre später starb mein Vater an zu viel Arbeit und zu wenig Essen. Ich wusste nicht, dass er unter der Erde lag, bis das Gras so dicht über ihm zugewachsen war, dass ich die Stelle nicht finden konnte. Er war der einzige Vater, den ich je gekannt habe.«

»Ihr erinnert Euch also nicht an Euren richtigen Vater?«, fragte ich und fühlte mich ihm auf eigenartige Weise verbunden.

»Er war mein richtiger Vater.« Jeck presste die Lippen so fest zusammen, dass sie fast hinter seinem Schnauzbart verschwanden. »Er hat sich um mich gekümmert. Wir haben gemeinsam seinen Hof aufgebaut. Er sollte zu essen haben, wenn er zu alt zum Arbeiten wurde, und ich hatte zu essen, bis ich alt genug zum Arbeiten sein würde. Wenn er mir kein Vater war, was ist dann ein Vater?«

Ich sagte nichts und kam mir dumm vor. Damit war Jeck offenbar zufrieden. Er trank einen Schluck Tee und wischte sich die Tropfen aus dem Bart. »Der Priester hat mich bei der Armee abgeliefert, und den Rest habe ich dir bereits erzählt. Gott hilf mir, damals hielt ich das für eine lächerliche Verschwendung.«

»Ihr wart acht Jahre alt?«, fragte ich entsetzt. »König Edmund steckt Achtjährige in seine Armee?«

»Nein«, erwiderte er verärgert. »Ich war ein besserer

Sklave für die Soldaten, aber ich bin der Armee beigetreten, als ich alt genug war. Den Priester habe ich erst wieder gesehen, als ich es zum Hauptmann gebracht hatte. Da hat er ...« Jeck brach ab und stocherte im Feuer herum.

Da hatte er Jeck seine erste Dosis Gift verabreicht, vermutete ich, und ihm von den Spielern erzählt. Doch das würde ich nicht laut sagen. Wenn Jeck erkannte, wie viel ich mir aus seinen beiläufigen Worten zusammenreimen konnte, würde er wieder so verschlossen und schweigsam werden wie zuvor.

Er reckte sich nach seinem Stapel Feuerholz und legte ein dickes Aststück in die Flammen. »Möchtest du Tee?«, fragte er, offenkundig, um von seiner Geschichte abzulenken. »Ich habe keinen zweiten Becher, aber du könntest aus einer Schüssel trinken.«

»Habt Ihr Honig?«, entgegnete ich, und als er den Kopf schüttelte, winkte ich ab. Wenn es keinen Honig enthielt, konnte ich es nicht als Tee betrachten.

Sein Becher verschwand beinahe in seinen großen Händen. Jeck neigte den Kopf zur Seite und beäugte mich unter dem Hut hervor. »Ich bin neugierig. Wie alt warst du, als du deine erste Dosis verabreicht bekamst?«

Ich steckte mir eine verirrte Locke hinters Ohr. »Gebt Ihr jetzt also zu, dass es so gemacht wird?«

Unerwartet blitzten seine weißen Zähne auf, als er grinste. »Ich tue nichts dergleichen. Aber deine Toleranz ist beachtlich. Wenn ich fragen darf – wann hat Kavenlow dich initiiert?«

Ich zögerte. Er entlockte mir auf charmante Art Informationen, aber wenn ich ihn am Reden hielt, würde ich vielleicht selbst mehr erfahren. »Mit dreizehn«, sagte ich. »Ein Attentäter spürte mich auf, während ich draußen in der Stadt war. Er hätte mich beinahe mit einem Pfeil er-

wischt.« Ich zupfte an meinem schmuddeligen Rocksaum herum. Es war ein grässliches Erlebnis gewesen. Ich konnte es Heather nicht verdenken, dass sie sich weigerte, mich in die Stadt zu begleiten. Ich hoffte, dass es ihr gut ging.

»Kavenlow wollte mir eine bessere Waffe zur Selbstverteidigung geben«, fuhr ich fort, »und er schlug genau die Waffe vor, die mich beinahe getroffen hätte. Er sagte, ich könne eine Immunität dagegen aufbauen, und dass das Gift mich nicht töten würde.« Mit einem flauen Gefühl im Magen erinnerte ich mich an jene erste Gabe Gift. Ich war tatsächlich nicht gestorben – doch damals hatte ich mir den Tod gewünscht. Die Krämpfe hatten mich sehr geschwächt und mir vor Schmerz Tränen in die Augen getrieben. »Er sagte, ich würde nie wieder einen Fuß nach draußen setzen, wenn ich es nicht täte. Das war schiere Erpressung, und ich musste es sogar vor meinen ... meinen Eltern geheim halten. Sie haben den Grund für meine gelegentlichen Schwächeanfälle nie erfahren.«

Jeck gab einen Laut von sich, der verständnisvoll klang. Ich begegnete seinem äußerst aufmerksamen Blick. Sofort schloss ich den Mund. Ich redete zu viel. Er griff nach einem Ast, und sein Umhang dehnte sich über den breiten Schultern. Er stocherte in den Kohlen herum, ließ den Ast Feuer fangen und legte ihn darauf. »Magst du ihn?«, fragte er.

»Kavenlow?«, erwiderte ich schockiert. »Er ist wie ein zweiter Vater für mich.«

Er fixierte mich mit durchdringendem Blick. »Warum?«, fragte er, und dieses eine Wort machte mich nervös. »Er hat dich unzählige Male vergiftet und dich gezwungen, durch die Hölle zu gehen, mit der man Immu-

nität aufbaut. Wofür? Um jemanden zu schützen, den du noch nie gesehen hast? Um dir die schwere Last einer Prophezeiung aufzubürden, die zu tragen gar nicht dein Schicksal ist? Er hat dich dein ganzes Leben lang belogen. Und dennoch traust du ihm?«

»Kavenlow hat mir öfter das Leben gerettet, als ich an beiden Händen abzählen kann«, erwiderte ich hitzig. »Er hat sich jedes Mal um mich gekümmert und ist mir nicht von der Seite gewichen, wenn ich das Gift genommen habe. Und er hatte für den nächsten Tag immer eine schöne Überraschung geplant, um es wiedergutzumachen. Einen seltenen Ausflug in die Hügel oder ...« Abrupt verstummte ich und überlegte. »Oder ein großartiges Versteckspiel«, hauchte ich, als ich Kavenlows Zerstreuungen in ganz neuem Licht betrachtete. Ich hatte nie geahnt, dass sie mehr als Spiele waren. Wozu hatte Kavenlow mich geformt? Mein Blick huschte zu Jeck hinüber. Ich musste endlich aufhören zu reden.

»Mit dreizehn?« Jecks Stimme troff vor Unglauben. »Du hast mit dreizehn noch *Spiele gespielt?* In dem Alter habe ich gelernt, einen Mann auf fünfzehn Schritt Entfernung mit einem Wurfmesser zu töten.«

»Wie schön für Euch«, sagte ich trocken. »Aber ich musste niemanden töten, um außerhalb der Palastmauern zu gelangen. Hättet Ihr das auch fertiggebracht?«

Jeck brummte, wirkte aber eher erfreut als verärgert, wie ich erwartet hätte.

»Hört endlich auf, mit mir zu reden«, schnaubte ich daraufhin. »Ich will jetzt schlafen.«

»Tu das. Wir reiten vor Sonnenaufgang weiter.«

Ich zuckte mit den Schultern, um anzudeuten, dass ich ihn gehört hatte, und strich die Erde an der Stelle glatt, wo ich würde schlafen müssen. Laub und Dreck klebten

an meinen Handflächen, und ich blickte angewidert dar-auf hinab. Ich würde noch heute Nacht verschwinden, wenn es mir nur möglich wäre, mich mit den Pferden davonzustehlen.

Er knüllte seine Decke zusammen und warf sie übers Feuer. »Darauf kannst du schlafen«, sagte er.

Erleichtert spürte ich die grobe Wolle unter meinen Fingerspitzen. »Danke.«

»Nimm den auch noch«, sagte er, löste den Verschluss seines Umhangs und reichte ihn mir vorsichtig.

Ich nahm ihn überrascht an, und meine Augenbrauen hoben sich, als ich feststellte, dass der schwarze Woll-umhang mit feiner, nachtschwarzer Seide gefüttert war. Ein prachtvolles Stück, und ich wunderte mich darüber, dass er etwas so Exquisites besaß. »Und worin schlaft Ihr?«, fragte ich, als ich bemerkte, dass er nur noch sei-nen Uniformrock trug.

»Ich bleibe wach, aus Gründen, die sich wohl von selbst verstehen.« Er trank einen Schluck Tee. »Und ehe du auf dumme Gedanken kommst, ich bin größer als du, stärker als du, und falls du irgendwelchen Unsinn versu-chen solltest ...«

Ich verzog das Gesicht, als ich mich an das schrille Kreischen des durchbohrten Eichhörnchens erinnerte. Er ließ mich nicht aus den Augen, während ich mich ab-mühte, mit dem Strick zwischen den Knöcheln die Decke zurechtzurücken. Schließlich gab ich es auf, hüllte mich in seinen Umhang, zog mir die Kapuze über den Kopf und legte mich hin.

Der Geruch von Pferden und Rauch drang mir in die Nase und schien mich ebenso sehr zu wärmen wie der schwere Umhang. Doch der maskuline Geruch von Jeck, der sich mit hineinmischt, ließ mich wachsam bleiben.

Ich tat einen flachen Atemzug, dann einen tieferen, zog so seinen Geruch zu mir heran und untersuchte ihn wie ein neues Gericht aus der Palastküche. Zu meiner eigenen Bestürzung stellte ich fest, dass er angenehm war. Männlich-schön, wie Heather sagen würde. Ich seufzte und wünschte, ich wäre willensstark genug, mir einzureden, dass er stank.

Ich konnte Jeck durch das Feuer hinweg sehen, verzerrt von den Flammen. Er ... er zog sein Hemd aus! Mein Herz begann zu rasen, und ich setzte mich hastig auf.

»Bilde dir nur nichts ein, Prinzessin«, sagte Jeck und runzelte die Brauen, als das Hemd an seinem Rücken kleben blieb. »Nicht jeder Mann will dir unter die Röcke.« Ruckartig löste sich das Hemd, und sein Gesicht verzerrte sich kurz. Mir krampfte es den Magen zusammen, als ich daran dachte, wie er ausgepeitscht worden war. Er ließ das Hemd fallen und war nun von der Taille aufwärts nackt. Ich zog mir die Kapuze seines Umhangs über den Kopf und legte mich wieder hin, den Kopf so auf den überkreuzten Armen, dass ich dem Spiel seiner glatten Muskeln zuschauen konnte. Ich hatte das Gefühl, dass er es merkte.

Jeck nahm einen Lappen und tauchte ihn in das warme Wasser, das beim Teekochen übrig geblieben war. Er wand und reckte sich mühselig und versuchte, sich das getrocknete Blut vom Rücken zu waschen. Ich brauchte nicht lange, um zu erkennen, dass er es allein nicht schaffen konnte. »Ich mache das«, sagte ich, obwohl ich selbst nicht wusste, weshalb ich ihm das anbieten sollte.

Jecks Blick huschte über das Feuer hinweg zu mir und rasch wieder fort.

»Ihr habt ... du hast diese Striemen, weil ich entkom-

men bin«, erklärte ich, setzte mich wieder auf und ließ seinen Umhang von meinen Schultern fallen. »Ich säubere sie für dich.«

Er wrang den Lappen im Wasser aus, verdrehte den Arm, um die Mitte seines Rückens zu erreichen, und schaffte es nicht. »Weshalb solltest du mir helfen?«

»Weshalb solltest du dir die Mühe machen, mir zu essen und deine Decke und den Umhang zu geben?«, erwiderte ich.

Jeck seufzte so tief, dass sich seine ganze Brust hob. »Nein. Such dir eine andere Möglichkeit, dein Gewissen zu beruhigen. Du könntest zum Beispiel meine Nerven schonen, indem du nicht zu entkommen versuchst.«

»Die Wunden werden sich entzünden«, sagte ich. »Und was könnte ich dir schon tun? Ich kann dir wohl kaum schaden. Du hast mir alle Pfeile weggenommen und mir die Füße aneinandergebunden wie einer ungehorsamen Ziege.«

Jeck biss den Kiefer zusammen. »Das ist wahr. Aber es ist möglich, dass ich dir noch etwas antun muss. Und das ist schwerer, wenn ...«

Ich spürte, wie mir das Blut aus dem Gesicht wich. Er würde mir nichts tun. Das durfte er einfach nicht.

Stirnrunzelnd beobachtete er mein Mienenspiel. »Teufel auch«, fluchte er. Er erhob sich und brachte seinen Topf mit heißem Wasser und einen metallenen Tiegel mit einer Paste auf meine Seite des Feuers. Mein Herz hämmerte. Mir war ein wenig übel und schwindlig, als ich auf der Decke beiseiterutschte, um ihm Platz zu machen. Er ließ sich neben mir nieder und wandte mir steif den Rücken zu. »Sei brav, sonst schlage ich dich so hart nieder, dass du nie wieder aufwachst«, drohte er. »Glaub ja nicht, ich wäre dazu nicht in der Lage.«

Ich schluckte schwer. »Nein. Ich weiß.« Sein Rücken war sehr breit und glatt, die Haut dunkel von vielen Stunden in der Sonne. Die fünf langen, aufgeplatzten Risse sahen wund aus, die Ränder waren rot und geschwollen. Mit der richtigen Salbe würden sie heilen. Garretts Hiebe hatten nur rote Striemen hinterlassen, weiter nichts.

Das Wasser rann mir heiß über die kalten Finger, als ich den Lappen auswringt. Ich streckte die Hand aus und zauderte. Engelsspucke, so etwas hatte ich noch nie getan. Ich holte tief Luft und beschloss, so zu tun, als sei ich Heather. *Sie* hätte ganz sicher gewusst, wie man einem Mann den Rücken wusch. Aber ich, Gott steh mir bei, war erbärmlich ahnungslos.

Ich wappnete mich und tupfte zögerlich an der am höchsten gelegenen blutigen Stelle herum. Dann arbeitete ich mich langsam abwärts. Seine Muskeln waren anders als die, die ich bisher am Hafen gesehen hatte – sie waren nicht durch die Arbeit an Seilen und Tauen entstanden, sondern durch das Führen eines Schwertes. Jeck roch nach Pferd, genau wie sein Umhang. Zwischen den Peitschenspuren zeichneten sich schwach ältere, weiße Narben ab.

Ich setzte meine Arbeit fort, strich mit dem Tuch vorsichtig über die ausgeprägten Muskeln und erspürte die feinsten Unterschiede darin. Ich hatte noch nie Gelegenheit gehabt, einen Mann ganz ohne Hast zu berühren. Dass ich ihm half, machte diese Gelegenheit anständig und richtig. Das Erlebnis war berauschend, und die kühle Zurückhaltung, mit der ich ihn berührte, machte es für mich nur umso aufregender.

Jeck zuckte zusammen, als ich mit dem Tuch einen Tropfen auffing, der ganz unten über seinen Rücken

rann. Plötzlich fiel mir auf, dass ich schon seinen gesamten Rücken bearbeitet und unnötigerweise noch einmal von vorn begonnen hatte. *Was bei allen Schohgruben tue ich denn da?* Verlegen legte ich den Lappen auf dem Rand des Topfes ab und öffnete den Tiegel.

Ich schnupperte vorsichtig an der weißen Salbe und wich angewidert zurück. Knoblauch und Meerrettich mit einer kräftigen Dosis Thymian gegen den Gestank, offenbar mit Wachs und Fett vermischt. Es war eine widerliche Mixtur, aber zweifellos sehr geeignet, um eine Entzündung zu bekämpfen. Zögernd tauchte ich die Finger hinein. Dann betrachtete ich seinen Rücken und dachte, wie schön er in seiner Kraft war, trotz der Wunden und Narben.

Ein kurzes Stöhnen entslüpfte Jeck, als die kalte Salbe seinen Rücken berührte. »Verzeihung«, sagte ich und rückte ein Stück, um mich hinter ihn zu knien. Seine Haut war warm. Ich strich die Paste auf die blutigen Striemen. Die Muskeln in seinem Hals standen wie Seile hervor, die Schultern spannten sich an. »Ich werde nicht versuchen wegzulaufen«, sagte ich, um mich davon abzulenken, wie es sich unter den Fingern anfühlte, über diesen starken Rücken zu streichen.

»Das glaube ich erst, wenn ich dich sicher im Palast habe«, entgegnete er mit gepresster Stimme.

»Nun ja«, gestand ich und folgte mit dem Zeigefinger einem Striemen von der Schulter bis zum Kreuz, »ich meinte damit nicht, dass ich es nie versuchen würde. Nur nicht, solange ich mich um deinen Rücken kümmere.«

»Ah ja. Eine Gefangene von ganz edler Gesinnung. Dann kann ich heute Nacht ja ruhig schlafen.«

»Ich bin keine Gefangene«, sagte ich hastig. »Gefangene sind hilflos.«

»Ach?«, erwiderte er mit einem gequält klingenden Lachen. »Was bist du dann?«

»Also schön. Ich bin eine Gefangene, aber ich bin nicht hilflos.« Meine Finger summten so stark, dass sie beinahe schmerzten, und ich blickte auf sie hinab. »Was ist in dieser Salbe? Mir tun die Finger davon weh.« Verärgert darüber, wie leicht sein Rücken mich von anderen Gedanken ablenken konnte, schmierte ich die Paste grob über einen roten Striemen.

Jeck sog mit zusammengebissenen Zähnen zischend den Atem ein. Er drehte sich halb herum und packte mich am Handgelenk.

»He!«, rief ich, richtete mich auf den Knien auf und versuchte mich loszureißen. Sein Griff fühlte sich an wie von der Sonne erwärmtes Metall, hart und unnachgiebig. Ich warf mich zurück, bis mein Arm schmerhaft zwischen uns gespannt war. »Lass mich los«, forderte ich verängstigt. »Es tut mir leid. Ich wollte nicht so grob sein.« Doch es war der Ausdruck auf seinem bärtigen Gesicht, der mich erstarrten ließ. Da war Staunen, Angst und -Spekulation?

»Sie summen, nicht wahr«, sagte er, und es klang nicht wie eine Frage. »Deine Hände. Sie kribbeln so sehr, dass es schmerzt.«

Mein Mund öffnete sich wie von selbst, und ich verdrehte den Arm, bis er mich losließ. Das Kribbeln schwoll nun in meinen Handgelenken an, als brächen winzige Spitzen aus meiner Haut hervor. Ich ballte die Hände zu Fäusten und versuchte, das Gefühl durch schiefe Willenskraft loszuwerden.

Er holte Luft, um etwas zu sagen. Dann überlegte er es sich offenbar anders und streckte die Hand nach mir aus. Ich wich zurück, und er rückte aggressiv nach. Ich wir-

belte herum und versuchte aufzustehen, fiel aber wieder auf die Knie, als er mich an der Schulter packte. »Lass mich los!«, rief ich.

»Setz dich«, befahl er und zerrte mich zurück auf meine Decke.

Ich schrie auf. In diesem Augenblick jagte Jeck mir mehr Angst ein als je ein Mensch zuvor in meinem Leben. Er wusste, dass ich keine Prinzessin war, und hatte auch keinerlei Respekt vor der Tatsache, dass ich lange als Prinzessin gelebt hatte. Ich war eine Bettlerin und sollte als solche behandelt werden. Er konnte mir wehtun, ohne sich auch nur anstrengen zu müssen – und es wäre ihm gleichgültig, wenn ich dabei litt. Panisch erstarrte ich, als er mich am Oberarm packte. Mein Herz pochte, und ich zog den Kopf zurück, als er langsam, beinahe ehrfürchtig, die andere Hand ausstreckte und an meinem Kiefer entlangstrich.

Meine Lippen teilten sich, und meine Schultern sanken herab, wo seine Finger ein kribbelndes Gefühl hinterließen. Ich begegnete seinem Blick und sah goldene Sprengel in seinen dunkelbraunen Augen. In seiner Berührung lag die Hitze der Sonne, die mich entspannte. Er ließ die Hand sinken, und ich befühlte erstaunt mein Gesicht. Ich betrachtete meine Hände, dann seine, und erkannte, dass er die gleiche Wärme am Rücken gespürt hatte, unter meinen Fingern.

»Das liegt am Gift«, sagte er. »Ich habe dich über deine gewohnte Dosis hinaus vergiftet. Trotzdem habe ich noch nie von irgendjemandem außer mir selbst gehört, der ...« Genüsslich verstummte er. Mit hochgezogenen Brauen wartete er zuversichtlich darauf, dass ich die unvermeidliche Frage stellte.

Ich schluckte und bekam es mit der Angst zu tun, weil

es ihm so gut gelang, mich zu manipulieren. »Der was?«, flüsterte ich.

Er hob den metallenen Tiegel auf, den ich hatte fallen lassen. Er zupfte ein kleines Stückchen Borke heraus und verschloss ihn wieder. »Verlasse Kavenlow und werde meine Schülerin, dann sage ich es dir.«

»Aha«, hauchte ich. »Du bist ein Kaulköder«, erwiderte ich verängstigt.

Seine Miene verriet mir nichts über seine Gedanken. Er wandte den Blick ab, nahm sein Wasser und seine Salbe und kehrte auf seine Seite des Feuers zurück. Schweigend holte er ein sauberes Hemd aus seiner Satteltasche und zog es an. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, setzte er sich auf den Baumstamm und griff nach seinem Becher Tee.

Ich ließ mich nervös auf der Decke nieder. Das Kribbeln in meinen Händen war zu einem dumpfen Summen abgeklungen, und ich versuchte, mir den Knoblauchgestank am Rocksaum abzuwaschen. Berauschend stieg Jecks Geruch aus seinem Umhang auf, und ich musste an seine nackte, glatte Haut denken. Ich beäugte ihn über das Feuer hinweg und nahm mir fest vor, wach zu bleiben, doch mein voller Magen und die Wärme in Jecks Umhang ließen mich schneller einschlafen als meine weichen Laken und Kissen im sicheren Bett zu Hause.

15

Es waren die Vögel, die mich weckten – sie sangen und kreischten, als könnten sie allein die Sonne zum Aufgehen überreden. Sie waren ungewöhnlich laut, und ich streckte auf der Suche nach meiner Wärmflasche die Fü-

ße aus. Meine Zehen glitten unter der Decke hervor und trafen statt auf behagliche Wärme auf den eiskalten Morgen. Ich zog sie hastig zurück, und nun wurde mir klar, dass mein Kissen nicht zu Boden gefallen war, sondern ich gar keines hatte. *Schoh*, dachte ich und horchte mit geschlossenen Augen auf irgendeine Bewegung von Jeck.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, erkannte ich, als ich die Augen ein klein wenig öffnete und nur schwaches Dämmerlicht sah. Ich war während der Nacht drei Mal aufgewacht. Jedes Mal hatte ich Jeck wach vorgefunden – er beobachtete nicht mich, sondern blickte wachsam in die Nacht. Einmal hatte er das Spielbrett muster für Diebe und Könige in den Boden geritzt und es mit fingerlangen Figuren in Schwarz und Weiß bevölkert. Doch als ich jetzt den Kopf zur Seite drehte, saß er vor dem erloschenen Feuer, und das Kinn war ihm auf die Brust gesunken.

Mein Herz raste. Langsam zog ich die Knie bis zum Kinn hoch und streckte die Hände zu den Knöcheln hinab. Wenn es mir gelang, die Knoten zu lösen, würde ich mich davonschleichen, notfalls eben barfuß.

»Nimm die Hände von den Füßen, oder ich hacke sie dir ab«, sagte Jeck, ohne den Kopf zu bewegen.

»Was hackst du mir ab?«, fragte ich säuerlich und setzte mich auf. »Die Hände oder die Füße?«

Jeck hob den Kopf. »Willst du das wirklich wissen?«, fragte er gereizt. »Steh auf. Wir reiten weiter.«

»Was? Jetzt?«, fragte ich kläglich. »Die Sonne ist noch nicht aufgegangen. Ich habe noch nicht einmal gefrühstückt.«

Er seufzte tief. Dann stand er langsam auf und reckte sich. Im nächsten Moment entriss er mir völlig unerwartet seinen Umhang. Ich schnappte nach Luft und um-

klammerte meinen eigenen Umhang, der noch fest um mich geschlungen war. »Du bist ja morgens der reinste Sonnenschein«, bemerkte er und legte sich den Umhang über die Schulter. »Zeig mir deine Füße.«

Ich verzog zänkisch das Gesicht, schob aber die Füße unter meinem Umhang hervor. Sie waren inzwischen beinahe erfroren.

»Weiter ...«, befahl er. »Und leg die Hände im Schoß zusammen.«

Mürrisch zog ich die Hände vom Boden, wo ich mich aufgestützt hatte, um die Beine vorschnellen zu lassen, falls er nahe genug für einen Tritt kam. Erst als ich meiner Balance beraubt war, beugte er sich über meine Füße. »Du warst ein braves Mädchen«, stellte er befriedigt fest.

»Ich hätte jederzeit entkommen können«, prahlte ich, »aber es war mir zu kalt. Kann ich meine Stiefel wiederhaben?«

Jeck brummte. Ehe ich den nächsten Atemzug tat, ließ er von irgendwoher sein Messer vorschnellen, beugte sich blitzschnell herab, durchtrennte das Seil zwischen meinen Knöcheln und richtete sich wieder auf. Er stand vollkommen still da, als hätte er sich überhaupt nicht bewegt. Das Messer war nirgends mehr zu sehen. Mir wischte das Blut aus dem Gesicht vor Schreck darüber, wie schnell er das bewerkstelligt hatte.

»Wenn du irgendetwas zu erledigen hast, tu es jetzt«, sagte er. »Ich halte erst wieder an, wenn wir den Palast erreichen.«

Ich schauderte bei dem Gedanken, wie leicht er mir statt der Fessel die Kehle hätte durchschneiden können.

»Nicht weiter als bis dorthin, *Prinzessin*«, warnte er mich und deutete auf eine viel zu nahe Stelle. Dann zog er Tuck zu sich heran, um ihn reisefertig zu machen.

Das Herz schlingerte mir in der Brust. Ich erledigte meine Morgentoilette, so gut es eben ging, und war entsetzlich froh darum, dass Frauen Kleider trugen. Während Jeck sich um die Pferde kümmerte, löste ich Blätter aus meinem Haar und zupfte unauffällig an den Ringen aus Seil, die noch immer an meinen Knöcheln saßen. Die Knoten waren zu fest, und ich konnte nichts ausrichten. Es war demütigend. Ich runzelte die Stirn, als ich bemerkte, dass Jeck meinen Sattel seinem Pferd aufgelegt hatte. Männer waren Diebe, allesamt. Säuerlich und missgelaunt ließ ich den Blick über das Lager schweifen und blieb an dem Diebe-und-Könige-Spiel auf dem in die Erde gekratzten Spielfeld hängen.

Mir blieb beinahe das Herz stehen. Das war die Partie, die ich zuletzt mit meinem Vater gespielt hatte.

Trauer schnürte mir die Kehle zu, und ich bemerkte, dass er den letzten Spielstand nicht ganz richtig nachgestellt hatte. »Ich habe nicht den Bauern geschlagen«, flüsterte ich. »Sondern den Ritter.« Jeck, der gerade seine Decke zusammenfaltete, blickte verwirrt auf. »Das Spiel«, sagte ich mit zu hoher Stimme. »Ich spiele Weiß. Und ich hatte gerade den Ritter geschlagen, als Garrett ...« Mir stockte der Atem. *Die Engel mögen mich retten, sie sind tot.*

Jeck blickte von mir zu dem Spiel hinab und wieder zurück. »Damit bringst du deinen Dieb in Gefahr.«

»Ich weiß.« Das war schon beinahe ein Schluchzen. Ich stand da, den dünnen Umhang fest um mich geschlungen, und sah zu, wie er in die Hocke ging und die Figuren zurechtrückte. Dann zog er mit seinem König gegen meinen Dieb. Ich starrte ihn an, und mein Kopf war wirr von durcheinanderwirbelnden Gefühlen. »Lass mich einfach gehen«, sagte ich mich bebender Stimme.

»Meine Eltern sind tot. Kavenlow hat mich nur benutzt. Mir ist nichts geblieben –«

»Erzähl das Prinz Garrett.« Mit einem barschen Ausdruck auf dem Gesicht schob er sich die Figuren in eine Hand und ließ sie in eine Satteltasche fallen. Nun war von unserem Lager nichts mehr übrig. Er biss anscheinend im Zorn die Zähne zusammen und zog den Gurt von Tucks Reitkissen so fest an, dass der schreckhafte Grauschimmel den Kopf hochwarf und schrill wieherte.

»Ich werde dich jetzt hochheben und aufs Pferd setzen«, sagte Jeck und trat auf mich zu. Er war so viel größer als ich, dass ich den Kopf heben musste, um wie betäubt zu ihm aufzustarren. »Wenn du mich trittst, breche ich dir die Zehen. Wenn du mich schlägst, lasse ich dich fallen. Streck die Hände aus, damit ich sie fesseln kann.«

Ich fühlte mich zu elend, um mich zu rühren. Abrupt riss Jeck meine Hände nach vorn und schlang ein Seil um meine Handgelenke. Garrett hatte meine Eltern ermordet. Er würde Kavenlow töten. Ich würde auch bald tot sein – sobald Garrett meiner überdrüssig wurde. Ich hätte davonlaufen sollen. Ich hätte auf Duncan hören sollen.

Ich schnappte nach Luft, als Jecks behandschuhte Hände meine Taille packten und er mich hochhob. Tuck schnaubte, als ich sacht auf seinem Rücken abgesetzt wurde, so dass meine Füße zu beiden Seiten des großen Wallachs herabgingen. Das Pferd tänzelte, und ich kippte beinahe herunter. Jeck stieß mich wieder gerade empor, und seine grobe Berührung ließ meinen Zorn erneut aufflammen, der mühelos die Trauer durchdrang.

Ich mochte ein Bettlerskind sein, ich mochte mein Königreich an eine Frau verloren haben, die ich noch nie gesehen hatte, und meine Eltern an Garrett, ich mochte von dem Mann, den ich als meinen zweiten Vater be-

trachtete, verraten worden sein, aber eher würde ich Netze einholen und Schoh aus den Kielgruben schaufeln, als zu dulden, dass man so mit mir umsprang. Hitze schoss mir ins Gesicht, als Jeck brüsk meinen Umhang unter mir hervorzerrte, damit er ordentlich lag. »Ich brauche aber die Hände, um mich festzuhalten«, sagte ich und zwang meine Stimme, weinerlich zu klingen, obgleich ich innerlich kochte.

»Entweder hältst du dich so fest, oder du legst den ganzen Weg auf meinem Schoß zurück«, erwiderte er gelassen. Mein Blick huschte umher, und ich erwog meine Chancen zur Flucht, während er Tucks Zügel an dem schwarzen Hengst festband. Nachdem Jeck sich ein letztes Mal vergewissert hatte, dass das Feuer gelöscht war, band er sein Pferd los und führte uns zum Pfad. Ich hielt mühelos die Balance und duckte mich unter den tief hängenden Zweigen hindurch.

Ich schwieg frustriert. Meine Finger krallten sich so fest in Tucks Mähne, dass die Knöchel weiß wurden. Ich konnte nicht zulassen, dass Jeck mich zum Palast zurückbrachte. Mein Magen verkrampfte sich, als ich meine Situation gründlich überdachte, während es in den Hohlweg hinunterging und Jeck sich in den Sattel schwang.

Ich hatte keine Stiefel. Mir waren die Hände gefesselt. Ich musste zu Pferde fliehen, und mein Pferd war an Jecks gebunden. Meine Schultern wurden hart vor Anspannung, als wir vom Schritt in einen lockeren Galopp übergingen. Ich fuhr mir mit der Zunge über die Lippen und warf einen verstohlenen Blick auf Jeck, der schräg vor mir ritt.

Ich musste ihn vom Pferd holen. Das war meine einzige Chance; alles andere würde sich dann ergeben müssen.

»Hilfe!«, schrie ich auf und ließ mich seitlich herunterschnellen. »Jeck!«, kreischte ich so angstvoll wie möglich und kniff die Augen zu, als ich stürzte. Ich ließ Tucks Mähne los, um nicht unter seine Vorderhufe zu geraten. Schmerhaft schlug ich auf dem Boden auf, und meine Schulter bekam das Meiste ab. Ein Stöckchen bohrte sich in meinen Oberschenkel, und ich schnappte es mir und steckte es in mein Haar. Es war nur etwa so lang wie mein Zeigefinger, aber das würde reichen.

Tuck scheute und tänzelte seitwärts, als seine Reiterin an ihm herabglitt. Auch Jecks Wallach erschrak, und Jeck brauchte einen Augenblick, um ihn zu beruhigen, ehe er wenden und absteigen konnte.

Der Sturz hatte mich durchgerüttelt, und als Jeck mich an der Schulter packte, war mein wirrer, verdatterter Blick nur halb gespielt. »Das war sehr dumm von dir«, sagte er barsch. »Mach das nicht noch einmal.«

Ich verbarg meinen Ärger darüber, dass sein Messer an seinem Sattel befestigt und damit außer Reichweite war. Seinen Hut mitsamt den Pfeilen hatte er auch dort gelassen. »Ich habe mir die Hände verletzt«, sagte ich und ließ es gern zu, dass mir Tränen in die Augen stiegen, als ich die Hände ausstreckte, um sie ihm zu zeigen. »Ich kann mich so nicht richtig festhalten.«

Jeck zerrte mich auf die Füße, und ich wankte, bis ich das Gleichgewicht fand. Unnötig grob setzte er mich wieder auf Tuck. »Ich werde dir nicht die Hände losbinden«, sagte er und blickte mit schmalen Augen unter der Hutkrempe hervor zu mir auf. Sein Kiefer wirkte verbissen, die Schultern angespannt. »Tu das noch mal, und du reitest auf meinem Schoß weiter.«

Ich nickte und zog ein mürrisches Gesicht, um meine Aufregung zu verbergen. Ich war auf dem Pfad. Ich saß

auf einem Pferd, das in der vom Palast wegführenden Richtung stand. Und in diesem kurzen Augenblick – war Jeck zu Fuß.

Er wandte mir den Rücken zu. Als er seinen Hut zu rechtrückte, riss ich das Stöckchen aus meinem Haar und rammte es Tuck ins Hinterteil.

»He-yah!«, rief ich. Das schreckhafte Pferd wieherte schrill und raste los. Japsend klammerte ich mich an seiner Mähne fest und duckte mich tief über seinen Hals. Jecks Pferd war an meines gebunden, und es blieb ihm nichts anderes übrig, als uns zu folgen. Jeck bekam es nicht mehr zu fassen. Die Pferde und ich flohen in vollem Galopp. Da der Weg dicht von Bäumen gesäumt war, gab es nur eine mögliche Richtung. Ich brauchte nichts weiter zu tun, als mich festzuhalten.

»Tess!«, brüllte Jeck. »Verdammtes Weibsbild!«

Ich grinste und trieb Tuck mit scharfen, gezischten Worten weiter an. Ich war frei und auf der Flucht.

Der Wind in meinem Haar hatte sich noch nie so herrlich angefühlt. Die Wehwehchen von der unbequemen Nacht auf dem Boden waren ob meines Sieges schon vergessen. Das Donnern von acht Hufen ließ meinen Körper vibrieren, und ich wünschte, ich könnte ewig so weiterreiten.

Aber Pferde sind dumme Tiere, eher geneigt, sich den Bauch vollzufressen, als weiter denn nötig vor einem Schmerz davonzulaufen, den sie bald vergessen haben. Tuck verlangsamte sein Tempo, und da ich meinte, nun weit genug fort zu sein, um mich um meine Fesseln zu kümmern, richtete ich mich auf und murmelte besänftigend auf ihn ein, bis er stockend und zuckelnd zum Stehen kam. Jecks Pferd hielt ebenfalls an, da die beiden immer noch aneinandergebunden waren. Während sie

sich um dasselbe Fleckchen Grün drängten, blickte ich zurück. Jeck holte rasch auf, er jagte in vollem Lauf den Pfad entlang.

Ich reckte mich nach Jecks Messer, das in dessen Sattel steckte. Mit ungelenk verdrehten Fingern zerrte und sägte ich. Endlich zerriss das Seil um meine Handgelenke. Mit hämmerndem Herzen beobachtete ich, wie Jeck seinen herabgefallenen Hut aufhob. Ich konnte beinahe verstehen, was er sagte, denn er brüllte aus Leibeskräften. Das schwarze Pferd beobachtete ihn mit gespitzten Ohren. Jeck hätte lieber bei seinem eigenen müden Pferd bleiben sollen, statt ein ausgeruhtes zu stehlen, das nicht besonders vertraut mit ihm war.

Ich steckte das Messer ein und glitt von Tucks Rücken. Ich ignorierte das Stechen in meinem Knöchel und freundete mich rasch mit dem schwarzen Wallach an. Während Jeck mir weiter hinterherbrüllte, schwang ich mich in meinen Sattel und rückte mein schmutzstarrendes Kleid zurecht. »Wie nenne ich dich denn?«, fragte ich laut und tätschelte den Hals des Wallachs. Ich blickte mich nach Jeck um und konnte nicht widerstehen. Ich ließ den Schwarzen wiehernd auf den Hinterbeinen herumwirbeln. »Ich bin keine Diebin!«, rief ich fröhlich, als seine Vorderhufe donnernd wieder aufschlugen und er zu tänzeln begann. »Ich schöpfe nur die mir zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zur Gänze aus!«

Dann beugte ich mich vor und schrie dem schwarzen Pferd eine schrille Ermunterung ins Ohr. Er stürmte voran und raste bereitwillig in halsbrecherischem Galopp dahin, bei dem uns nichts und niemand hätte aufhalten können. Tuck donnerte neben uns einher, was den Schwarzen zu noch schnellerem Lauf antrieb.

Jetzt wird Jeck mich nie einholen, dachte ich zufrie-

den. Ich würde nach Saltolz reiten. Und Kavenlow finden. Er würde mir erklären, warum er ein Bettlerskind zu einer Spielerin gemacht hatte. Und dann würde er mir sagen, was zum Teufel ein Spieler eigentlich genau war.

16

Der Stallmeister beobachtete mich, während ich das Geld zählte, das er mir in die Hand gedrückt hatte. Immer wieder huschte sein Blick hinaus auf den Hof, wo Tuck und der schwarze Wallach beim Geruch von Getreide die Nüstern blähten. Es war offensichtlich, dass er sich misstrauisch fragte, wie ich an solche Tiere kam. Das kümmerte mich nicht, solange er nur den Sattel kaufte. Einen Teil von mir reute es, mich davon zu trennen, doch ich brauchte Geld für die Schiffspassage über die Bucht.

Als ich mich überzeugt hatte, dass die Summe stimmte, schlug ich das Geld in ein Tuch ein und steckte es weg. Ich war überrascht, wie erleichtert ich mich auf einmal fühlte. Geld war mir nie wichtig gewesen, bis ich plötzlich keines mehr gehabt hatte. »Danke«, sagte ich und bemühte mich, so derb zu klingen, wie mein Kleid und mein Haar inzwischen aussahen. Nach fünf Tagen in der Wildnis, während derer ich mich kaum hatte waschen können, starre ich dermaßen vor Dreck, dass ich mich selbst kaum mehr aushielt.

Er brummte zur Antwort, nahm meinen Sattel und hängte ihn zu den anderen über einen Balken. »Wir sehen hier nicht oft Sattlerarbeit aus der Hauptstadt«, sagte er. »Jedenfalls nicht zum *Verkauf*.« Das letzte Wort betonte er, als erwarte er mein Geständnis, dass der Sattel nicht mir gehörte.

Die vergangene Nacht war grässlich gewesen. Duncan hatte sich nicht mehr an unserem letzten Lagerplatz aufgehalten. Allein und niedergeschlagen hatte ich die Pferde fast die ganze Nacht hindurch dahintrotten lassen. Der Mond drang nicht durch die Wolken, was den Weg noch schwieriger machte. Als ich endlich anhielt, wollte ich es nicht riskieren, Feuer zu machen. Vor lauter Kälte und Schmutz, der Trauer um meine toten Eltern und der Angst, jeden Augenblick von Jeck eingeholt oder von Wölfen angefallen zu werden, tat ich kein Auge zu. Am Morgen zog ich weiter, ehe die Sonne aufgegangen war. Ich war schrecklich müde, würde aber ohnehin keine Ruhe finden, bis ich auf einem Schiff über die Bucht segelte.

Jetzt holte ich tief und langsam Luft, sog den Duft von Heu und Pferden tief in mich hinein und löste damit meine ängstliche Anspannung. Ich mochte Ställe. Oft hatte ich mich in den Stallungen des Palastes versteckt, um meinen Schulstunden zu entgehen. Schließlich hatte Kavenlow erkannt, was ich da tat, und stattdessen Pferdepflege und Reitstunden angesetzt. Er hatte mich bis zur völligen Erschöpfung arbeiten lassen, so dass ich tags darauf bereitwillig mit Papier und Tinte sitzen geblieben war. Rückblickend erkannte ich, wie geschickt er mit dieser Überzeugungstaktik gewesen war; stets hatte er irgendwie seinen Willen durchgesetzt, ohne sich je an meine Eltern wenden zu müssen, um mich zum Gehorsam zu zwingen.

Eine ungebettene Erinnerung drängte sich mir auf: Kavenlow kniff die Augen gegen die Sonne zusammen und lächelte stolz, als ich mein Pony zum ersten Mal über einen Zaun springen ließ. Damals war ich sieben gewesen und so überzeugt von mir, als hätte ich soeben die

Höllenschluchten übersprungen. Der Stallmeister räusperte sich, und ich riss mich zusammen.

»Vielleicht könntet Ihr mir helfen«, sagte ich. »Ich versuche, meinen Vater einzuholen. Großer Mann mit grauem Bart, auch zu Pferde? Gut gekleidet. Kann höchstens ein, zwei Tage her sein.«

»Hab ihn nicht gesehen«, brummte der Mann und rieb mit einem schmuddeligen Lumpen an meinem Sattel herum.

»Danke«, sagte ich und wich langsam zurück. »Ich komme vielleicht später wieder, um Futter für meine Pferde zu kaufen.«

»Bei mir bekommt Ihr es billiger als in den Gasthäusern in der Stadt«, sagte er begierig.

Ich nickte und trat aus der stillen Wärme des Stalls hinaus in den späten Nachmittag. Jecks Pferd stellte die Ohren auf und bettelte mit einem Blick darum, am mächtigen Kiefer gekratzt zu werden. Das alberne Vieh streckte den Hals wie eine riesige Katze und stöhnte leise, als ich mit den Fingernägeln durch das steife Fell unter dem Kinn schabte. Als ich die Hand wegzog, klebten Staub und Schweiß unter meinen Fingernägeln. Seufzend blickte ich darauf hinab. Ich wünschte mir nur eine gute Mahlzeit und ein Bad. Aber ich fürchtete, Jeck würde zu Fuß nicht wesentlich langsamer unterwegs sein als zu Pferde, und hatte daher das Gefühl, dass mich jeden Augenblick ein Pfeil treffen könnte.

Ich nahm die beiden Pferde am Zügel und führte sie in den Ort hinein. Die Hafenstraße war unbefestigt und verbreiterte sich nur an der Stelle, wo ein Steg zwischen dicken Holzpfeilern in die Bucht hinausragte; eine Handvoll Schiffe ruhten am Pier. Mit Muscheln verkrustete Fischerboote lagen auf dem felsigen Strand. Die meisten

waren leer und verlassen, da ihr Fang schon verarbeitet worden war, doch bei einem Nachzügler herrschte noch Betrieb. Möwen und Krähen umkreisten das Boot in einer gierigen Wolke und stießen auf die Fischabfälle herab, während der Mann seinen Fang ausnahm. Die rauen Schreie der Vögel und das Gebell der Hunde, die nach ihnen sprangen, waren furchtbar laut. Es sah so aus, als hätte die Flut fast den Höhepunkt erreicht.

Jecks Pferd wieherte plötzlich laut auf, und ich erschrak. Ein anderes Pferd antwortete ihm. Mein Blick glitt zum Hof eines Gasthauses – »Zum Seekranken Pony« stand auf dem Schild, und darunter prangte das Bild eines jämmerlichen Kleppers mit aufgerissenen Augen, der grünen Schaum spie. Mein Herz machte einen Satz, als ich Ruß entdeckte, die vor dem Haus angebunden war.

»Ruß!«, rief ich und kümmerte mich nicht um die neugierigen Blicke, die sich auf mich richteten, als ich zu ihr hinübereilte. Der schwarze Wallach hinter mir lief ebenso freudig auf sie zu, mit stolz gebogenem Hals und hohem Schweif. »Ach, prächtig siehst du aus«, raunte ich ihr zu, während ich Tuck und Jecks Pferd neben ihr anband.

Ein kleiner Stallbursche, dessen Besen größer war als er selbst, beäugte mich argwöhnisch, und ich nahm die Hände von ihr. Das Gewissen zwickte mich wegen des verkauften Sattels, als ich meine Sachen neben Duncans auf Ruß festgeschnallt sah. Aber wenn Ruß hier draußen war, dann war Duncan da drin.

Ich überließ die drei Pferde ihrem Begrüßungsritual, machte einen großen Schritt über das Würfelspiel auf der Vordertreppe hinweg und betrat das Gasthaus. Der Schankraum war stickig, schummrig und laut, denn zu

viele Männer bemühten sich, in wenigen Tagen nachzuholen, was sie monatelang entbehrten. Ich ließ den Blick über die Menge schweifen und zauderte, als die Blicke der anderen Frauen feindselig wurden. Nervös befühlte ich meinen zerzausten Haarknoten.

»Weg!«, hörte ich eine vertraute Stimme jammern, und ich fuhr zum Tresen herum. »Verschwunden wie eine Fleischpastete vom Fensterbrett.«

Ein Lächeln zupfte an meinen Mundwinkeln, als ich Duncan erkannte, der kläglich über dem Tresen hing und dem Wirt etwas vorjammerte. Ich wollte nicht noch mehr Aufmerksamkeit erregen, indem ich ihm etwas zurief, deshalb schob ich mich zielstrebig zwischen den Tischen hindurch. Hoffentlich konnte ich den neugierigen Beobachtern damit deutlich machen, dass ich vollauf mit meinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt war.

»Sie hätte mich reich machen sollen«, sagte Duncan. Ich warf einem grapschenden Matrosen einen giftigen Blick zu und wischte seinen Händen aus. »Und jetzt ist sie weg. Ich habe nach ihr gesucht. Weiß Gott, überall habe ich sie gesucht, aber ich konnte keine Spur von ihr finden. Ist verschwunden wie ein Punta in einem Staubwirbel.«

»Ach«, sagte der Wirt. »Stell nicht den Frauen nach, die dir davonlaufen. Junge. Da findet sich was Besseres. Noch ein Bier?« Seiner gelangweilten Miene nach zu urteilen, sagte er diese Litanei tagtäglich auf.

»Nein.« Duncan zog seinen Krug zu sich heran. »Ihr versteht das nicht. Ich könnte mein Leben lang suchen und würde nie wieder eine finden wie sie. Es war mir sogar egal, dass ihr Essen geschmeckt hat wie die Unterseite des Kochtopfs und ihr Tee wie Hasenpisse.«

Ich verzog das Gesicht und bemerkte zu meiner Über-

raschung, dass der Wirt mich mit einer Art verächtlichem Interesse musterte. »Hatte sie hüftlange braune Locken mit lauter Zweigen und Blättern darin?«, fragte er.

»Ja.« Duncan seufzte und fuhr zornig fort: »Blätter und gemeine, spitze Nadeln. Zur Hölle mit allem, es war einfach perfekt. Jetzt stehe ich wieder mit nichts da.«

Unwillkürlich tastete ich nach meinem Haar. Ich hatte es seit Stunden nicht mehr gebürstet. Vermutlich sah ich aus wie rückwärts durch ein Astloch gezogen.

»Und war ihr Kleid zu kurz?«

Duncan nickte eifrig. »Gott steh mir bei, sie trug einen roten Unterrock. Ich habe ihn gesehen, als sie aufs Pferd gestiegen ist. Sie ist geritten wie ein Mann.« Er hing so tief über dem Tresen, dass er zu dem Wirt aufschauen musste. »Wie ein Mann, sage ich!«

Ich runzelte die Stirn und zupfte an meinem Kleid. Wie sollte ich denn sonst reiten, wenn ich keinen richtigen Sattel hatte?

»Und kann sie ganz schön übellaunig werden?«, fragte der Wirt, der den Blick gerade lange genug von mir abwandte, um auf den Boden zu spucken.

»Wenn man sie etwas fragt, kann man eine Antwort bekommen, aber auch eine Ohrfeige«, bestätigte er trübselig. »Ihr klingt ja beinahe, als hättest Ihr sie gesehen.«

Der Mann wandte den Blick von mir zu Duncan. »Sie steht hinter dir, verbrannt noch mal.«

Duncan fuhr so schnell herum, dass er beinahe seinen Hocker umwarf. »Tess!«, rief er fassungslos und stand auf. »Du lebst!« Ein ganzer Sturm unausgesprochener Gedanken wirbelte über sein Gesicht, zu schnell, als dass ich alle hätte erkennen können. Dann legte er sich auf einen Gedanken fest und kam strahlend und mit ausgestreckten Armen auf mich zu.

Erschrocken hob ich die Hände, um ihn abzuwehren. Duncan schob sie beiseite und schloss mich in die Arme, dass mir die Luft wegblieb. Seine Stoppen hatten sich zum Ansatz eines scheußlich aussehenden rotbraunen Bartes ausgewachsen, der über die Beule an meiner Stirn schabte. »Aufhören!«, protestierte ich, konnte mir aber ein Grinsen nicht verkneifen. Er hatte mich vermisst. Außer Heather hatte mich vermutlich noch nie jemand vermisst.

»Dir ist nichts passiert!«, sagte er und hielt mich lächelnd auf Armeslänge von sich weg. »Ich dachte, ich hätte dich verloren.«

Verlegen ließ ich den Blick durch den Schankraum gleiten, als der Lärm wieder anschwoll. Der Wirt hatte die Gelegenheit zur Flucht genutzt und stand nun an einem der Tische, doch mir fiel auf, dass er uns im Auge behielt.

»Was ist geschehen?«, fragte Duncan und versuchte, mich zu seinem Hocker zu geleiten. »Wer war das? Wie lange hast du schon da gestanden?« Stirnrunzelnd streckte er die Hand nach meiner Schläfe aus. »He. Du bist verletzt.«

»Nicht.« Nervös wich ich zurück, und die Runzeln auf seiner Stirn wurden tiefer. »Ist nur eine Beule.«

Er hielt mich an den Schultern fest und musterte meine Stirn aus nächster Nähe. Sein Blick wurde hart. »Er hat dich geschlagen?«

Ich blickte auf, erstaunt über die Wut in seiner Stimme. »Ja«, sagte ich. »Und er hat mich gefesselt und sich auf mich gesetzt. Aber ich bin ihm entwischt – mit deinem Pferd und seinem eigenen –, also sind wir wohl quitt.«

Hoffnungsvoll leuchteten Duncans Augen auf. »Tuck?«

Ist er draußen?« Er eilte zur Tür, und ich blieb drei Herzschläge lang ungläubig stehen. *Der Mann ist so hektisch wie sein Pferd*, dachte ich entnervt. Ich folgte ihm auf die Straße hinaus und versuchte währenddessen, den Rest meiner Würde vom Boden zu kratzen.

Ich kniff die Augen gegen das Tageslicht zusammen und sah, wie Duncans flinke Hände begierig über Tucks Fell strichen. »Hallo, mein Junge«, sagte er freudestrahlend. »Sieh dich nur an. Keinen Kratzer hast du. Dummer Kerl. Es war doch nur ein Baum.« Er tätschelte Tuck liebvolll den Hals, und ich fragte mich säuerlich, ob Duncans verzweifelte Suche eigentlich mir gegolten hatte oder seinem Pferd.

»Tess«, sagte er ernst, »ich danke dir. Ich habe ihn als Fohlen aufgezogen, weil er zur falschen Zeit gekommen war und die Stute ihn nicht annahm. Ich wüsste nicht, wo ich je wieder ein Pferd wie ihn finden sollte.«

»Gern geschehen«, sagte ich und verzieh ihm, dass er mich eben einfach in einer Taverne hatte stehen lassen.

»Was ist geschehen?«, fragte er, als ich begann, seine Sachen von Ruß abzuladen und sie Tuck aufzuschnallen. »Wer war der Kerl, der dich entführt hat?« Er beugte sich dicht zu mir heran, bis ich den Rauch aus dem Wirtshaus an ihm riechen konnte. »Du hast sein Pferd gestohlen?«, fragte er aufgebracht. »Tess, du musst endlich damit aufhören.«

Meine Angst flammte wieder auf. »Ich muss weiter«, sagte ich und schnallte mein Bündel auf dem schwarzen Wallach fest.

»Gute Idee.« Er nahm seine restlichen Sachen von Ruß' Rücken und belud ruhig und geschickt seinen Tuck. »Und jetzt frage ich dich zum dritten Mal: Wer war das? Glaubst du, er wird dir folgen?«

Ich wollte ihm helfen, zögerte dann aber, weil ich nicht recht wusste, was ich mit Jecks Sachen anfangen sollte. Jetzt, da ich meine eigenen wiederhatte, erschien es mir nicht richtig, sie zu behalten. »Er folgt mir ganz sicher«, sagte ich und spürte ein drängendes Kribbeln. »Er ist ein ...« Eine neu erworbene Vorsicht hielt mich davon ab, ihn als Spieler zu bezeichnen. »Er ist der Hauptmann von König Edmunds Garde«, flüsterte ich, wusste aber selbst nicht, inwieweit das eine Lüge oder auch die Wahrheit war. »Es war pures Glück, dass ich ihm entkommen konnte, und er ist so wütend wie ein Stachelrochen auf einem Deck. Ich brauche dringend ein Schiff, das mich über die Bucht bringt. Ich muss Kaventlow finden.«

»Uns.« Duncan schob Tucks knochigen Kopf aus dem Weg, um mich anzusehen. »Du musst ein Schiff finden, das *uns* über die Bucht bringt.«

Entschlossen stand er da und kniff im Sonnenschein die Augen zusammen. Er war zwar so groß wie Jeck, aber nicht so kräftig, dafür flink und geschickt. Seine Hand war noch geschwollen von dem Pfeil, der ihn beinahe getötet hätte, und so sah er in meinen Augen sehr verletzlich aus. »Duncan«, protestierte ich leise, »es geht hier nicht um eine deiner Maschen. Er wird nicht aufgeben, bis er mich gefunden hat. Ich weiß, ich habe dir alles dafür versprochen, dass du mir zum Stadttor hinausgeholfen hast, aber wenn ich dir eine Woche meiner Zeit gebe, wie du verlangt hast, wird sie dich das Leben kosten.«

»Du bist ihm entkommen«, sagte er beinahe streitlustig. »Wie schlimm kann er dann schon sein?«

Ich seufzte und blickte besorgt die Straße auf und ab. »Du glaubst mir nicht, oder?«

»Da schlag mich doch einer mit 'nem toten Karpfen, Tess. Ich habe dir schon beim ersten Mal geglaubt, als du mir von ihm erzählt hast! Deshalb habe ich dir ja geraten, schnell weiterzuziehen. Er wird aufgeben, wenn du nur weit genug fortkommst. Das kann ich dir versichern.« Er verzog das Gesicht wie im Zorn über ein erlittenes Unrecht.

Mein Blick folgte seinem zu den wenigen Fußgängern auf der Straße. Mein Herz schlug schneller. Jeck war da draußen. Er kam immer näher. Ich konnte es spüren. »Ich kann sehr gut auf mich allein achtgeben«, sagte ich.

»Ich weiß. Das ist einer der Gründe, weshalb ich dich mag.«

Ein kleiner Schock durchfuhr mich, und mein Blick schoss zu ihm hoch. Wir standen zwischen zwei Pferden, näher beisammen, als ich für anständig hielt, doch vor flüchtigen Blicken verborgen. Ich schluckte und fand nicht die Willenskraft, mich loszureißen, als er meine Hände ergriff und mich sacht zu sich zog. *Er mag mich?*

»Arbeite mit mir«, bat er leise und brachte mein Herz damit heftig zum Klopfen. »Sag ja. Ich schaue weiter voraus als du, und, Tess, ich weiß, dass du glaubst, du wärst ihnen etwas schuldig, aber dir ist in der Hauptstadt doch nichts mehr geblieben. Gar nichts. Komm mit mir ... und ich verspreche dir, in drei Jahren kann ich dir wieder das Leben einer Prinzessin bieten.«

Ich versuchte zu schlucken, stellte aber fest, dass meine Kehle zu trocken dafür war. »Duncan ...«

Ein schmerzlicher Ausdruck trat auf sein längliches Gesicht. »Ich dachte, ich hätte dich verloren, Tess. Ich ...«

Mir stockte der Atem. *Er dachte, er hätte mich verloren?* Plötzlich verängstigt, entwand ich mich seinem Griff.

Duncan erstarrte, als ich unter seinen Händen zurückwich. »Entschuldige«, sagte er und ließ den Kopf hängen. »Ich habe das nicht so gemeint, wie es sich angehört hat. Aber ich ...«

Ich zwang mich, lächelnd zu ihm aufzublicken, und die vielen Stunden, die ich mit diplomatischer Konversation zugebracht hatte, kamen mir zu Hilfe. »Aber du willst eben reich werden«, sagte ich, und der dümmere Teil von mir wünschte, er hätte es doch so gemeint, wie es sich angehört hatte. *Ich bin eine Närrin; aber zumindest weiß ich das.*

Er stieß erleichtert und halb lachend den Atem aus. »Ja«, erwiderte er. »Genau.«

Ich war froh, dass wir dem, was er beinahe gesagt hätte – was auch immer das genau sein mochte –, ausgewichen waren. Mein Blick glitt von seinem fettfleckigen Hut bis hinab zu seinen ärmlichen, abgetragenen Stiefeln. Alles dazwischen war derb und verkommen. Dennoch rührten seine Worte etwas in mir an. Er machte sich etwas aus mir, während Jeck mir Angst einjagte, und ich brauchte einen Freund. Wenn seine wahren Absichten nicht ganz untadelig waren, so kümmerte mich das nicht. *Oder doch?*

»Ich muss Kavenlow finden«, sagte ich leise. »Er kann dir alles wiedergeben, was ich dir damals in dem Gasthaus abgenommen habe. Und wenn nicht, kann er dir das Geld rasch besorgen.« Verlegen blickte ich auf, denn ich wusste, dass Duncan die unausgesprochene Bitte *Bleib bei mir* in diesen Worten ebenso deutlich gehört hatte wie ich.

»Kavenlow, soso«, sagte Duncan. Er presste einen Moment lang die Lippen zusammen, leckte dann an seinem Daumen und reckte ihn hoch. Mein eigener Daumen

setzte sich in Bewegung, ehe ich merkte, was ich tat. Abrupt hielt ich inne und beobachtete genau seine Augen, während ich die Bewegung vollendete, den Daumen ableckte und an seinen presste, um die Abmachung zu besiegen. Ich fragte mich, ob er dieser albernen Geste ebenso viel Bedeutung beimaß wie ich. »Na schön.« Wieder blickte er forschend die Straße entlang und rückte ein wenig von mir ab. Seine Ohren hatten sich an den Rändern rot gefärbt. »Ich bleibe bei dir, bis ich mein Geld zurückbekomme.«

»Wenn du möchtest, kannst du auch eines der schwarzen Pferde haben«, stieß ich schuldbewusst hervor.

Er schüttelte mit nervösem Lächeln den Kopf. »Eher schlafe ich in einer Schohgrube, als eines dieser Pferde zu nehmen. Sie sind gestohlen, schon vergessen?« Dann hielt er inne und musterte die beiden suchend. »Wo ist der Sattel?«

17

Ich errötete und schlug die Augen nieder. »Ich habe ihn verkauft«, gestand ich. »Um Geld für die Überfahrt zu bekommen.«

Sein langes, stoppelbartiges Gesicht wirkte plötzlich ausdruckslos, als er vor mich trat, um mich vor den Passanten zu verbergen. »Wie viel hast du dafür bekommen?«, fragte er, und sein Schatten fiel auf mich.

Ich wunderte mich darüber, dass er offenbar nicht zornig war, weil ich einen Sattel verkauft hatte, den er als sein Eigentum betrachtete, wie locker sein Begriff davon auch sein mochte. Ich reichte ihm meine improvisierte Börse. Er faltete das Tuch in der hohlen Hand auseinan-

der und beugte den Kopf darüber. »Schoh«, hauchte er bewundernd. »So viel? Für diesen Sattel?«

Mein Lächeln kehrte voller Erleichterung zurück. »Ich versteh mich aufs Feilschen.«

»Hm«, brummte er, und ich zog die Augenbrauen hoch, als er mir den Beutel zurückgab. »Gut gemacht.«

Ich warf ihm einen Seitenblick zu. »Ich dachte, du würdest wütend werden.«

Er drehte sich zu Tuck um, als wollte er selbst die Tat-sache ignorieren, dass er gerade etwas Nettes tat. »Ich brauche keinen Sattel. Und so können wir bequem über die Bucht fahren.«

»Äh, Duncan? Für einen Sattel bekommt man nicht genug, um zwei Menschen und drei Pferde über die Bucht zu verschiffen. Vor allem, da wir eigens ein Schiff anheuern müssen. Es gibt keine regelmäßig befahrene Route von Saltolz nach Brenton.«

Duncans Brauen hoben sich. »Wer sagt das?«

»Ich habe drei Sommer damit verbracht, Handelsrouten in Seekarten einzulegen«, entgegnete ich. Obwohl das Gelernte sich jetzt als nützlich erwies, hielt ich es immer noch für eine gewaltige Zeitverschwendug.

Duncan musterte nachdenklich Jecks Pferd, und ich schüttelte den Kopf. »Ich verkaufe ihn nicht. Die Stute auch nicht«, sagte ich und verzog das Gesicht. »Sie sind ein Verlobungsgeschenk.«

Stirnrunzelnd nahm er Jecks Bündel von Tucks Rücken. »Vielleicht könnten wir seine Sachen verkaufen.«

Ich hatte mir Jecks Bündel gestern vorgenommen und meine Stiefel und Strümpfe gefunden – ich hatte immer noch keine Ahnung, warum er mir Letztere überhaupt ausgezogen hatte. Doch mein Gift fehlte, und von meinen Pfeilen war nur eine Handvoll zu finden gewesen. Meine

Peitsche jedoch war wieder um meine Taille geschlungen. »Ich dachte, du bist kein Dieb«, sagte ich. »Außerdem ist das einzig Wertvolle da drin ein Bündel Messer, und wenn wir versuchen, die zu verkaufen, nachdem ich schon den Sattel verkauft habe, würde irgendjemand ganz sicher behaupten, wir hätten sie gestohlen.«

Er grinste und griff sich an die Hutkrempe. »Du hast sie ja auch gestohlen, Madam Schwarzes Schaf.«

Ich kämpfte gegen den Drang an, ihm vors Schienbein zu treten. »Dann müsste dir ja klar sein, warum ich alle seine Sachen außer den Messern in einem der Gasthäuser zurücklassen werde, wo er sie finden kann«, entgegnete ich.

»Was? Tess, er hat dich entführt. Er ist dir etwas schuldig. Mindestens eine Decke oder eine Schüssel. Such dir etwas aus!«

»Ich bin keine Diebin.« Ich entriss ihm das Bündel und schnallte es vorerst hinter meine eigenen Sachen. Während ich die beiden schwarzen Pferde losband und mit sanften Worten ein paar Schritte rückwärtsgehen ließ, wich ich seinem Blick aus.

Duncan schaute zu dem Gasthof auf. »Warum essen wir nicht etwas, wenn wir schon einmal hier sind?«

»Die Ebbe setzt in ein paar Stunden ein. Wir müssen uns zuerst die Überfahrt sichern. Dann können wir essen.«

Er stöhnte. »Gut. Ich sterbe vor Hunger. Sieh du nach den Schiffen. Ich bleibe hier.« Mit leuchtenden Augen beugte er sich zu mir herab. »Wie wäre es jetzt mit meinem Anteil an diesem Sattel?«

Ich spannte die Schultern und berührte das gefaltete Tuch mit dem Geld darin, um mich zu vergewissern, dass es noch da war. »Wir brauchen das Geld, um über die Bucht zu kommen. Es wird ohnehin kaum reichen.«

»Lass mir eine Stunde Zeit, und ich verdopple es. Wenn du mit mir spielst, könnte ich es vervierfachen.«

Die Versuchung, die in mir aufflackerte, machte mir Angst. »Dieses Geld ist dazu da, uns über die Bucht zu bringen, nicht als Einsatz fürs Kartenspielen«, beharrte ich leise, obwohl niemand nah genug war, um uns zu belauschen. »Vor allem, nachdem du dem Wirt erzählt hast, dass ich mit dir zusammen Geld machen sollte.«

»Sie werden uns schon nicht erwischen«, sagte er und klang ein wenig zornig. Er schob den schmutzigen Hut hoch.

Mein Magen verkrampte sich. Wie konnte meine Laune von Sanftmut so rasch in Jähzorn umschlagen? »Du willst das Geld? Schön, dann nimm alles. Aber es ist erst drei Tage her, dass du an dem Gift fast gestorben wärst. Deine Finger können noch nicht flink genug sein. Und es gibt im ganzen Ort nicht genug Geld, um deine Hände vor dem Beil zu retten, falls du ertappt wirst.« Er sagte nichts, und mein schlechtes Gewissen ließ mich hinzufügen: »Aber wir können etwas essen und vielleicht noch ein Bad nehmen.«

»Ein Bad!« Er verzog angewidert das Gesicht und kratzte sich die Bartstoppeln am Kinn. »So übel riechst du gar nicht. Du siehst aus, als brauchtest du Schlaf dringender als ein Bad.«

Ich wand mich innerlich, drehte mich um und führte Jecks Wallach und Ruß hinaus auf die Straße. Duncan zögerte einen Moment lang, ehe er mir mit Tuck folgte. Mein Kleid war zu kurz, meine Stiefel waren dreckig, und ich hatte vier Nächte hintereinander in meiner Kleidung geschlafen. »Ich mag eine Bettlerin sein, aber deshalb muss ich noch lange nicht wie eine aussehen«, sagte ich, als er mich eingeholt hatte. »Und wenn ich

auch nur ein bisschen rieche, ist das keineswegs in Ordnung.«

Duncan schnaubte. So gereizt ich auch war, es fühlte sich gut an, wieder jemanden an meiner Seite zu haben. Ich war einfach nicht gern allein, über der Bucht ballte sich eine Wolkenbank zusammen. Wir hatten Totwasser, und es war zweifelhaft, ob wir heute überhaupt noch auslaufen konnten. Jeck kam immer näher, während wir auf der Stelle verharren. Ich könnte einen halben Tag verlieren, wenn wir jetzt eine Stunde zu spät kamen.

Die Erschöpfung zwang mich dennoch, langsamer zu gehen, als wir den ersten Pier erreichten. Mit der warmen Sonne im Rücken begutachtete ich die Handvoll vertäuter Schiffe und ein paar weitere, die vor Anker lagen; Saltolz war für seinen ruhigen, tiefen Hafen bekannt. Als ich sie da mit aufgerollten Segeln liegen sah, musste ich an die vielen Dutzend Schiffe in der Hauptstadt denken. Sie glichen Fischen, die in einem Gezeitentümpel gefangen waren, und verließen sich voll und ganz auf die zwanzigjährige Friedenszeit im Hafen. Ich konnte nichts tun, um sie zu warnen. Hoffentlich schaffte ich es, Kavenlow bald zu finden und zurückzukehren, ehe Garretts restliche Armee die Hauptstadt erreichte.

Voller Sorge konzentrierte ich mich auf die wenigen vertäuten Schiffe. Eines von diesen würde ich am liebsten anheuern, denn jeder Kapitän würde mich die An-dockgebühr bezahlen lassen, wenn er eigens anlegen müsste, um die Pferde zu verladen.

Am ersten Schiff ging ich wortlos vorbei. Duncan warf einen Blick hinter uns, als ich weiterging. »Können wir denn niemanden fragen, welches Schiff wohin fährt?«, fragte er.

»Nein«, antwortete ich. »Wenn es hier zugeht wie in

den meisten kleinen Häfen, betreibt jedes große Wirtshaus seinen eigenen Anlegesteg. Die Wirte kümmern sich um die Kapitäne, weil sie wissen, dass die Mannschaft des betreffenden Schiffs ihre Taverne zuerst aufsuchen wird, wenn sie Landgang bekommt. Der Kapitän handelt mit dem Wirt eine Gebühr aus, mit der der Unterhalt des Piers bezahlt wird, ganz ähnlich, wie wir es tun, wenn wir unsere Pferde in einem Stall unterbringen. Die Gebühr hängt davon ab, wie groß das Schiff ist und wie viel Ärger die Mannschaft den Mägden des Wirts erfahrungsgemäß bereitet.« Meine Wangen wurden heiß, als ich mich an die feindseligen Blicke im Seekranken Pony erinnerte. »Der Wirt kassiert auch die Steuer auf alle Güter, die an Land gebracht werden, und gibt sie ans königliche Abgabenschiff weiter.« Bei der Erinnerung an die Erklärungen meines Vaters senkte ich traurig den Blick. »Zumindest theoretisch«, fügte ich mit einem Kloß in der Kehle hinzu.

Duncan gab ein unflätiges Geräusch von sich. »Als Wirt würde ich so viel wie möglich für mich behalten.«

»Das ist also dein erster Gedanke?«, entgegnete ich anklagend. »Wie man jemanden betrügen könnte?« Er warf mir einen vielsagenden Blick zu, und ich schlug die Augen nieder. »In den größeren Häfen gibt es einen Buchhalter, der vom Palast bezahlt wird«, erklärte ich. »Aber in den kleinen Häfen lohnt sich das nicht – solange der Wirt vor Ort nicht allzu gierig ist. Und in den meisten Häfen herrscht so viel Betrieb, dass es mindestens zwei Gasthäuser und zwei Piers gibt. Die haben ein schärferes Auge auf den Beutel ihres Rivalen als der treueste königliche Bedienstete.«

Das schien Duncan zufriedenzustellen – oder vielleicht überlegte er nur, wie man auch diese Überwachung

umgehen könnte. »Wie wäre es mit dem Schiff da?«, fragte er und zeigte auf eines. »Das scheint groß genug zu sein.«

Ich schüttelte den Kopf. »Siehst du, wie tief es im Wasser liegt?

Der Kapitän hat schon eine Ladung und einen Zielhaven, und ich bezweifle, dass es Brenton ist. Das Schiff hat Getreide geladen, und Brenton hat seine eigenen Höfe.«

»Dann das?«, fragte er hoffnungsvoll und deutete auf das nächste.

»Da sitzen zu viele Seeleute untätig an Deck herum. Es sieht ganz so aus, als würden sie heute Abend auslaufen. Wir können später nachfragen, wohin sie segeln. Vielleicht können wir den Kapitän dazu überreden, einen Umweg zu machen.«

»Schoh, Tess«, fluchte er. »So viele Schiffe gibt es hier nicht.«

Er hatte recht, und ich biss mir besorgt auf die Unterlippe. Ich war so müde. Mein linkes Bein wurde allmählich lahm, und vom Essensduft überall hätte ich vor Hunger in Ohnmacht fallen können. »Wir suchen ein Schiff, das groß genug ist für die offene See, aber so klein, dass es sich für den Kapitän dennoch lohnt, von einem Hafen zum nächsten zu segeln«, sagte ich. »Eines, das hoch im Wasser liegt, weil es leer ist, und dessen Mannschaft Landgang hat, was uns sagt, dass der Kapitän nichts in Aussicht hat, aber nicht bereit ist, sein Schiff vor Anker zu legen und ein zweites Mal die Andockgebühr zu bezahlen, wenn er Ladung aufnehmen kann.«

Duncan musterte mich. »Für eine Prinzessin verstehst du eine Menge von Schiffen.«

»Ich bin keine Prinzessin«, erwiderte ich knapp. Die unbefestigte Straße wichen Holzplanken, auf denen die Hufe

der Pferde laut klapperten. Kavenlow hatte mich häufig mitgenommen, wenn eine Schiffsladung am Dock des Palastes angekommen war. Ich fand es stets sehr ärgerlich, dass mein Essen weiter gereist war als ich, und er wusste, wie gern ich hörte, wo alles herkam und warum manche Waren zu anderen Jahreszeiten doppelt so teuer verkauft wurden. Es war ein Wunder, dass Kavenlow überhaupt etwas mit mir unternommen hatte, so sehr hatte ich ihn stets mit Fragen gelöchert.

Ich zögerte, als wir den zweiten, besser instand gehaltenen Pier erreichten. »Da«, sagte ich und streckte den Arm aus. Das Ende der Landungsbrücke wurde von zwei großen Schiffen eingenommen. Der schmucke kleine Schoner dazwischen sah aus wie ein Spielzeugschiff. Er gefiel mir. Seine Gaffeltakelung bedeutete, dass er hart am Wind segeln konnte. Das Holz war schwarz vom Alter, aber sauber. Im Bug war eine kleine Hütte zu sehen, vermutlich die Kombüse, in der Mitte über dem Lade- raum ragte eine kniehohe Erhebung hervor, und eine zweite, kürzer, aber etwas höher, unterbrach das Deck weiter hinten vor dem Steuerrad.

Ich zählte sechs Katapulte, mit denen man brennenden Teer gegen angreifende Piraten schleudern konnte, doppelt so viele, wie für ein Schiff von dieser Größe üblich. Die Taue an Deck waren säuberlich aufgerollt; der Kapitän hielt viel auf Ordnung – und lag schon zu lange im Hafen. Vermutlich konnte er es ebenso wenig erwarten wie ich, endlich auszulaufen. Ich las den Namen und lächelte. Die *Strandläufer*.

Duncan runzelte besorgt die Brauen, als er meinen zufriedenen Blick bemerkte. »Das ist aber klein.«

»Nur weil es zwischen diesen beiden Riesen liegt«, erwiderte ich. Ich wandte mich dem still daliegenden

Schiff zu und bildete mit den Händen einen Trichter. »Ahoi, die *Strandläufer!*«, rief ich. Hastig ließ ich den Blick am Pier auf und ab schweifen, denn es gefiel mir nicht, dass ich so laut schreien musste. Niemand antwortete, und ich runzelte die Stirn. »Versuch du es«, sagte ich und winkte Duncan neben mich. »Du bist der bessere Schreihals.«

Er grinste. »*Strandläufer!*«, donnerte er mit hallender Stimme. »Heda! Jemand an Bord?«

Ein dunkler Kopf tauchte aus der vorderen Luke auf. »'hoi«, rief ein hagerer Mann zurück und kam ganz zum Vorschein. Er war in verwaschenes Rot gekleidet und starrte uns mit zusammengekniffenen Augen an, als fragte er sich, warum wir ihn störten.

»Wir suchen nach dem Kapitän«, sagte ich laut. »Ist er an Bord?« Der Mann gaftte mich an, und ich wiederholte: »Wir suchen Euren Kapitän?«

Der Mann blickte zur Mastspitze hoch und ignorierte mich völlig. Vor Zorn bekam ich heiße Wangen. Seeleute waren abergläubische Narren. Wenn ich mit Kavenlow am Hafen gewesen war, hatte mich nie jemand so behandelt, und obgleich ich wusste, dass so etwas vorkam, war es ein Schock, als es mir passierte. »Frag du ihn«, brummte ich und stupste Duncan an. »Mit mir will er nicht sprechen, weil ich eine Frau bin.«

Duncan grinste hämisch und blähzte sich eingebildet auf. »Ihr da oben«, rief er. »Ist der Kapitän an Bord?«

Kochend vor Wut beobachtete ich, wie sich der tief gebräunte Mann uns wieder zuwandte. »Er ist in den Drei Krähen, aber wenn ihr Schaffelle wollt, die sind alle weg.« Seine Stimme klang rau – beinahe wie vom Wind zerfetzt.

»Danke«, sagte Duncan. »Ich muss ihn trotzdem sprechen.«

»Frag ihn, wo das Wirtshaus ist«, raunte ich ärgerlich, als Duncan Tuck herumdrehte und den Weg zurückging, den wir gekommen waren.

»Ich weiß, wo es ist«, sagte Duncan und zeigte mit dem Finger. »Siehst du? Da drüben.«

Großspurig stolzierte er neben mir her und fand es wohl sehr komisch, dass der Mann mit ihm gesprochen hatte, aber nicht mit mir. *Was für ein dummer Haufen Esel*, dachte ich. Ich fand es schrecklich, schmutzig zu sein. Der Schmutz allein war schuld. Der Dreck, die Blätter, mein schmutzig schwarzer Rocksäum und meine matschbespritzten Stiefel. Diese Leute hätten es nicht gewagt, mich so zu behandeln, wenn ich sauber wäre. Doch während Duncan mich an den Läden vorbei zu einem weitläufigen Gebäude führte, verrauchte mein Zorn.

Dieses Wirtshaus hatte einen eingezäunten Hof und offenbar sogar eine separate Unterkunft für die lauteren Gäste. Unübersehbar war es das bessere der beiden Häuser am Ort. Das Schild über der offenen, zweiflügeligen Tür zeigte drei Krähen, die um den Sitzplatz auf einem Zaunpfosten oder Mast kämpften. Eine hatte die Flügel zur Landung ausgebreitet, die zweite fiel mit gespreizten Federn herunter, und die dritte hockte sicher obendrauf; das eine sichtbare Auge schien unheimlicherweise alle zu beobachten, die unter der Krähe vorübergingen. Vom Duft nach köstlichem Fleisch wurde mir beinahe schwindlig. Seit meiner letzten anständigen Mahlzeit waren Tage vergangen, und ich spürte mehr, als dass ich hörte, wie Duncan neben mir aufseufzte.

»Bringen wir die Pferde in den Hof«, sagte ich und dachte, dass Jeck sie dort weniger leicht entdecken würde. »Mm, riechst du das?«

Ein humpelnder Stallbursche kam herbei, um uns die

Pferde abzunehmen. Ich überließ ihm Ruß und Jecks Wallach und stellte bedrückt fest, dass die Kleidung des Burschen sauberer war als meine. Duncan kramte in einem Bündel und holte seine Schüssel hervor. »Schoh, ist das etwa Rindfleisch?«, fragte er.

In seliger Vorfreude schloss ich die Augen und schnupperte. »Und Kartoffeln, Karotten und Zwiebeln.« Mit meiner eigenen Schüssel in der Hand folgte ich Duncan, der kühn unter dem Schild hindurchging und eintrat.

Ich sah weniger Blicke auf mich gerichtet als vorhin, da ich allein in den anderen Schankraum geplatzt war. Trotzdem strich ich mir das schmuddelige Kleid glatt und überprüfte den Sitz meines Haarknotens, während ich Duncan zum Tresen folgte. Dort schnitten ein Mann, der eher wie ein Gelehrter aussah, und eine Frau mit üppigen Kurven Kartoffeln für einen leeren Kessel. Der schmächtige Mann behielt den lautesten Tisch scharf im Auge. Sein Bart war so kurz geschoren, dass er kaum mehr vorhanden war, und seine Schürze war fleckig vom langen Gebrauch, trotz vieler Wäschchen.

»Zwei zum Abendessen«, verkündete Duncan fröhlich. Offenbar unterhielt er sich prächtig, während ich mich nur in die hinterste Ecke schleichen wollte in der Hoffnung, dass mich niemand so schmutzig und verkommen sah. Duncan warf mir einen erwartungsvollen Blick zu, und ich legte widerwillig die passende Anzahl Münzen auf den Tisch. Mein innerer Widerstand dagegen, Geld auszugeben, war völlig neu und verstörend.

»Bedient Euch am Kessel über dem Feuer«, sagte der Mann, dessen Blick von den lärmenden Männern zu den Münzen und dann zu mir glitt. Nachdem er uns von Kopf bis Fuß gemustert hatte, blieb sein Blick an der Beule an meinem Kopf hängen. Ein besorgter Ausdruck huschte

über sein Gesicht. »Das frische Brot ist fast fertig. Die Dame möchte doch gewiss ein Stück Brot, nicht? Für frische Farbe in Euren Wangen, Madam.«

Ich schlug die Augen nieder und errötete. Neuerdings wusste ich es sehr zu schätzen, wenn man mich als Dame bezeichnete. Die rundliche Frau neben ihm ließ das Messer mit einem dumpfen Aufschlag durch eine Kartoffel sausen, und der Wirt seufzte. »Ich bringe Euch Euer Brot«, sagte er zurückhaltend. »Für ein wenig mehr könnt Ihr Bier statt Wasser haben.«

Duncan nickte, bemerkte meine missbilligende Miene und runzelte die Stirn. »Ein Bier wird mir den Kopf schon nicht so wirr machen, dass ich nicht mehr verhandeln kann.«

»Ich dachte eher an das Geld«, murmelte ich, und vor ungewohnter Verlegenheit wurde mir heiß.

Der Mann in der Schürze richtete sich auf. »Nun, ich kenne jeden hier in der Gegend. Vielleicht kann ich Euch behilflich sein.«

Duncan stützte einen Ellbogen auf den Schanktisch und beugte sich verschwörerisch vor. »Man hat uns gesagt, wir könnten den Kapitän der *Strandläufer* hier finden?«

Ich wand mich innerlich. Er packte das ganz falsch an. Die Frau hörte eigentlich gar nicht richtig zu, aber weil er gleich damit herausplatzte, würde sie sich monatelang an uns erinnern.

Der Blick des Wirts glitt in die Ecke bei der Feuerstelle. »Ja, allerdings«, sagte er. »Aber wenn Ihr Geschäfte mit Kapitän Borlett zu erledigen habt, wartet Ihr lieber, bis er ein paar Humpen geleert hat.« Der Mann grinste hämisch, und sein fleckiger Bart legte sich in Falten. »Er sitzt über seinen Büchern, der Ärmste.«

Duncan grinste verständnisvoll. »Wir sprechen trotzdem gleich mit ihm.«

Ich stupste ihn entnervt mit dem Stiefel an, und er warf mir einen finsteren Blick zu. In einer Viertelstunde würde der ganze Schankraum wissen, dass wir es eilig hatten. Duncan hatte soeben dafür gesorgt, dass der Preis für unsere Überfahrt noch gestiegen war.

Der Wirt zuckte mit den Schultern. »Wie Ihr wollt.«

Er blickte zu dem Tisch ganz hinten. Die Männer hatten zu singen begonnen, und ein kräftig gebauter Mann im wadenlangen blauen Mantel, der in einer stil- len Ecke saß, schlug mit der Faust auf den Tisch. »Hal- tet endlich den Mund, ihr Klumpen Bilgenschleim!«, brüllte er mit einer Stimme, die stark genug war, jeden Sturm zu übertönen. »Seht ihr denn nicht, dass ich denken muss? Raus mit euch! Geht rüber ins Huren- haus, wo ihr hingehört.«

Die Gruppe zerstreute sich rasch. Die meisten verdrückten sich mit einem leisen Wort der Entschuldigung aus der Wirtsstube. Einen stockbetrunkenen Kameraden ließen sie in einer Pfütze seines eigenen Speichels an ei- nem der Tische zurück. Die Männer, die an mir vorüber- gingen, waren dünn und drahtig oder massig und kraft- strotzend, doch alle strahlten etwas Ungezähmtes aus, das ich durchaus anziehend fand – ich war froh, dass Duncan bei mir war.

Der Wirt nahm einen vollen Humpen und schob sich durch die hinausdrängenden Seeleute zu dem kräftigen Mann im blauen Rock. Das musste Kapitän Borlett sein. Der Wirt flüsterte ihm ein paar Worte ins Ohr, und der Mann beäugte uns unter einem verblasssten blauen Hut hervor. Ich erschauerte und hätte selbst nicht sagen kön- nen, warum.

»Bücher?«, brummte Duncan. »Seine Laune wird sich nicht bessern, ganz gleich wie viel er trinkt.«

Ich stimmte missmutig zu und folgte Duncan durch den nun viel ruhigeren Raum. Der Gesang hob draußen auf dem Hof wieder an. Der Kapitän seufzte deutlich sichtbar und fuhr sich mit einer Hand über Augen und Gesicht. Schließlich krallte er die Finger mit weißen Knöcheln in seinen kurzen, grauen Bart.

»Halte du besser den Mund«, sagte ich, als wir uns dem Tisch näherten. »Ich mache das.«

Duncan gab einen verächtlichen Laut von sich. »Ich kann mehr als nur Karten spielen, Tess.«

Ich sah ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Das glaube ich gern, aber ich habe in den vergangenen zehn Jahren nichts anderes getan, als Dinge zu kaufen.«

Er holte Luft, um zu protestieren, nickte aber dann mit nachdenklicher Miene. »Wird er denn mit dir sprechen?«, fragte er. »Der Seemann wollte doch nicht.«

Ich war mir ziemlich sicher und nickte. Der Kapitän eines ordentlichen Handelsschiffs war im Allgemeinen ein gebildeter Mann, der eine bedauerliche Vorliebe fürs Abenteuer entwickelt hatte. Er war kultiviert und in einer wohlhabenden Familie aufgewachsen und stand ein gutes Stück über seiner abergläubischen Mannschaft. Er konnte lesen und schreiben und mit Zahlen umgehen, denn er musste seinen Geldgebern beweisen, dass er Gewinn erwirtschaftete. Er hob sich oft so stark von seiner Mannschaft ab, dass viele Kapitäne eigens Quartiere für Passagiere einrichteten, um während langer Überfahrten abwechslungsreiche Unterhaltung zu haben, auf die bei ihrer Mannschaft keine Hoffnung bestand.

Wir blieben vor Kapitän Borlett stehen. Ein Öllampe beleuchtete verstreute Papiere, und sein Krug ver-

schmierte feucht die Notizen, auf denen er stand. Es herrschte ein ungeheuerliches Durcheinander, und ich war fassungslos, dass jemand auf derart chaotische Weise arbeiten konnte.

»Kapitän?«, sagte ich, als er nicht aufblickte. Ich sprach das Wort sorgfältig aus, um ihn wissen zu lassen, dass ich trotz meines heruntergekommenen Äußeren eine gebildete Frau war.

»Was wollt Ihr?«, bellte er, den Blick weiterhin auf seine Unterlagen gerichtet.

Ich zuckte überrascht zusammen und stieß Duncan mit dem Ellbogen an, als der den Mund öffnete. Er sollte nichts sagen. Ich würde warten, bis ich angemessen zur Kenntnis genommen wurde. Der Kiefer des Kapitäns spannte sich an und löste sich wieder. Seine Schultern sanken leicht herab, als er unter seinem Hut hervor zu mir aufblickte. Seine Augen wirkten müde, und die Fältchen darum herum verschwanden beinahe unter einem zottigen, fransigen Bart. »Ja«, sagte er seufzend.

Das war wohl das Beste, was ich erwarten konnte, also streckte ich die Hand aus. »Guten Abend, Kapitän«, sagte ich, als er kurz meine Hand nahm. Sie wurde völlig von seiner Hand verschluckt, dick und kräftig mit knorriegen Knöcheln und salzgegerbter Haut. »Dürfen wir uns zu Euch setzen? Wir werden Euch gewiss nicht lange aufhalten. Wie ich sehe, seid Ihr im Augenblick beschäftigt.«

Kapitän Borletts Blick huschte hinter uns zu dem Wirt. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, stieß halb belustigt und mit geblähten Backen den Atem aus und bedeutete uns, Platz zu nehmen. Duncan schnappte sich einen Schemel, doch ich wartete tapfer, obwohl mir immer wärmer wurde. Ich würde mich nicht hinsetzen, wenn

mir niemand den Stuhl zurechtrückte. Es war sehr wichtig, dass der Kapitän mich für eine vornehme Dame hielt, obwohl meine Abstammung in Wahrheit niederer war als die aller anderen Anwesenden.

Duncan verzog das Gesicht und stand wieder auf. Der Wirt drängte sich ausgerechnet jetzt mit einem Korb warmer Brötchen, frisch aus der Küche, und zwei Krügen brackigen Wassers zwischen uns. »Nun stell dich nicht so an, Tess«, raunte Duncan mir zu, als er mir half, Platz zu nehmen. »Normale Leute benehmen sich nicht so.«

»Ich muss einen Ausgleich schaffen, weil du alle hast wissen lassen, wie eilig wir es haben«, zischte ich zurück.

»Ich habe es doch nur dem Wirt gesagt«, protestierte er leise.

Die schmale Bank glitt unter mich, und ich setzte mich. »Und seiner Frau«, erwiderte ich. »Die es den Fischweibern erzählt hat, die es dem Stallmeister erzählt haben, der es jeder Seele da draußen erzählt hat, verbrannt noch eins.«

Duncan ließ sich gereizt neben mir nieder. Wir folgten einer stummen Übereinkunft und warteten ab, bis der Wirt wieder ging. Der feuchte Duft von heißem Brot stieg zu mir auf, und ich zwang mich, die Hände ruhig in den Schoß zu legen. Ich wünschte, ich könnte mir einfach ein Brötchen nehmen, so wie Duncan, aber ich durfte nicht zu hungrig wirken. »Wir würden gern nach Brenton reisen«, sagte ich und übertönte damit meinen knurrenden Magen. Engelssuppe, war ich müde.

Kapitän Borlett tauchte seine Feder in die Tinte, ohne darauf einzugehen.

»Zwei Passagiere«, fuhr ich unbeirrt fort, »und drei Pferde.«

Ohne aufzublicken, brummte der gedrungene Mann:
»Wenn Ihr Pferde habt, dann reitet doch dorthin.«

»Wenn ich reiten wollte, würde ich nicht mit Euch sprechen«, entgegnete ich und legte gerade das richtige Maß Arroganz und Gereiztheit in meine Stimme. »Die *Strandläufer* ist leer. Eure Mannschaft gibt soeben den letzten Rest ihrer Heuer aus. Was werden Eure Männer morgen tun außer Ärger machen? Ihr sitzt im Hafen fest, Kapitän, wenn Ihr nicht mit leerem Frachtraum segeln wollt.« Er blickte mit einer Mischung aus Überraschung und Sorge auf, und ich lächelte. »Wir möchten gern nach Brenton«, wiederholte ich freundlich.

Der Kapitän legte seine Feder beiseite und ließ die schwere Hand auf die Unterlagen sinken. Aufregung durchfuhr mich. Er dachte zumindest darüber nach. »Ihr beide«, sagte er und erfasste mit einem Blick unseren schmutzigen, erschöpften Zustand, »und drei Pferde.« Er zögerte. »Wird teuer.«

Duncan rutschte unruhig herum und sagte dem Kapitän damit, dass wir nicht genug Geld hatten. Ich schwor mir, den Kerl nächstes Mal im Stall zurückzulassen, wenn ich irgend etwas kaufen musste. Er mochte zwar ein Betrüger sein, aber hier verdarb er nur alles. »Darf ich?«, fragte ich und griff nach der Schreibfeder. Ich hatte eine Idee, wie ich die fehlende Summe ausgleichen konnte, aber wenn der Kapitän später glaubte, das sei seine Idee gewesen, umso besser. Unter seinem wachsamen Blick schrieb ich eine Summe auf ein Blatt Papier, die bis auf beunruhigend wenige Münzen an den Betrag in meiner Tasche heranreichte. Aber der Preis war mir nicht so wichtig, ich wollte ihn vor allem wissen lassen, dass ich rechnen konnte.

Er gab ein langgezogenes »Hmmm« von sich, als ich

ihm das Blatt hinschob. Ich hatte mich soeben von einer Bettlerin zu einer vornehmen Dame gemausert, die in letzter Zeit ein wenig Pech gehabt hatte. Seine müden blauen Augen blickten schon eine Spur weicher drein, und er nahm den Hut ab und lehnte sich mit einer Spur von Interesse zurück. »Ihr habt recht«, gab er zu und strich sich das schmierige graue Haar glatt. »Ich hänge hier fest. Aber so ohne Fracht liege ich lieber hier in Sal-tolz als in Brenton.« Er tippte auf das Blatt. »Das hier reicht für die Pferde.«

Duncan richtete sich auf. »Komm, Tess«, sagte er. »Es gibt andere Schiffe.«

Ich ignorierte Duncan, der aufstand und den Korb Brötchen vom Tisch nahm. »Kapitän«, sagte ich und versuchte anzudeuten, dass Duncans Meinung nicht meiner Ansicht entsprach. »Die *Strandläufer* gefällt mir. Sie ist klein und schnell.«

»Habt es wohl eilig?«, fragte er und biss sich auf die Oberlippe, so dass sein Schnurrbart wild tanzte.

Ich nickte, denn dieser Schaden war nun schon einmal angerichtet, »über die Hauptstadt wird ein Sturm hereinbrechen«, vertraute ich ihm an. »Wir sind ihm nur sechs Tage voraus.«

Kapitän Borlett beugte sich so weit vor, dass ich das Bier in seinem Atem riechen konnte. »Ja«, sagte er leise. »So seht Ihr auch aus. Was wird geschehen?« Furcht spiegelte sich auf seinem Gesicht. »Die Pest?«

Ich schüttelte den Kopf. »Schlimmer. Eine Hochzeit, Kapitän. Eine unerwartet hastige Vermählung der Prinzessin mit Prinz Garrett zum Ende des Monats.« Kapitän Borlett zog die Augenbrauen hoch. Offensichtlich war die Nachricht noch nicht bis hierhin gedrungen. Sie stellte eine wertvolle Information dar, durch die jemand ein

Vermögen verdienen könnte. »In der Hauptstadt werden sie Wein haben wollen«, fuhr ich leise fort. »Guten Hochwein aus Lovrege. Von Brenton aus ist das eine Fahrt von zwei Wochen zu dieser Jahreszeit. Der Wein würde im Hafen der Hauptstadt einen hervorragenden Preis erzielen.«

»Wenn man ihn zum rechten Zeitpunkt liefert«, hauchte er, und seine Gedanken nahmen offenbar dieselbe Richtung wie meine. Duncan setzte sich wieder hin. Ich verscheuchte meine Gewissensbisse, weil ich den Kapitän in die Hauptstadt lotste, doch bis er schließlich dort ankam, würde sie schon gewonnen oder verloren sein.

Kapitän Borlett schüttelte den Kopf, doch das Glitzern in seinen Augen sagte mir, dass das nicht unbedingt »Nein« bedeutete. »Ein guter Rat«, sagte er. »Aber ich kann ihn nicht nutzen. Meine Geldgeber werden mir das Schiff auf den Strand ziehen lassen, wenn sie nicht bald den Jahresabschluss von mir bekommen. Auf dem Wasser kann ich nicht denken. Mir bleibt nicht genug Zeit, die Fahrt von Lovrege in die Hauptstadt zu machen und trotzdem meine Buchhaltung zu bewältigen.«

Ich lächelte. Die Überfahrt war uns sicher. Jetzt ging es nur noch um die Formalitäten – sofern Duncan die Verhandlungen nicht wieder in die Schohgrube lenkte. »Ich kann ein wenig mit Zahlen umgehen«, sagte ich. »Vielleicht könnte ich Euch als Gegenleistung für die Überfahrt die Bücher in Ordnung bringen?«

Er drehte ein Blatt um und kritzelte zwei grobe Reihen Zahlen darauf. »Zeigt mir, was Ihr könnt.«

Duncan beugte sich vor und sah zu, wie ich die Zahlen ordentlich untereinander schrieb und addierte. Mit einem angewiderten Schnauben richtete er sich wieder auf. Eine

plötzliche Erinnerung trug mir den Duft von Gardenien heran – ich saß am Fischteich im Wintergarten, und die Sonne wärmte mir den Rücken. Hastig schrieb ich auf, was Kavenlow mir von der anderen Seite des Wintergartens her zurief. Er schnitt unbekümmert Zierpflanzen in Form, während ich mich bemühte, auf dem Papier auszurechnen, was er im Kopf addierte.

»Das reicht als Passage für Euch«, sagte der Kapitän und holte mich in die Gegenwart zurück. »Aber er?« Er deutete mit dem dicken Zeigefinger auf Duncan. »Dich nehme ich mit, wenn du auch arbeitest.«

Duncan blickte erschrocken drein. »Ich? Ich kann nicht rechnen.«

Kapitän Borlett trank einen großen Schluck aus seinem Humpen und wischte sich sorgfältig den Bart ab. »Mir fehlt ein Mann. Hat sich gestern Abend nicht schnell genug geduckt. Er wird ein, zwei Tage brauchen, bis er wieder geradeaus schauen kann. Wenn du so kurz für ihn einspringst, wird's schon nicht zu gefährlich werden – für dich *und* den Rest meiner Mannschaft.«

»Ich kann aber nicht segeln!«, rief Duncan aus. »Ich war noch nie auf einem Schiff!«

Der Kapitän schnaubte, stöpselte sein Tintenfass zu und stopfte es mitsamt den Unterlagen in seine Umhängetasche. »Ich bin derjenige, der segeln wird, nicht du.« Plötzlich wurde er ernst und beugte sich dicht zu mir heran, und ich hielt den Atem an, so sehr stank er nach Bier. »Sie sollte doch erst zum neuen Jahr heiraten. Seid Ihr sicher?«

Ich nickte und dachte dabei, dass es trotzdem nicht dazu kommen würde. Vorher würde jemand sterben. Oder kurz danach. Und gewiss nicht ich.

Kapitän Borlett rieb sich den Bauch und schaute zu

dem Wirt hinüber. »Meine Mannschaft bekommt nichts mehr!«, rief er und erhob sich. »Wir laufen noch mit der Flut aus.«

Der Wirt nickte und zeigte dabei eine kahle Stelle auf dem Oberkopf. Vom Tisch am Kamin, wo Karten gespielt wurde, war ein Stöhnen zu hören. Duncan hatte die Spieler während der gesamten Unterhaltung beobachtet, und ich machte mir schon Sorgen. »Seid in einer Stunde am Pier«, sagte Kapitän Borlett. »Ich will sehen, wie Eure Pferde sich auf dem Wasser benehmen. Ich werde weder sie noch Euch füttern, Madam. Aber der da kann mit der Mannschaft essen.« Er zeigte auf Duncan. »Er kann auch bei der Mannschaft schlafen.« Er kniff die Augen zusammen. »Was ich mit Euch machen soll, weiß ich wirklich nicht, um ehrlich zu sein. Euch unter Deck unterzubringen, gäbe nur Ärger.«

»Ich schlafe bei den Pferden«, sagte ich. Lieber an Deck als in einem widerlichen Schiffsraum – wenn es allerdings regnete, würde ich es mir vielleicht doch anders überlegen. Meine Gedanken kehrten zu den dunklen Wolken zurück, die sich über der Bucht zusammenballten. Regen. Ich war Jeck entkommen, hatte Duncan wiedergefunden und es geschafft, eine Passage über die Bucht zu bekommen. Es war wohl an der Zeit, dass meine Glückssträhne zu Ende ging, und während eines Sturms an Deck schlafen zu müssen, während Duncan darunter behaglich im Trockenen lag, hatte eine gewisse poetische Gerechtigkeit. Andererseits war das wohl meine einzige Möglichkeit, an mein lang ersehntes Bad zu kommen.

»Nun ... die Passage für die Pferde«, sagte Kapitän Bartlett drängend.

Verlegen, weil ich das Bezahlen ganz vergessen hatte,

zog ich das Tuch hervor und zählte die Summe ab. Zwei Mal. Kapitän Borlett steckte das Geld ein und setzte seinen Hut auf. »Ich bringe Euch alle Unterlagen, sobald wir abgelegt haben. Wenn Ihr nicht fertig seid, bis wir Brenton erreichen, geht Ihr mir nicht von Bord.«

Ich nickte, und er verließ den Tisch. Duncan ging mit unseren Schüsseln zu dem Kessel. Ich rückte einen Platz weiter, so dass ich mit dem Rücken zur Wand saß. Kapitän Borlett wechselte ein paar Worte mit dem Wirt. Während ihrer Unterhaltung schauten sie ein Mal zu mir herüber. Zwei der Kartenspieler verließen das Wirtshaus mit dem Kapitän und schleppten den Betrunkenen mit hinaus. Draußen waren laute Rufe zu hören, als die Neuigkeit verkündet wurde.

»In einer Stunde«, sagte Duncan und stellte meine Schüssel vor mich hin. Ich sank kläglich an die Wand zurück, und er starre mich an. »Was denn?«, fragte er. »Du brauchst doch nichts weiter zu tun, als mit einer Feder auf Papier zu kratzen. Ich werde mir die Hände rütteln, indem ich die nächsten zwei Tage das Deck schrubbe.«

»Eine Stunde reicht nicht, um mir ein heißes Bad zu kaufen«, jammerte ich.

»Dann bade eben kalt.« Er setzte sich neben mich und stützte die Ellbogen zu beiden Seiten seiner Schüssel auf.

Angewidert sah ich zu, wie er die dicke Suppe schlürfte, hielt es aber für sinnlos, ihn zu bitten, er möge wenigstens die Ellbogen vom Tisch nehmen. Ich war so müde, dass es mir beinahe gleichgültig war. Matt griff ich nach einem Brötchen. »Weißt du?«, sagte ich, brach es entzweи und sog den himmlischen Duft von frischem Brot ein, »vielleicht haben wir zumindest Zeit, unsere Kleidung zu waschen. Und du könntest eine Rasur vertragen.«

Duncan erstickte beinahe an seinem Eintopf und stand so abrupt auf, dass sein Schemel mit lautem Kratzen über den Boden fuhr. »Ich sehe nach den Pferden.« Sein Blick schoss zur Tür. Er packte die Schüssel mit der einen und zwei Brötchen mit der anderen Hand und verschwand. Und ich fragte mich, ob es überhaupt möglich war, ihn zu zivilisieren.

18

Während der letzten Stunde vor dem Auslaufen lagen meine Nerven blank. Ich hatte für die Überfahrt gesorgt. Wir hatten uns Proviant beschafft. Die Ebbe würde bald einsetzen. Und Jeck, davon war ich überzeugt, würde mich finden. Ich wartete nur auf seine Stimme, rechnete jeden Augenblick damit, dass sein Arm aus irgendeinem Schatten hervorschoss und mich um die Taille packte, und hielt in der langsam untergehenden Sonne Ausschau nach seiner Silhouette, während wir vor der *Sandläufer* auf der Landungsbrücke warteten. Gerüchte waren in dem kleinen Ort aufgeflammt wie Funken in Zunder, und Kapitän Borlett hatte es nun ebenso eilig wie ich, endlich abzulegen.

Jecks Bündel hatte ich beim Wirt der Drei Krähen hinterlegt, mit einer Beschreibung von Jeck und einer Münze für seine Mühen. Es war alles darin außer den Messern und Spielfiguren. Die Messer lagen sicher ganz unten in meinem eigenen Bündel, und die Spielfiguren baute ich auf einem Feld auf, das ich auf einen Tisch in der Wirtsstube gekratzt hatte.

Jeck war sehr kühn vorgegangen, indem er mit seinem König in die Mitte des Feldes gezogen war. So konnte

ich ihn schlagen, ehe sein letzter Ritter meinen König schlug – falls er die Falle nicht doch noch erkannte, ehe es zu spät war. Ich stellte mir vor, wie Jeck in diesem Augenblick im Wirtshaus saß, tief über den Tisch gebeugt, und sich den nächsten Zug überlegte.

Abwechselnd fingerte ich an der Mähne von Jecks Pferd herum und warf der Mannschaft böse Blicke zu, als diese die Rampe für die Pferde anlegte. Die Männer machten einen völlig unnötigen Lärm, ohne sich darum zu scheren, dass die Tiere ihnen zusahen. Ich wusste, dass die Pferde nicht gern über etwas gehen würden, das eben noch so laut geknallt und geklappert hatte.

Die Sonne würde in gerade einmal zwei Stunden untergehen, über der Bucht hing drohend eine formlose Wolkenbank, violett und gleichmäßig ausgebrettet. Hinter mir über dem Land stand die Sonne am klaren Himmel. Ihre kraftvollen Strahlen verliehen allem einen silbrig umrandeten Schatten. Wenn ich weniger nervös gewesen wäre, hätte ich den ungewöhnlich ausschenden Himmel genossen. So war ich vor allem besorgt um Tuck, der scheute, weil die Rampe unter seinen Vorderhufen wackelte.

»He! Hopp, hopp!«, rief Duncan und zog ungeduldig am Führstrick. »Komm schon. Dickköpfiges Vieh.« Duncan war übelster Laune, seit der Wirt sich geweigert hatte, ihm Bier zu verkaufen, ebenso wie dem Rest von Borletts Mannschaft. Das war eine hässliche Überraschung gewesen und in seinen Augen furchtbar ungerecht.

Tuck tat einen weiteren Schritt und warf dann so heftig den Kopf hoch, dass er Duncan beinahe den Strick aus der Hand riss. Er rollte wild mit den Augen, wichen zurück und fiel beinahe ins Wasser, während Duncan ihn

abwechselnd beruhigte und verfluchte. Die Seeleute ignorierten uns und trugen die Heuballen an Bord, die wir zuvor am Pier abgeladen hatten. Inzwischen ging es recht laut zu. Wir waren nicht die Einzigen, die ablegten, und auf dem Dock war überraschend schnell hektische Betriebsamkeit ausgebrochen, als die letzten kleinen Probleme auftauchten und gelöst wurden.

Besorgt ließ ich den Blick über das Schiff schweifen und fuhr zusammen, als ich einen Seemann bemerkte, der mich von der Reling aus böse anstarrte. Er trug eine rote Mütze und schien wichtig genug zu sein, um nicht beim Verladen helfen zu müssen. *Der Erste Offizier?*, dachte ich und glaubte mich bestätigt, als der Kapitän den Mann beiseitenahm. Unser Blickkontakt brach ab, und ich wandte mich zu Duncan um. »Lass mich Ruß zuerst hinaufbringen«, sagte ich. »Einer Stute wird Tuck vielleicht folgen.«

»Nur zu«, erwiderte Duncan verärgert und rechnete offenbar nicht damit, dass das etwas nützen würde.

Ich ließ den Strick von Jecks Pferd fallen und ging mit Ruß die Rampe hinauf. Duncan folgte mir auf dem Fuße. Ich blickte zurück und sah, wie Tuck die Ohren anlegte, als seine Hufe laut hallend auf der Rampe klapperten, doch er folgte dem gemächlich schwankenden Hinterteil der Stute die Rampe hinauf und an Bord. Jecks Pferd stellte die Ohren auf und folgte Tuck von ganz allein. Atemlos wartete ich an der Reling auf den Wallach und hoffte nur, dass er nicht auf den schleifenden Führstrick treten und sich furchtbar erschrecken würde. Aber der Schwarze nahm die steile Rampe wie ein erfahrenes Streitross.

Duncan fluchte leise, als er bemerkte, dass Jecks Rappé einfach von selbst an Bord kam, aber ich freute mich

sehr, vor allem als das schwarze Pferd an Deck sogleich zu mir kam und die Nase in meine Hände schob. Meine Handflächen kribbelten wieder, und das Pferd schien die Wärme an seiner empfindlichen Nase zu genießen. »Du bist ein feines Pferd«, raunte ich. Da kam der Erste Offizier auf uns zu.

»Duncan?«, bellte der Mann, und Jecks Pferd legte kurz die Ohren an. Der Mann würdigte mich keines Blickes, doch seine Feindseligkeit war deutlich zu spüren.

Ich warf Duncan einen Blick zu, der aus tiefstem Herzen seufzte. »Ja«, sagte er tonlos.

Der Erste Offizier runzelte die Stirn. »Das heißt ›Jawohl, Herr Offizier‹«, sagte er. »Oder du verlierst deine Bierration.«

»Jawohl, Herr Offizier«, brummte Duncan, der sich über die Aussicht auf Bier nicht so zu freuen schien, wie ich gedacht hätte.

Der Mann brummte, offenbar zufrieden. »Binde die Pferde an der Kombüsengwand an, verstau deine Sachen, und dann kommst du zu mir«, befahl er. »Der Kapitän hat gesagt, ich soll dafür sorgen, dass du beschäftigt bist und niemandem in die Quere kommst.«

»Jawohl, Herr Offizier«, wiederholte Duncan mürisch.

Der Erste Offizier ließ den Blick von meinen schmutzstarrenden Stiefeln bis hinauf zu meinem halb gelösten Haarknoten wandern. Abschätzig rümpfte er die Nase und wandte sich ab. Das war das einzige Anzeichen dafür, dass er mich überhaupt zur Kenntnis genommen hatte. Während ich früher auf einer Entschuldigung bestanden und ihn bis nach Brenton mit äußerster Herablassung herumkommandiert hätte, war ich nun eher geneigt, mir

auf die Zunge zu beißen. Das fiel mir nicht so schwer, wie ich geglaubt hatte. Diese Kerle waren doch alle Esel, bis auf den Kapitän.

»Wo ist diese Schohgrube von einer Kombüse?«, fragte Duncan so übellaunig, dass ich erschrak.

Ich tätschelte Jecks Pferd ein letztes Mal. »Da drüben vermutlich«, sagte ich und ging auf die kleine Hütte am Bug zu. Meine Pferde klapperten hinter mir drein. Ich fragte mich, was Duncan so aufgebracht hatte, denn inzwischen glaubte ich nicht mehr, dass es nur das entgangene Bier sein konnte.

Zwischen der Kombüse und dem zweiten Mast war kaum Platz für alle drei Pferde, doch zumindest waren sie hier vor dem Wind geschützt. Und die in der Wand verankerten Ringe verrieten mir, dass auf diesem Schiff schon zuvor Tiere transportiert worden waren. Ich ignorierte Duncans halblaute Bemerkungen darüber, wer wohl hinter den Pferden herputzen würde, schnallte die Bündel ab und legte sie auf einen Haufen.

»Wohin?«, fragte Duncan barsch, Reitkissen und Bündel schon in Händen.

Ein Ruf vom Steuerrad her ließ uns herumfahren. »Unter Deck!«, brüllte der Erste Offizier und deutete auf die Erhöhung, die fast die gesamte Mitte des Decks einnahm. Sie war über kniehoch und sorgte dafür, dass der Raum darunter Stehhöhe hatte. An einem Ende befand sich eine lukenähnliche, niedrige Tür, und dorthin zeigte der Erste Offizier. »Und beeil dich!«, fügte er hinzu.

Mit zusammengebissenen Zähnen stapfte Duncan über das Deck. Ich wurde immer unsicherer und beeilte mich, ihm mit meinen Sachen zu folgen. Die Mannschaft bewegte sich ohne viele Befehle um uns herum und bereite alles zum Ablegen vor. Duncan warf die Sachen durch

die Öffnung nach unten, drehte sich dann um und stieg rückwärts die steile Leiter hinunter. Während ich wartete, bis ich dran war, versuchte ich mich zu erinnern, ob ich irgendetwas getan hatte, das ihn so wütend machte.

Ich stieg nach ihm hinunter und zögerte unwillkürlich, als der saubere Geruch von Wind und Salz feuchtkalter, muffiger Luft wich. Es roch nach nassem Tau, Moder, ungewaschenen Männern, feuchter Wolle – und Ratten. Ich hatte gewusst, dass es unter Deck unangenehm sein würde, aber das hier war grauenhaft. Ich warf Duncan einen Blick zu und war froh, dass ich heute Nacht an Deck frieren würde.

Duncan brummte vor sich hin und suchte nach einem geeigneten Platz für seine Sachen. Langsam gewöhnten sich meine Augen an das wenige Licht, das durch schmale Lüftungsschlitzte zwischen schrägen Latten zu beiden Seiten des im Deck versenkten Raums hereinfiel. In der Mitte war ein kleiner freier Platz mit einem Tisch, der am Boden befestigt war. Darum herum zog sich eine Reihe schmäler, niedriger Schlafkojen, die direkt in die Schiffswand eingebaut waren. Die wenigen persönlichen Habseligkeiten, die ich sah, waren sorgfältig zurechtgelegt, und neben den meisten Betten stand eine verschlossene Truhe.

Vor und hinter diesem Wohnquartier waren Lagerräume, und ich ließ Duncan allein, um mich umzusehen. Fässer zogen sich in der Mitte des Schiffsrumprums entlang, und die eingearbeiteten Symbole sagten mir, dass einige Wasser enthielten, die meisten jedoch Bier. Beutel hingen wie Früchte von der Decke. Ich entdeckte ein paar Schaffelle, die in einer Ecke aufgestapelt waren, und fragte mich, ob der Kapitän sie für einen besonderen Kunden zurückgehalten hatte. Nein, entschied ich dann,

als ich mich weiter umsah, der Kapitän hatte offenbar ein bisschen von allen seinen vergangenen Ladungen aufbewahrt.

Ich fand ein kleines Fass hervorragenden Weins mit einem Stempel aus Lovrege darauf, eine Kiste Töpferwaren von den unteren Inseln und drei Säckchen reinen, weißen Sand für die Glaserei. Die meisten Strände des Königreichs waren felsig, solcher Sand also sehr selten. Der Kapitän war offensichtlich weit herumgekommen.

Plötzlich waren laute Stimmen zu hören, donnernde Schritte hasteten über das Deck, gefolgt von dumpfem Gesang und rhythmischem Geklapper. Etwas stieß seitlich gegen den Schiffsrumpf.

Die erhobenen Stimmen klangen nicht zornig, nur laut. Ich spürte, wie sich der Boden bewegte, und vor Aufregung sog ich zischend den Atem ein.

Duncan bemerkte meine Begeisterung und warf mir einen müden Blick zu. Mit zusammengepressten Lippen wandte er sich der Leiter zu und brummte etwas über seine Hände. Ich eilte ihm nach und nahm mir vor, mir von seiner Laune nicht meine erste Segelfahrt verderben zu lassen. Kavenlow hatte mich nie aufs Meer hinausgebracht, sosehr ich auch darum gebettelt hatte. Die Macht von Costenopolis lag auf dem Wasser, und ich hatte seine Weigerung immer als furchtbar ungerecht empfunden.

Als ich hinter Duncan aus der Luke stieg und ins seltsame, silbrige Licht dieses Sonnenuntergangs blinzelte, fiel mein Blick auf die Takelage. Das Großsegel war gesetzt und blähte sich in einem leichten Wind. Langsam senkte ich den Kopf. Wir hatten bereits vom Pier abgelegt, und ich sah ihn erleichtert hinter uns zurückbleiben. Ein weiteres Hindernis zwischen Jeck und mir, eines weniger zwischen mir und Kavenlow.

Vor uns waren zwei Schiffe, deren Masten sich scharf vor den Wolken abhoben. Dahinter war nur eine schwarze Linie zu sehen, der Horizont der weiten Bucht. Das Glitzern der Abendsonne auf der Wasseroberfläche vor dem Hintergrund der violetten Wolken war atemberaubend. Meine Schultern entspannten sich beim Anblick solcher Schönheit. »Wäre ich doch nur als Mann geboren worden – dann könnte ich zur See fahren«, murmelte ich.

»Ja«, ertönte die Stimme des Kapitäns hinter uns, und Duncan und ich fuhren herum. Ich legte eine Hand vor den Mund und spürte, dass mein Gesicht vor Verlegenheit warm wurde. »Sie ist ... schön«, sagte der gedrunge-ne Mann zögerlich, und es war offensichtlich, dass er seine Gefühle ungern offenbarte. »Ich fand schon immer, dass das Meer, ganz gleich bei welchem Wetter, einen Anblick bietet, den man nicht beiläufig abtun darf. Aber das kann ich diesen Rüpeln nicht sagen.« Er warf einen Blick auf seine Mannschaft, die sich in zwei Gruppen geteilt hatte und das zweite Segel hisste. Ehe ich etwas erwidern konnte, straffte er die Schultern und nahm eine offizielle Haltung an. »Habt Ihr Eure Sachen verstaut?«, fragte er, und ich nickte.

Duncan öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch jemand rief seinen Namen, und er drehte sich um. »Was ist?«, rief er, bemerkte dann, dass er mit dem Ersten Offizier sprach, und fügte hinzu: »Ich meine, jawohl, Herr Offizier?«

»Ich rede mit dem Kapitän, nicht du!«, brüllte der Mann vom Steuerrad her. »Du bist hier Matrose, nicht Passagier. An die Schoten mit dir!«

Duncan ließ die Schultern hängen. »Genau deshalb habe ich mir meinen Beruf ausgesucht«, brummte er so

leise, dass nur ich ihn hören konnte, als er sich abwandte.
»Ich hasse es, wenn mir jemand Befehle erteilt.«

Ich seufzte mitfühlend, als mir klar wurde, woher seine üble Laune kam. Für ihn würden das zwei lange Tage werden.

Kapitän Borlett beobachtete aufmerksam die beiden größeren Schiffe vor uns. »Wir haben noch Zeit, ehe wir in deren Windschatten geraten«, sagte er und bedeutete mir, ihm zu folgen. »Ich zeige Euch meinen Schreibtisch.«

Mir fiel auf, wie viel besser die gedrungene Statur des Kapitäns wirkte, während er sich selbstsicher über das Deck bewegte. Der Blick des Ersten Offiziers war beinahe spürbar, als wir uns dem Steuerrad und dem halb im Deck versenkten Raum davor näherten. Meine Haut kribbelte, doch ich ignorierte den Mann, als ich an ihm vorüberging, um zu der Luke zu gelangen. Kapitän Borlett kletterte vor mir hinab und bot mir gut gelaunt die Hand, um mir zu helfen. Bei der Erinnerung an den Gestank in der anderen Kajüte hielt ich den Atem an. Doch mein erstes zögerliches Schnuppern entlockte mir ein Lächeln. Der kleine Raum roch nach Leder, Zwirn und Polierpaste.

Zwei Stühle und ein kleiner Tisch, übersät mit Karten und glänzenden Instrumenten, über die ich nicht das Geringste wusste, nahmen einen Großteil der Kajüte ein. Eine prachtvolle Karte der gesamten Küste und der vier angrenzenden Königreiche bedeckte die vordere Wand fast vollständig, und ich beneidete den Kapitän darum, dass er beinahe jeden dargestellten Punkt schon selbst gesehen haben musste. Der Raum hatte zwei Türen, und Kapitän Borlett öffnete eine davon. »Dies ist meine Kabine«, sagte er. »Die andere gehört meinem Ersten Offizier.«

Ich raffte die Röcke, als ich über die erhöhte Schwelle trat. Er folgte mir nicht, sondern blieb in der Tür stehen, und dafür war ich ihm dankbar. Seine Kabine war gar nicht einmal so klein, aber derart mit wunderbaren und seltsamen Dingen vollgestopft, dass für ihn kein Platz mehr gewesen wäre. Wenn ich es nicht schon vermutet hätte, wäre mir spätestens jetzt klar geworden, dass der Kapitän gern kostbare und schöne Dinge sammelte.

Kapitän Borlett beugte sich durch die Türöffnung. Er zog einen Mantel von dem unordentlichen Schreibtisch und warf ihn auf das schmale, in die Wand eingebaute Bett. Sein Versuch, etwas aufzuräumen, bewirkte rein gar nichts, doch nun konnte ich die Papiere sehen, unter denen irgendwo die Tischplatte verborgen war. Durch drei kleine Fenster auf Kopfhöhe hatte man einen Ausblick aufs Deck aus etwa kniehoher Perspektive, doch das ganze Durcheinander wurde hauptsächlich von einer Öllampe erhellt, die schwenkbar aufgehängt war. Ich schluckte, nun doch ein wenig beunruhigt. Wenn der Zustand seiner Kabine darauf schließen ließ, wie er seine Bücher führte, steckte ich in Schwierigkeiten.

»Ein Teil der Aufzeichnungen ist in der Tasche da«, sagte er und deutete darauf. »Aber die meisten liegen auf dem Schreibtisch. Papier ist in der Schublade – glaube ich.« Dem stämmigen Mann schien das Durcheinander nicht im Mindesten peinlich zu sein, im Gegenteil – er rieb sich erfreut die Hände. »Ihr findet mich an Deck, falls Ihr meine Schrift nicht entziffern könnt.«

»Ja. Danke sehr.« Ich griff nach einem bekritzten Zettel. Fünf Kisten Granit ... nein, Getreide aus Geants. Ich runzelte die Stirn. Es musste aber etwas aus Granit sein, wenn es aus Geants kam. »Kapitän?«, rief ich, als er im Vorzimmer verschwand.

Er steckte nur halb den Kopf durch die Tür, als könne er es kaum erwarten, den Papieren zu entkommen. »Ja, ja. Was gibt es denn?«

Ich hob den Blick von der beißend riechenden Tinte. »Die Fässer im vorderen Laderraum ...«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Das Bier? Ich habe Euch gesagt, dass Ihr Euch selbst versorgen müsst.«

»Ich möchte mich nach dem Wasser erkundigen«, erklärte ich geduldig. »Wie viel steht mir davon zu?«

»So viel Ihr trinken wollt, würde ich sagen. Aber nichts zum Waschen für Euch oder Eure Kleidung.« Ein Lächeln erschien auf seinem runden Gesicht. »Euer Bur-sche kann meinen Ersten Offizier um die Reste bitten, die ihm von seiner Arbeit übrig bleiben, falls Ihr etwas davon haben wollt. Er wird bald genug das Deck schrubben. Aber Haron ist knauserig mit dem Wasser. Es ist ihm einmal auf hoher See ausgegangen, und er wäre gestorben, wenn er nicht Fallen an Bord ausgelegt und darin Vögel und Ratten gefangen hätte. Bei dem geht kein Wasser über die Reling, ehe es so schwarz ist, wie mein Bart früher war.«

Ich runzelte die Stirn und ertappte mich dabei, wie ich mir Regen wünschte. Ich hatte kaum noch Geld, aber ich versuchte nun schon seit vier Tagen, endlich zu baden. »Kann ich etwas davon kaufen?«, fragte ich. »Ich kann auch für Eure Mühe bezahlen, es in Brenton wieder aufzufüllen.«

Jetzt war Kapitän Borlett an der Reihe, die Stirn zu runzeln. »Ich wüsste gar nicht genau, wie viel das kosten würde«, gestand er und zog sich aus der Tür zurück. »Ich frage Haron danach und sage es Euch, wenn Ihr mit den Büchern fertig seid.«

Das war keine Drohung – eher so etwas wie eine Ka-

rotte, die er mir vor die Nase hängte. Ich wurde dazu verlockt, eine scheußliche Sache zu erledigen, indem man mir für hinterher etwas Schönes versprach.

Eine Reihe lauter Rufe drang zu uns herein, und der Kapitän blickte nach oben, als könnte er durch die tief hängende Decke sehen. »Das wird die *Himmelstänzer* sein«, sagte er. »Wir überholen sie. Dieser Zuber ist so schwer, dass er in Wellen sinken würde, wie sie in meiner Waschschüssel vorkommen. Ihr findet mich auf dem Steuerdeck.«

»Danke, Kapitän«, sagte ich, als er zurückwich. »Wenn ich fertig bin, finden wir vielleicht Zeit für ein wenig Zerstreuung. Ich kann Karten spielen und etwas Poesie rezitieren.«

Er lächelte. »Ja«, sagte er. »Ein Gegenüber, das nicht mit dem Magen denkt, wäre mir sehr angenehm.« Die Tür fiel hinter ihm zu. Ich drehte mich zum Schreibtisch um und errötete über die derben Rufe, die zwischen uns und der *Himmelstänzer* hin- und herflogen. Offenbar war die Rivalität unter Seeleuten, die ich am Palastdock schon beobachtet hatte, überall verbreitet.

Ich schob einen Stapel Unterlagen ein wenig beiseite und stellte fest, dass die Schreibtischplatte aus dunklem Holz bestand. »Diese Aufgabe ist praktisch unmöglich«, flüsterte ich und ließ mich an die Wand sinken. Seufzend befestigte ich die Lampe, so hoch es ging, und machte mich daran, den Schreibtisch unter diesem Durcheinander auszugraben. Mir stand eine lange Nacht bevor.

19

Meine Schulter tat weh. Wieder einmal zog ich mir eine Haarsträhne aus dem Mund, balancierte das Schwanken des Schiffs und die Kraft des Windes aus und konzentrierte mich auf die drei Hühnerfedern, die in einem aufgerollten Tau steckten und so an der Reling befestigt waren. Ich atmete aus und zog den Arm mit der Peitsche zurück. Mit einer geübten Bewegung ließ ich die Schnur mehrmals vor- und zurück schnellen. Drei Mal knallte es befriedigend laut, und alle drei Federn zerbarsten. Hinter mir wurde leise geflucht.

Ich grinste und blickte mich nicht um, obwohl ich hörte, wie Münzen den Besitzer wechselten. Die Mannschaft beobachtete mich schon, seit ich an Deck gekommen war, nachdem ich am Nachmittag die Buchführung des Kapitäns fertiggestellt hatte. Ihre herablassenden Scherze waren inzwischen einigem Respekt gewichen.

Die gedrungene Gestalt des Kapitäns, der mich beobachtet hatte, näherte sich nun, und ich lächelte ihm entgegen. »Madam«, sagte er und wies mit einem Nicken auf die Peitsche. »Das ist ja eine bemerkenswerte Fähigkeit. Ich glaube, ich habe noch nie eine Frau gesehen, die mit einer Peitsche mehr angefangen wollen, als ihr Pferd oder ihren Diener zu schlagen.«

»Danke sehr«, sagte ich. »Ich habe die Peitsche in letzter Zeit vernachlässigt, und das Üben hat mir geholfen, das Gleichgewicht auf dem Schiff zu finden.« Ein schmerzhafter Stich durchzuckte meine Schulter, als ich die Peitsche aufrollte und an meine Hüfte band. Ich hätte schon vor einer Stunde aufhören sollen. Doch das verächtliche Lachen der Mannschaft und mein Drang, die

Genauigkeit wieder zu erreichen, die ich von mir selbst gewohnt war, hatten mich viel länger durchhalten lassen, als klug war.

Er nickte verständnisvoll und blieb vor mir stehen, die Hände im Rücken verschränkt und mit verlegener Miene. Ich schaute mit schmalen Augen zu ihm auf und fragte mich, was ihn wohl bedrücken mochte. Das Platschen eines Stachelrochens zog meinen Blick aufs Wasser hinaus, und ich wünschte, ich hätte ihn schneller bemerkt und noch mehr von ihm gesehen.

»Ich habe meine Bücher durchgesehen«, sagte er schließlich zaudernd, und ich wandte mich wieder ihm zu. »Ich hoffe, meine Notizen waren nicht allzu schwer zu entziffern.«

Ich hustelte, um den Ansatz eines hysterischen Lachens zu überspielen. »Ach«, sagte ich ausweichend, »es ging leichter, sobald ich mich an die Karte in Eurem Vorzimmer gehalten habe. Ich bin einfach den Daten gefolgt und habe den nächsten Hafen erraten, wenn ich etwas nicht lesen konnte. Das war nicht schwer, da ich ja wusste, welche Ladung Ihr gerade aufgenommen hattet und wohin Ihr damit vermutlich wolltet.«

Er strich sich mit einer liebenswert zerknirschten Geste über den Bart. »Ja«, brummte er. »So mache ich das meistens.«

Die Sonne strahlte, doch nun, da ich mich nicht mehr bewegte, war mir kalt. Der Regen, der gestern Abend gedroht hatte, war doch nicht gefallen, aber ich spürte die Kühle in der Luft, die vom Wasser emporstieg. Ich hob meinen dreckigen Umhang auf, den ich hatte fallen lassen, und legte ihn mir um die Schultern. Meine verschwitzte Haut kühlte rasch ab, und ich fühlte mich grässlich -klebrig und klamm. »Kapitän«, begann ich

zaghaft. »Hattet Ihr schon Gelegenheit, mit Eurem Ersten Offizier über das Wasser zu sprechen?«

»Ja, Madam«, antwortete er rasch. »Deshalb wollte ich Euch sprechen. Er ist nicht erfreut über Euren Vorschlag und verlangt einen so hohen Preis, dass ich mich schäme, ihn Euch mitzuteilen. Aber Haron ist für die Vorräte zuständig, und er ist ein guter Mann. Ich würde ihn ungern wegen dieser Angelegenheit an ein anderes Schiff verlieren.«

Ein Seufzen ent schlüpfte mir, und ich zog den Umhang am Hals fest zu, während der Wind mir das letzte bisschen Wärme fortwehte, das sich noch darunter gehalten hatte. Die knifflige Politik innerhalb kleiner Gruppen verstand ich nur zu gut. Der Kapitän konnte die Entscheidung seines Ersten Offiziers zwar ignorieren, doch das würde möglicherweise zu einem Zerwürfnis führen. Da musste mein Bedürfnis nach Sauberkeit natürlich zurückstehen. »Um ehrlich zu sein«, sagte ich und sah ihn von der Seite an, »habe ich mir etwas überlegt. Statt ihm das Wasser direkt abzukaufen, könnte ich doch versuchen, es zu gewinnen – als Euren Einsatz bei einem Kartenspiel etwa. Vielleicht heute Abend?«

Der Kapitän blinzelte. Langsam breitete sich ein Lächeln über sein Gesicht, und er blickte zum Steuer, wo der Erste Offizier und der Steuermann standen und die Bänder musterten, die von den Rändern der Segel hingen.

»Das ginge«, sagte er.

Innerlich jubelte ich vor Vorfreude. »Ich würde als Einsatz noch mehr von meiner Zeit bieten. Vielleicht, um Eure Kabine aufzuräumen oder Duncan beim Ordnen Eures Lagerraums zu helfen. Da er ja an der Takelage nichts taugt.«

Die blauen Augen des Kapitäns leuchteten gierig auf.

»Ja, Madam«, sagte er. »Ich würde heute Abend gern die eine oder andere Partie mit Euch spielen. Wie wäre es, wenn Ihr bis dahin Zuflucht vor dem Wind sucht? Meine Mannschaft scheint recht beeindruckt von Euch zu sein, trotzdem würde ich an Eurer Stelle nicht unter Deck gehen. Aber Euer Duncan ist in der Kombüse.«

»Ja, danke, ich gehe«, erwiederte ich.

»Gut«, sagte er knapp. »Trinkt einen Tee. Ihr seht aus, als wäre Euch kalt, wenn ich das sagen darf.«

Ich nickte eifrig, zog den Umhang fest um mich und ging über das sich neigende Deck.

Die Freude über die neue Anerkennung wärmte mich ebenso wie die plötzliche Windstille, als ich den Kopf durch die bogenförmige Türöffnung in die kleine Kombüse steckte. Duncan war allein. Er lehnte an einer Wand, um sich abzustützen, während er ein Hühnchen rupfte, und blickte zu mir auf.

»Tess.« Er wischte sich mit dem Handrücken über das stoppelige Kinn, wobei aber nur noch mehr Federn in seinem Gesicht hängen blieben. »Ich habe ein bisschen zugesehen. Sehr gut.«

»Danke.« Ich berührte die vertrauten Schlingen an meinem Gürtel. Ich stützte mich am Durchgang ab, trat ein und setzte mich auf die winzige Arbeitsfläche, damit ich ihm nicht im Weg herumstand.

Das kleine Feuer in der beweglich aufgehängten Feuerschale hielt den beengten Raum recht warm, und Duncan trug nur noch eine abgewetzte Hose und ein dünnes Hemd, trotz des frischen Windes, der direkt vor der Türöffnung pfiff. Das Hemd war ihm ein wenig zu klein und zeigte deutlich jede Bewegung seiner Schultern, während er arbeitete. Haron hatte ihn hierhergeschickt, nachdem Duncan das falsche Seil gelöst hatte, woraufhin ein Segel

halb herabgefallen war. Ich hegte den Verdacht, dass Duncan das absichtlich getan hatte. Seine Laune hatte sich erheblich gebessert, seit er die Kombüse übernommen und damit etwas Abstand zwischen sich und die barschen Kommandos des Ersten Offiziers gebracht hatte.

»Der Kapitän hat gesagt, ich dürfte etwas vom Tee der Mannschaft haben«, erklärte ich und sah mich suchend nach einem Topf um.

Duncan ließ den halb gerupften Vogel auf die Arbeitsplatte fallen und wischte sich die Hände an der Hose ab. »Ich mache das«, sagte er und fand irgendwo in dem Durcheinander den richtigen Topf. »Er müsste noch warm sein.«

Er goss eine dunkle Flüssigkeit in einen dickwandigen Becher, den ich mit einem gemurmelten »Danke schön« entgegennahm. Die Bewegungen des Schiffes waren so dicht am Bug rauer, und ich schob mich auf der Arbeitsplatte rückwärts, bis ich in der Ecke steckte. Ein Fleckchen Sonnenlicht bewegte sich vom Boden hoch über die Schränke und wieder zurück, während die *Strandläufer* auf den Wellen ritt. Ich rieb mir die Schulter und schalt mich, weil allein mein Stolz für diese Schmerzen verantwortlich war.

Duncan griff nach dem Hühnchen und drehte sich um, so dass er mich sehen konnte. »Ich habe eine Wette gegen einen der Matrosen gewonnen«, sagte er. »Ich wusste, dass du alle drei Federn treffen würdest.«

Ich lächelte, nahm die Hand von meinem Nacken und nippte an dem Tee. Ohne Honig schmeckte er bitter, aber ich trank ihn gierig und war dankbar für die Wärme. »Ich habe länger gebraucht, als ich dachte, um auf dem Schiff die richtige Balance zu finden«, gestand ich. »Es ist mir

ein Rätsel, wie die Männer sich so sicher an Deck bewegen können.«

Seine langen, ausdrucksvollen Hände bearbeiteten flink den feuchten Vogel, und die gerupfte Stelle vergrößerte sich rasch. »Ich habe genau den Augenblick gesehen, als du das Muster der Wellen erkannt hattest«, bemerkte er. »Knall, knall, knall.«

Mein Lächeln wurde breiter. Es gefiel mir auf dem Wasser, und ich war froh, dass ich nicht seekrank geworden war, wie Kavenlow mir felsenfest vorhergesagt hatte. »Es fühlt sich an, als würde man von seiner Mutter auf den Armen gewiegt – oder vom Kanzler des Königreichs, in meinem Fall«, sagte ich halb im Scherz.

»Kann ich nicht beurteilen.« Er strich eine Handvoll Federn zusammen und ließ sie in einen Eimer fallen.

Verlegen beäugte ich ihn über den Rand des Bechers hinweg. »Es tut mir leid.«

»Was denn?«

»Dass du dich nicht an deine Eltern erinnern kannst.«

Er lachte rau. »Ich erinnere mich nur zu gut an sie. Aber als achtes von neun Kindern wurde ich nie auf den Armen gewiegt. Da hieß es höchstens ›Hör auf zu jammern und schlaf endlich ein!‹«, sagte er und nahm bei den letzten Worten eine barsche, ordinäre Aussprache an.

»Oh.« Ich stellte den Becher beiseite, schwang mein Haar nach vorn und strich mit den Fingern durch meine Locken, um die schlimmsten Knoten zu lösen. »Das tut mir leid. Wo wohnen sie?«

Er zuckte mit den Schultern. »Sie haben einen kleinen Hof am Waldrand etwa sieben Tagesreisen von der Hauptstadt entfernt. Ich bin davongelaufen, als ich zwölf Jahre alt war.« Seine Stimme klang jetzt ausdruckslos. »An dem Tag, als sie meinen Großvater beerdigt haben,

noch ehe die Sonne untergegangen war. Verstehst du, ich stand von allen Kindern ganz unten. War ziemlich mager. Ich hätte auch auf den Feldern arbeiten sollen, aber irgendjemand musste sich um meinen Großvater kümmern, und ich hatte nichts dagegen, ihm Suppe in den zahnlosen Mund zu löffeln. Meine Schwester fand, dass er stank. Er mochte sie auch nicht und weigerte sich zu essen, wenn ich ihn nicht fütterte. Also habe ich mich um ihn gekümmert, während alle anderen gearbeitet haben. Er war derjenige, der mir das Kartenspielen beigebracht hat. An dem Tag, als er gestorben ist, bin ich von zu Hause fortgegangen.«

»Das tut mir leid.«

Seine Augen wirkten dunkel vor Gereiztheit, als er aufblickte. »Würdest du bitte aufhören, das ständig zu sagen?«

Meine Finger gaben das Haar auf und rieben stattdessen wieder meine steife Schulter. »Du musst ihn sehr gern gehabt haben«, sagte ich, und die Trauer über meinen eigenen Verlust mischte sich in mein Mitgefühl.

Schwere Schritte waren zu hören, und ein Seemann stapfte am offenen Eingang vorbei. »Ach was. Ich wusste, dass sie mich auf den Feldern schuften lassen würden, sobald er tot war. Deshalb bin ich wegelaufen.«

Ich schnaubte leise. Er log; das wussten wir beide. Ich seufzte tief und bearbeitete weiterhin meinen Nacken. Engelsspucke, tat das weh. Und ich war so dreckig. Wenn mich die Schmutzschicht am ganzen Körper heute Nacht nicht wachhielt, dann würden die Schmerzen in meinem Nacken das gewiss tun. Und an Regen wollte ich nicht einmal denken.

»Steh auf und dreh dich um«, sagte Duncan unvermittelt, wusch sich die Hände und trocknete sie ab. Ich starr-

te ihn verständnislos an, während er das Handtuch in ein trockenes Spülbecken legte. »Dein Nacken tut weh, nicht wahr? Du reibst schon daran herum, seit du reingekommen bist. Ich will ihn dir lockern.«

Ich zögerte und ließ die Hand sinken. Meine Gedanken schweiften zu dem Tritt, mit dem ich ihn zu Boden geschleudert hatte, als er das Gleiche bei meinen Knien versuchen wollte. Dann musste ich an seine Worte vor dem Gasthaus denken. Ich erstarrte vor Verwirrung und wusste nicht, was ich tun sollte. Wider besseres Wissen mochte ich Duncan, aber ich konnte es mir auf keinen Fall leisten, ihm einen falschen Eindruck zu vermitteln.

Er schnaubte entnervt. »Nur zu. Dann leide eben die ganze Nacht lang«, sagte er, und es klang verletzt.

»Nein«, sagte ich und rutschte von der Arbeitsfläche. »Das wäre nett. Du ... hast mich nur überrascht, weiter nichts.« Immer noch unsicher, wandte ich ihm den Rücken zu. Ich strich mein Haar nach vorn und senkte den Kopf. Als er ausatmete, hörte ich, wie seine Anspannung nachließ.

Seine Hände berührten mich, kühl vom Waschwasser. Der sanfte Druck seiner Daumen wurde langsam stärker, bis ich vor Erleichterung beinahe stöhnte. Er schwieg, und ich entspannte mich. Die Schulter fühlte sich tatsächlich schon besser an, und seine einfachen Bewegungen hatten so gar nichts von dem Verführungsversuch, den ich befürchtet hatte. Das rechteckige Fleckchen Sonnenlicht verschob sich mit der Bewegung der Wellen, und ich stützte mich an der Arbeitsfläche ab.

»Du warst also seit deinem zwölften Lebensjahr auf dich allein gestellt?«, fragte ich. Niemand kam nach vorn zum Bug, wenn nicht gerade Essenszeit war, und ich hat-

te das Bedürfnis, das Gespräch in Gang zu halten, damit die Situation nicht doch noch zu vertraulich wurde.

»Meistens, ja, aber ich wäre gleich in der ersten Woche gestorben, wenn Lan nicht gewesen wäre.« Er klang ein wenig gereizt, denn seine Finger fanden gerade einen verhärteten Knoten zwischen meinem Nacken und der Schulter, und er konzentrierte sich ganz darauf. Gott steh mir bei, fühlte sich das gut an. Ich musste ein Seufzen unterdrücken. Kavenlow hatte mir oft Schmerzen und Krämpfe wegmassiert. Duncan hatte recht, es war gar nichts dabei.

»Lan hat mich bei sich aufgenommen«, erzählte Duncan, während er knetete. »Er hat mir zu essen gegeben und mir gezeigt, wie man richtigbettelt. Ich verstand damals gar nicht, warum wir nie mehr als ein paar Tage im selben Ort blieben. Als ich dann zu wohlgenährt zum Betteln war, nahm er mich von der Straße und brachte mir das Falschspielen bei.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und hielt den Blick auf meine Hände geheftet, mit denen ich mich abstützte.

»Ich war ja so dumm«, flüsterte Duncan und verschob die unablässige Bewegung seiner Finger an meinen Schultern nach außen. Ich schloss die Augen, und mein Körper gab unter seinen Händen ein wenig nach. »Als ich schließlich dahinterkam, war es mir schon egal. Ich betrachtete ihn als meinen großen Bruder. Er war sogar besser als meine richtigen großen Brüder, denn er schlug mich nie, außer ich hatte es verdient. Er war stets gut gekleidet. Er wusste immer, was er sagen musste. Hatte immer Geld.

Ich war so behext von dem Wunsch, zu werden wie er, dass ich gar nicht gemerkt habe, wie er mich benutzt hat.«

Das Schiff neigte sich nach vorn und traf ungünstig auf eine Welle. Ich riss die Augen auf, und Duncan hielt mich fest. »Was ist passiert?« fragte ich, als er mich wieder losließ.

Er drehte mich herum, und ich presste mich mit dem Rücken an die Arbeitsplatte. Seine plötzliche Nähe ängstigte mich, doch dann massierten seine Hände die tiefe Verspannung an meiner vorderen Schulter. Ich ließ die Hände sinken, wusste aber nicht recht, wohin mit ihnen.

»Lan war mehr als ein Falschspieler«, fuhr er fort. Sein Blick wirkte gedankenverloren, und mir fiel zum ersten Mal auf, dass er eine winzige Narbe an der Oberlippe hatte. »Er war ein Dieb, und ein sehr guter, wie ich noch feststellen sollte. Doch eines Abends wurde er ergrappt und wälzte den Diebstahl irgendwie auf mich ab. Ich begriff gar nicht, was da geschah.« Die Kraft in Duncans Fingern ließ nach, und sein Gesicht wurde ausdruckslos. »Er hat mit den anderen gelacht, als sie mich in Ketten durch den Ort geschleift und mit dem Diebesmal gebrandmarkt haben.«

Jedes Wort von mir konnte nur banal klingen, also schwieg ich. Mein Leben kam mir auf einmal wertlos vor, die Sorgen und Enttäuschungen meiner eigenen Kindheit lächerlich.

»Der Mann, den Lan beraubt hatte, wollte mich hängen sehen, und dazu wäre es auch gekommen. Aber in dieser Nacht hat es wahre Fluten geregnet, und Lan hat mich aus dem Pranger befreit. Hat noch erwartet, dass ich ihm dafür danke.«

»Das tut mir leid«, flüsterte ich. Ich war so ichbezogen, dass mir davon beinahe schlecht wurde.

Er zuckte mit den Schultern, schien mir jedoch allzu unbekümmert. »Eines Tages ... eines Tages werde ich

eine Möglichkeit finden, mich zu rächen. Er wird dafür bezahlen, was sie mir angetan haben.« Seine ruhige, gefasste Stimme stand in scharfem Gegensatz zu seinen Worten. Es war ein alter Hass, längst ohne Leidenschaft ausgesprochen. Es war beinahe, als hörte er sich selbst nicht richtig zu. Auch seine Hände fassten nun sanfter zu, denn meine Muskeln waren viel entspannter.

Plötzlich wurden meine Gesichtszüge starr. Die Absicht hinter seinen Berührungen hatte sich verändert. Sie waren jetzt tiefer, langsamer. Und sie enthielten die stumme Frage nach der Aussicht auf mehr.

Hitze flackerte in mir auf. Mein Blick schoss hoch und begegnete dem seinen, und mir fiel auf, wie nahe er mir war. Seine Augen waren dunkel und mir schon einen gedanklichen Schritt voraus. Er wartete ab, was ich tun würde, während ich an der Arbeitsfläche lehnte und den Unterschied in seinen Händen offensichtlich gespürt, mich aber noch nicht gerührt hatte.

Seine Bewegungen wurden noch langsamer, seine Berührung fester, fordernder. Mein Herz pochte. Plötzlich wollte ich zu gern wissen, wie es sich anfühlte, einen Dieb zu küssen, einen gefährlichen, gerissenen Dieb, der weder ungeschickt herumtastete noch sich sorgte, wer uns ertappen mochte. Jemand, der wusste, was er tat, und keine Scham dabei empfand.

Er war größer als ich, aber ich bräuchte nur leicht den Kopf nach oben zu neigen. Mit angehaltenem Atem richtete ich mich auf. Mein Kinn hob sich, meine Lippen teilten sich.

Erst jetzt flackerte die Glut in seinen Augen, als könnte sie erlöschen, und seine Hände hielten inne. »Du bist eine Prinzessin«, flüsterte er. Offenkundig hatte er meine Einladung erkannt. »Das ist nicht dein Ernst.«

»Ich bin seit sieben Tagen keine Prinzessin mehr«, entgegnete ich. »Und ich habe schon zuvor Männer geküsst.«

Er sagte nichts, doch sein zweifelnder Blick brachte mich dazu, die Hand zu heben, sie in seinen Nacken zu legen und seinen Kopf zu mir herabzuziehen. Es war doch nur ein Kuss.

Sein Bart kratzte mich, ein köstlicher Kontrast zu seinen Lippen, die so weich auf meine trafen. Ich entspannte mich und überließ mich dem wunderbar warmen Gefühl. Wie von selbst schlossen sich meine Augen, und unter seinen Händen, die mich an den Schultern hielten, schmolz meine Verspannung dahin. Er schmiegte sich an mich und zog den Kuss in die Länge. Ich ging bereitwillig darauf ein, teilte die Lippen und schob mich ihm entgegen. Meine Hand strich über seinen Rücken und hielt knapp über seiner Hüfte inne.

Langsam wich ich zurück, und er beugte sich vor und folgte mir, bis sich unsere Lippen voneinander lösten. Ich öffnete die Augen und sah, dass er auf mich wartete. Mit hämmerndem Herzen ließ ich meine Hand, wo sie war, und spürte seine Hitze durch das dünne Hemd. Das war ein sehr schöner Kuss gewesen. Viel schöner als mein letzter, obwohl Duncan stark nach Hühnchen und Kartoffeln roch.

Seine Augen blitzten vor Überraschung. »Du hast tatsächlich schon Männer geküsst.«

Ich lächelte verschmitzt. Glaubte er denn, dass der Hochadel weniger liebestoll war als das gemeine Volk? Wir waren womöglich noch toller, weil wir stets so diskret sein mussten – und Prinzessinnen ganz besonders. »Das war eben nur ein Kuss«, sagte ich und glaubte es selbst.

Er nickte, und sein beredter Blick drückte ein intensives Gefühl aus. »Nur ein Kuss.«

Trotzdem hielt ich den Atem an, als er die Hand an meine Wange schmiegte und sich vorbeugte. Ich erlaubte ihm, mich an sich zu ziehen, und schloss die Augen, als er den Kopf senkte und mich erneut küsste. Nun stieg dieses warme Gefühl viel stärker in mir auf. Ich sog scharf den Atem ein, nahm meinen Willen zusammen und versuchte, mit ihm zu verschmelzen. Ich verschränkte die Finger in seinem Nacken und zog ihn noch näher heran.

Ganz langsam, beinahe unbemerkt, wandelte sich sein Kuss von einer zarten Frage zu hitziger Tiefe. Sein gezungtes Begehrten wurde immer spürbarer und sprang wie ein Funken von ihm auf mich über. Diese Empfindung brach wie eine warme Woge über mich herein und ließ mich erstarren, denn sie entlockte mir eine überraschende, beinahe verzweifelte Begierde, die ich noch nie gefühlt hatte.

Erschrocken wich ich zurück. Ich ließ die Hände sinken und drückte mich mit dem Rücken ängstlich an die Arbeitsplatte. Ich wusste, wie unklug es war, einen Kuss zu mehr werden zu lassen.

Duncan sah mich an und schien sich zusammenzureißen. »Du hast damit angefangen«, sagte er mit tiefer, leicht heiserer Stimme. Er stand mit hängenden Armen vor mir, und seine ganze Haltung drückte eine berauschende Mischung aus Begehrten und Beherrschung aus.

Ich schluckte schwer. Es machte mir Angst, dass ich mich so leicht vergessen hatte. »Das hätte ich nicht tun dürfen«, sagte ich leise. »Es tut mir leid.« Ich wichen seinem Blick aus und ging zur offenen Tür.

»Es tut dir leid?« Ich fuhr zusammen, als er mich am

Oberarm packte und zurückhielt. Sein Blick war zornig, und ich wehrte mich nicht gegen seinen kneifenden Griff; ich glaubte, noch viel Schlimmeres verdient zu haben, weil ich ihn so irregeführ hat. »Du kannst mir nicht erzählen, dass dir das nicht gefallen hat.«

»Natürlich hat mir der Kuss gefallen«, erwiderte ich. »Das war der ...« Die Worte blieben mir im Halse stecken. Ich konnte ihm nicht sagen, dass dies das sinnlichste, leidenschaftlichste Gefühl gewesen war, dem ich mich je hingegeben hatte, und dass ich so gut wie alles tun würde, um es noch einmal zu erleben. »Ich kann das nicht, Duncan«, flüsterte ich verängstigt. »Nicht jetzt.« Seine Hand löste sich von meinem Arm, und ich trat hinaus in die Sonne. Der Wind fegte über mich hinweg und schien den letzten Rest meiner Selbstsicherheit mit sich fortzureißen.

»Na, wann kannst du denn dann?«, rief er mir wütend nach. Ich schmiegte mich fest in meinen Umhang und trat verwirrt an die Reling.

20

An Deck wehte eine himmlische Brise, und es fühlte sich wunderbar an, wie sie durch mein Haar strich. Die Locken glitten glatt und seidig durch meine Finger – ich hatte mir das Haar außerdem geschnitten, so dass es mir nun nicht mehr bis zur Taille, sondern nur über den halben Rücken fiel. Ich war endlich sauber, und das fühlte sich so *gut* an. Das Kleid klebte mir an den Schultern, die Taille meines roten Unterrocks war feucht, und meine Strümpfe waren beim Waschen fast zu Lumpen zerfallen, aber das war mir gleich. Ich war sauber.

Ich stand zwischen Wasser und Himmel am Deck der *Strandläufer*, die vor Brenton dümpelte. Der schwache Lärm von der kleinen Ortschaft ging in der Aufregung der Pferde unter, die mit einer Winde über die Reling hinabgelassen wurden. Dass wir die *Strandläufer* nun verlassen würden, war der einzige Wermutstropfen in meiner allgemeinen Zufriedenheit.

Ich hatte am Morgen endlich mein Bad genommen, in der Kapitänskabine, weil die Mannschaft ansonsten vermutlich gemeutert hätte. Duncan hatte Eimer um Eimer voll Wasser von der Kombüse quer übers Schiff getragen. Er schmollte jetzt. Ich hatte ihn auf seine üble Laune angesprochen, weil ich vermutet hatte, dass unser Kuss die Ursache sei. Ich sagte ihm, es täte mir leid, es sei sein gutes Recht, zornig zu sein, aber er täte besser daran, die Sache zu vergessen. Er wurde aufbrausend und erwiderete, ich solle mir nichts einbilden, er sei deshalb wütend auf mich, weil ich ohne ihn mit dem Kapitän Karten gespielt hatte, nicht wegen eines albernen Kusses von einem schäkernden Weibsbild, das sich nicht beherrschen konnte.

Ich besänftigte meinen verletzten Stolz, indem ich mit der Seife nach ihm warf. Vermutlich glaubte er das sogar selbst. Er hatte durchaus Grund dazu, sich über mein Kartenspiel zu ärgern. Duncan als einfachem Matrosen war es nicht erlaubt, mit dem Kapitän Karten zu spielen. Er hatte nicht einmal zuschauen dürfen, da nur der Erste Offizier Zugang zur Kapitänskajüte hatte. Der kleine Raum war längst mein Lieblingsplatz an Bord geworden, eine behagliche Zuflucht vor kalten Blicken und schneidendem Wind.

Zum Glück hatte der Kapitän seine väterliche, übertriebene Rücksichtnahme abgestellt, sobald er erkannt

hatte, dass ich ebenso gut spielte wie er. Am Ende hatte ich nicht nur das Wasser für mein Bad gewonnen, sondern auch noch das Brennholz, um es zu erhitzten.

Der Kapitän und ich verstanden uns nun blendend, nachdem wir den ganzen Abend lang Tee getrunken und uns unterhalten hatten. Seine Teeblätter reichten an die Qualität heran, mit der ich aufgewachsen war, und, heilige Glöckchen, er hatte sogar den Honig dazu. Ich stellte fest, dass er ein wirklich gebildeter Mann war und begierig darauf, einem geneigten Zuhörer seine Geschichten zu erzählen: von dunkelhäutigen Frauen, die halb nackt umherliefen, weil die Sonne heiß genug brannte, um einen Mann zu töten, von Kriegern, die sich mit Federn schmückten, Gewürzen, die von innen heraus brannten, klugen Tieren mit winzigen Gesichtern und Händen, die denen von Menschen ähnelten, und von Trommeln, die einen mit ihrer Musik in den Wahntreiben konnten.

Im Gegenzug unterhielt ich ihn mit Anekdoten aus dem Palast. Meine Geschichte, ich sei ein Mitglied des Hofes und auf der Flucht vor einem möglichen Krieg, akzeptierte er ohne Weiteres. Sie erklärte mein Geschick im Rechnen und meine Art zu sprechen. Ich fand die liebestollen Albernheiten von adeligen Männern und Frauen langweilig, doch er lauschte meinen Erzählungen hingrissen. Was die finsternen Nachrichten aus der Hauptstadt betraf, hielt ich mich eher zurück. Ich konnte den Gedanken kaum ertragen, dass Kapitän Borlett bald in den Kriegsdienst gestellt werden und statt Salz und Getreide flammenden Teer und Metall transportieren würde. Ich erwähnte auch den Tod meiner Eltern nicht, sondern erklärte nur, dass der Misdever Prinz unerhörte Forderungen stellte und auf eine sofortige Hochzeit drang. Das

war nicht gelogen – ich hatte nur vieles ausgelassen und Garretts wahre Taten stark untertrieben.

Ich würde nichts sagen, was einen Krieg auslösen könnte. Die Erinnerung daran, wie meine Untertanen vor acht Jahren den Attentäter auf offener Straße spontan gesteinigt hatten, stand mir noch deutlich vor Augen. Ich wollte nicht, dass mein Volk die Sache selbst in die Hand nahm, wenn man das Problem durch Diplomatie und ein gut gezieltes Messer aus der Welt schaffen konnte, ohne dass irgendjemand außer Garrett sein Leben lassen musste.

»Tess!«, bellte eine Stimme hinter mir. Es war der Kapitän, und ich drehte mich um. Lächelnd strich ich mir das Haar aus den Augen, und erst jetzt fiel mir auf, dass ich meinen Haarknoten und die Pfeile seit dem ersten Abend an Bord nicht mehr getragen hatte. »Tess«, wiederholte er, als er mich erreicht hatte. »Ihr seht so ... sauber aus.«

»Danke sehr.« Ich blickte mit zusammengekniffenen Augen zu ihm auf und beschirmte das Gesicht mit der Hand gegen die grelle Sonne. »Ein herrlicher Tag heute.«

Er nickte, und sein Blick glitt zur Mastspitze, wo seine Flagge flatterte. »Ja. Wir segeln von hier hinaus aus der Bucht und nach Lovrege.«

Ein warnender Ruf erscholl, und wir blickten zu Duncan hinüber, der seine liebe Mühe hatte, Tuck richtig zu verschnüren. Das arme Tier war der Panik nahe und rollte mit den weit aufgerissenen Augen. Ruß war bereits von Bord – sie war mit der Winde ins Wasser hinabgelassen worden und schwamm ans Ufer. Jecks Pferd sollte als letztes drankommen. Aus dem Beiboot, das ich nicht sehen konnte, trieben die rüden Rufe der Matrosen herauf.

»Ich sollte gehen«, sagte ich voller Bedauern. »Ich glaube nicht, dass der Rappe Euch Schwierigkeiten bereiten wird. Ruß hat schon fast den Strand erreicht. Einer von uns sollte dort sein, damit sie nicht noch gestohlen wird.«

»Meine Leute werden sie im Auge behalten«, sagte er. »Und ich habe zwei Mann an Land geschickt, die Wasser und Holz kaufen.«

Tuck wieherte, als sich die Taue um ihn festzogen und seine Hufe vom Deck abhoben. Ich streckte die Hand aus und war erleichtert, als das Tier erstarrte, alle vier Beine steif von sich gestreckt.

»Seht Ihr?«, sagte Kapitän Borlett. »Wusste ich doch, dass er das schafft. Meine Männer wissen schon, was sie tun.«

Duncan rief eine nervöse Ermunterung, während Tuck über die Reling hinausgeschwenkt wurde. Drei Matrosen begannen, ihn langsam an der Winde herabzulassen. Die Hufe des Pferdes berührten das Wasser, und Tuck explodierte in hilfloser Angst. Er trat in Panik um sich, und die Seile verhedderten sich.

»Ho, ho!«, rief ein Matrose im Beiboot. »Er hängt fest! Er wird sich selber ersäufen!«

»Tuck!«, schrie Duncan, und seine Stimme überschlug sich vor Angst. Entsetzt sah er zu, wie das Pferd im Wasser strampelte. Duncan stürzte sich über die Reling und klatschte ins Wasser. Ich rannte hinüber. Das Pferd beruhigte sich, als Duncan es berührte. Er redete laut mit Tuck, während er die Seile entwirrte, und die beiden schwammen aufs nahe Ufer zu.

»Ich sollte wirklich gehen«, sagte ich und hielt inne, als der Kapitän sich räusperte.

»Madam«, sagte er förmlich und hielt mir einen Um-

schlag hin, der mit einem Tropfen Wachs versiegelt war. Verblüfft nahm ich ihn an. Als er meine Verwunderung bemerkte, fügte er hinzu: »Das ist eine Empfehlung.« Er wirkte verlegen und strich sich über den grauen Bart. »Ihr habt bei meinen Büchern großartige Arbeit geleistet. In dem Empfehlungsschreiben steht, dass jeder Kapitän sich glücklich schätzen kann, Euer Geschick mit den Zahlen als Bezahlung für Eure Passage anzunehmen.« Er zwinkerte mir zu. »Falls Ihr es wieder einmal eilig haben solltet.«

Ich strahlte. Zum ersten Mal tat ich etwas allein, und ich machte meine Sache gut. »Danke sehr«, erwiderte ich und steckte das kostbare Dokument ein. Er hatte keine Ahnung, wie sehr ich mich darüber freute.

»Nehmt das auch mit«, sagte der stämmige Mann und reichte mir ein in Stoff gewickeltes Päckchen. Er stand stocksteif neben mir, wippte auf den Fersen und hielt den Blick auf die bewaldeten Hügel vor uns gerichtet.

Ich faltete das Tuch auf und fand darin einen kleinen Krug Honig. Dann erst fiel mir auf, in was er eingewickelt war, und mir blieb der Mund offen stehen. Ich blickte von dem Stück Stoff zur Flagge am höchsten Mast hinauf. »Das ist Eure Flagge!«, hauchte ich, und die Fahne – drei schwarze Schrägstiche auf goldenem Grund – flatterte in der Brise.

»Ja«, sagte er. »Damit kann ich Euch diesen Winter finden, wo auch immer Ihr seid – wenn Ihr das wollt. Ich werde danach Ausschau halten. Und Ihr könnt Euch wieder um meine Bücher kümmern. Möglich, dass ich zu den südlichen Inseln hinaus muss. Das wird eine lange Reise. Ihr könnt auch Euren Burschen mitbringen. Aber nicht sein Pferd.«

Es schnürte mir die Kehle zu. Wenn ich doch nur so

weit fortsegeln könnte. »Ich danke Euch«, sagte ich und wollte das Schiff gar nicht mehr verlassen.

»Hissst sie an irgendeiner Stange in Sichtweite des Hafens«, sagte er und starnte ins Leere. »Dann finde ich Euch schon.«

Ich schlug den Honig wieder in die Flagge ein und brachte kein Wort heraus. Mit einem Kloß in der Kehle raffte ich die Röcke und kletterte einhändig über die Reling und die Strickleiter hinunter. Es war Haron, der mir half, in das schaukelnde Beiboot zu steigen. Seine kleine Hand fühlte sich rau an, doch ich wusste seine widerwillige Unterstützung zu schätzen. Jecks Pferd erreichte im selben Moment das Wasser. Die mit Bleien beschwerten Seile glitten leicht von dem ruhigen Pferd, das sofort aufs Ufer zuschwamm.

Die *Strandläufer* blieb mit gleichmäßigen, rhythmischen Ruderschlägen hinter mir zurück. Der Kloß in meiner Kehle überraschte mich. Ich hob die Hände, um mir das Haar mit einer Kordel zum Knoten hochzubinden. Bis das Beiboot an den steinigen Strand schrammte, steckten meine wenigen verbliebenen Pfeile darin.

Niedergeschlagen stand ich auf. Haron stieg ins Wasser hinunter, riss mich ohne Vorwarnung von den Füßen und trug mich platschend die paar Schritte an Land. »Danke«, sagte ich errötend, als er mich absetzte. Er roch nach Wind und Schweiß. Ich sah nach Duncan, der seinem zitternden Pferd beruhigende Worte zusäuselte. Die Männer warfen unsere Sachen an Land und nahmen ein Bündel Feuerholz und ein Fass Wasser an Bord, das zwei Matrosen herbeigerollt hatten.

»Ich glaube immer noch, dass Frauen auf dem Wasser Unglück bringen«, sagte Haron neben mir, und ich fuhr überrascht zu ihm herum. »Aber der Kapitän ... Er sagt,

Ihr könnt sie hören. Die See, meine ich.« Sein Blick huschte weg und wieder zurück zu mir. »Stimmt das?«

Ich schaute zur *Strandläufer* hinaus und nickte, und Tränen verschleierten mir die Sicht. Ich hatte mich dort draußen sicher gefühlt. Und frei.

»Erscheint mir nicht richtig«, sagte er, berührte zum Abschied seine rote Mütze und trat barfuß ins flache Wasser. »Warum lässt Gott eine Frau das Meer hören, wo sie doch nicht den Wellen trotzen soll?«

Er schob das Boot in tieferes Wasser. Der schrammende Kiel schien über meine Seele zu kratzen, mir wehzutun. Seine Frage war kein Hohn gewesen; er war verwirrt. Ich hatte seine Überzeugungen ins Wanken gebracht.

Ich atmete rasch durch, wischte mir mit der Hand die Nase und kehrte der See den Rücken zu.

Vor mir lag Brenton, klein und chaotisch. Nervös überprüfte ich meinen Haarknoten, ob alles auch war, wie es sein sollte, und meine Angst vor Jeck brach mit aller Macht wieder über mich herein. Der Wind in den Blättern klang auf einmal bedrohlich, und das kleinste Zucken der Pferdeohren entging mir nicht. In den neugierigen Blicken der wenigen Dorfbewohner meinte ich Feindseligkeit oder Verschlagenheit zu erkennen. Die Leute waren schmutzig, und ich hatte hier noch niemanden mit Schuhen gesehen. Der ganze Ort stank nach Fisch. Etwas so Ärmliches wie Brenton war mir noch nie begegnet. Ich zog mir den Umhang enger um die Schultern und fragte mich, was mir sonst noch entgangen sein möchte hinter meinen hohen Palastmauern.

Stolpernd bewegte ich mich über den rutschigen, steinigen Strand zu Duncan. »Geht es Tuck gut?«, fragte ich, doch er antwortete nicht. Allerdings färbte sich sein

Nacken rot, während er weiterhin sein Pferd tätschelte und ihm gut zuredete. *Schoh*, dachte ich. Er war schlimmer als Heather, wenn er meinte, mich bestrafen zu können, indem er mich ignorierte.

Ich runzelte die Stirn über sein kindisches Benehmen und führte Ruß und Jecks Pferd in das Flüsschen, das mitten durch Brenton lief. Ich raffte die Röcke, so hoch es ging, damit sie nicht nass wurden, und schöpfte mit der Schüssel aus meinem Bündel Wasser über die Pferde, um das Salz aus ihrem Fell zu spülen. Mit den Überresten meiner Strümpfe rieb ich Jecks Pferd den Rücken trocken, ehe ich ihm mein Reitkissen und das Bündel aufschnallte.

Duncan behielt sein eisiges Schweigen bei. Er stapfte in das Flüsschen, setzte sich, so dass ihm das Wasser bis zu den Achseln reichte, und ließ sich das Salz wegspülen. Dann tauchte er den Kopf unter, kam wieder zum Vorschein und strich sich das Haar zurück. Immer noch tropfnass, wusch er Tuck ab und führte ihn das steile Ufer zur Straße hinauf. Ich folgte ihm, und wir gingen schweigend in den Ort hinein. Es gab hier keinen Pier, aber vermutlich eine Taverne, in der ich mich nach Kavenlow erkundigen konnte.

Ich blickte nicht zur *Strandläufer* zurück. Verwirrung und Frustration drückten schwer auf meine Brust. Kapitän Borletts Brief schenkte mir die Freiheit. Es gab keinen vernünftigen Grund dafür, dass ich meinen Posten als Prinzessinnenersatz nicht einfach aufgab. Aber zu fliehen bedeutete, Garrett am Leben zu lassen. Und ich wollte ihn tot sehen.

»Sieh sie dir an«, sagte Duncan verärgert zu Tuck, während wir uns wieder im Lärm und Gestank vieler Menschen zurechtfanden. »Habe ich dir schon erzählt,

dass sie mich vierzehn Eimer Wasser über das Deck dieses Schiffes hat schleppen lassen, verbrannt noch mal? Madam Prinzessin möchte sich das Haar waschen, verbrannt. Madam Prinzessin möchte sich die Kleider waschen. Das ist unfair, verbrannt unfair. Und was noch schlimmer ist, sie hat mich nicht einmal zuschauen lassen, wie sie das Bad gewonnen hat. Sie betrügt, Tuck, ja, sie spielt falsch. Sonst hätte sie mich ja zusehen lassen.«

»Ich habe nicht betrogen«, sagte ich gereizt. Ich glaubte immer noch, dass er sich in Wahrheit über den Kuss aufregte, nicht über das Kartenspiel.

»Hörst du dieses Vögelchen singen, Tuck?«, höhnte Duncan. »Hast du schon jemals im Leben ein so nervtötendes Gezwitscher gehört?«

Ich runzelte die Stirn. Duncans Füße machten ein pat-schendes Geräusch in seinen nassen Stiefeln, genau im Rhythmus meiner Schritte.

»Niemand gewinnt so oft beim Kartenspiel, außer er betrügt«, fuhr er an sein Pferd gewandt fort, obwohl sich die Worte an mich richteten. »Sie mogelt, Tuck, so sicher, wie du ein Wallach bist, du armer Kerl. Aber ich komme nicht dahinter, wie sie es macht.« Er schwieg drei Herzschläge lang. »Wenn sie es mir sagt, würde ich vielleicht wieder mit ihr sprechen.«

»Duncan ...« Ich ließ die Schultern hängen. »Ich betrüge nicht. Ich habe mein Leben lang mit jemandem gespielt, der das tut. Ich musste lernen, Menschen beim Spiel zu lesen, um hin und wieder gewinnen zu können. Der Kapitän war ein guter Spieler, aber achtlos. Er hat sich über den Bart gestrichen, wenn er darüber nachdenken musste, welche Karte er ablegen sollte. Er hat sich vorgebeugt, wenn er glaubte, mein Blatt wäre besser als seines, und er hat immer einen Schluck getrunken, wenn

er eine höhere Karte als ein Schwert gezogen hat. Wenn du deine Mitspieler genauso lange und gründlich beobachteten würdest wie die Karten, bräuchtest du gar nicht falschzuspielen.«

»Hör sie dir an«, sagte Duncan zu Tuck und erschlug eine Stechmücke, die auf dem Hals seines Pferdes gelandet war. »Erzählt hübsche Geschichten.« Er warf mir einen Blick zu. Sein Bartansatz ließ das zornige Gesicht hässlich wirken. »Du bist eine gute Geschichtenerzählerin, Tess. Hast du schon mal daran gedacht, den Beruf zu wechseln?«

Ich ignorierte ihn und hielt auf einen Vorhof aus gestampfter Erde zu, der ebenso auf eine Taverne hinwies wie das Schild über der Tür. »Du brauchst nicht mit reinzukommen, wenn du nicht willst«, sagte ich. Ich selbst hatte Wirtsstuben und Bier und die ohrenbetäubenden Bemerkungen von Männerstimmen an entgegenkommende Frauen mit vollen Krügen und üppigem Busen gründlich satt.

Duncan schob Tucks Kopf aus dem Weg, um mich ansehen zu können. »Hast du noch genug Geld für etwas zu essen?«, fragte er. Bei der Aussicht auf Essen hatte er mir offenbar rasch verziehen.

»Du hast die letzten zwei Tage in der Kombüse verbracht und bist hungrig?« Ich spürte ein nervöses Kribbeln. »Jeck ist uns auf den Fersen. Wir stellen nur schnell fest, ob und wann Kavenlow hier war. Dann reiten wir weiter.«

»Oh, ja«, sagte er gedeckt. »Ich will unbedingt sehen, wie du da hineingehst und dich erkundigst, ob sie einen weisen alten Mann mit einer Prinzessin gesehen haben.«

Ich runzelte die Stirn. »Man muss durch Brenton, wenn man zur Vogelinsel will. Er ist entweder vor uns

oder schon auf dem Rückweg in die Hauptstadt. Ich muss wissen, welche Richtung ich einschlagen soll.«

»Und Hauptmann Jeck wird genau das Gleiche tun, nicht wahr?«, erwiderte er. »Entweder verfolgt er uns übers Wasser, oder er wartet einfach ab, bis wir ihm auf dem Rückweg in die Arme laufen.«

Einen Moment lang hörte ich nur das Blut in meinen Ohren rauschen. *Warum habe ich nicht so weit vorausgedacht?* »Halt den Mund, Duncan«, sagte ich mit einem eiskalten Gefühl in der Magengrube.

»Für eine so talentierte Frau bist du nicht besonders klug.«

Ich kniff die Lippen zusammen und band Jecks Pferd und Fuß am Pfosten vor dem Wirtshaus an. Der Stall war nur ein wackelig aussehender, offener Schuppen, der an einem Baum lehnte. Ich warf einen Blick zurück auf die Bucht und sah die *Strandläufer* unter vollen Segeln aufs offene Meer zuhalten, ohne mich. Die Angst – der Drang, schnell weiterzuziehen, der auf der *Strandläufer* einfach von mir abgefallen war – erfüllte mich nun von Neuem. Ich wollte keine Aufmerksamkeit erregen, aber ich musste wissen, ob Kavenlow hier gewesen war. Garretts Verstärkung würde bald in der Hauptstadt eintreffen. Mir lief die Zeit davon.

Duncan betrat vor mir die Wirtsstube. Ich folgte ihm, und ein Laut des Abscheus entchlüpfte mir beim ersten, flachen Atemzug. Es stank nach verdorbenem Fisch und fauligen Kartoffeln. Selbst Duncan rümpfte die Nase, während er den Blick von der Feuerstelle zu einem Grüppchen zu dünner Männer schweifen ließ, die hier ihr Bier tranken. Ich musterte die schlampig gekleidete Frau, die sich auf dem Schoß des lautesten Mannes räkelte, und verzog das Gesicht. Dieses Wirtshaus war nicht mit den

Drei Krähen zu vergleichen. Da es das einzige am Ort war, gab es sich keine Mühe, einladend zu wirken. »Ein Wunder, dass überhaupt jemand hier ist«, brummte ich. »Es stinkt nach Fisch.«

»Oh, Neuankömmlinge. Was wollt Ihr?«, fragte eine Frau, die aus einem Hinterzimmer trat. Ihr Blick glitt über Duncans nasse Kleidung. »Ein spätes Mittagessen? Vielleicht ein Zimmer? Hm? Ja?«

Mein Herz machte einen erschrockenen Satz, als Duncan mich nachdenklich beäugte. »Zwei Bier, bitte«, sagte ich und legte den passenden Betrag vor sie hin. *Vielleicht wird das Bier ihn erweichen, wenn es meine Worte schon nicht schaffen. Zumindest wird es ihn ablenken.*

Sie zog die Augenbrauen hoch, als sie meinen Akzent hörte. Duncan nahm den ersten Humpen. Ich hielt den Atem an und kostete vorsichtig. Ich blickte zu Duncan auf, als ich feststellte, dass das Bier überraschend gut schmeckte. Er schaute von mir zu den Männern am Kamin. »Ich warte da drüben, bis du fertig bist«, sagte er knapp und glitt auf die Gruppe zu wie Treibgut auf der Flut.

»Ja, geh nur«, ermunterte ich ihn, denn solange er *dort* war, würde er meine vorsichtige Befragung *hier* nicht verderben. »Madam«, sagte ich, »Ihr braut ein gutes Bier.«

Sie ließ erneut den Blick über mich schweifen und fragte sich offenkundig, was ich hier zu suchen hatte. »Mein Mann hat mir das beigebracht«, erklärte sie und zog einen Lumpen über einen Tisch, als würde sie ihn abwischen. »Bringt die Schiffe her, wo sie sonst schon keinen Grund zum Anlegen haben. Ihr kommt aus der Hauptstadt?«

Ich dachte an das bittere Bier in den Fässern der

Strandläufer und nickte. »Wir sind eben von Bord der *Strandläufer* gegangen.«

»Ihr und Euer Mann, was?«, unterbrach sie mich und wies mit einem Nicken zum Kamin.

»Äh ... ja«, stammelte ich. »Da fällt mir ein, ich hatte mich gefragt –«

»Tymus nimmt Passagiere an Bord?«, platzte sie heraus. »Sieht ihm gar nicht ähnlich.«

Tymus?, dachte ich. Es gefiel mir nicht, dass Kapitän Borlett und diese Frau sich offenbar sehr gut kannten. »Es hat uns ein hübsches Sümmchen gekostet, ihn dazu zu überreden«, sagte ich. »Ich versuche, mich hier in der Gegend mit jemandem zu treffen. Ein älterer Mann, gut gekleidet? Er war hierher unterwegs.«

Die Frau wischte sich die Hände am Rock ab und ließ den Blick über ihre Gäste schweifen. »Ich habe den Ruf gar nicht gehört, dass ein Schiff reingekommen ist. Wo ist denn Tymus' Mannschaft? Hat er eine große Fracht? Ist Stoff dabei?«

»Nein«, antwortete ich und ärgerte mich, als mir klar wurde, dass ich völlig die Kontrolle über diese Unterhaltung verloren hatte. »Keine Fracht. Er hat gar nicht angelegt und ist schon wieder weg. Er hat nur kurz gehalten, um uns von Bord zu lassen.«

»Oh.« Die Frau war sichtlich enttäuscht. Sie blickte zu Duncan hinüber. »Er hat Euch schwimmen lassen?«

»Nur ... meinen Mann.« Ihre Augenbrauen hoben sich, und ich preschte vor. »Ich hatte gehofft, dass Ihr mir vielleicht helfen könnetet, meinen Vater zu finden. Möglicherweise ist auch meine Schwester bei ihm?« Die Lügen kamen mir erschreckend leicht über die Lippen.

»Ihr wisst nicht, ob Eure Schwester bei ihm ist oder nicht?« Sie sah mich an, als wäre ich dumm. Errötend

warf ich einen Blick zu Duncan hinüber, der sich unterhielt und angeregt gestikulierte. Es gefiel mir nicht, dass dieses Flittchen ihn an der Schulter berührte. Dem Mann, auf dessen Schoß sie gerade saß, passte das offenbar auch nicht.

»Äh«, sagte ich, als mir wieder einfiel, dass die Wirtin mich etwas gefragt hatte. »Er holt sie nach Hause, in die Hauptstadt. Er ist gewiss nicht per Schiff unterwegs, und ich weiß nicht, ob ich ihn womöglich schon überholt habe, so schnell bin ich ihm nachgeeilt.«

Sie nickte wissend. »Alter Mann mit grauem Bart? Gutaussehend, wenn ich das sagen darf? Ganz fein herausgeputzt?«

Erleichterung durchflutete mich. Garretts Meuchler hatte ihn noch nicht gefunden. »Ja, das müsste er sein.«

»Ja«, sagte die Frau und wischte mit einem Schürzenzipfel eine Schüssel aus. »Ihr habt sie knapp verpasst. Er ist vor zwei Tagen hier durchgekommen, von der *Seenebel*. Hat den Ellisons das Pferd abgekauft und ist aus dem Ort geritten, als sei der Leibhaftige hinter ihm her.«

»Vor zwei Tagen!«, rief ich leise aus. Ich hätte es nicht für möglich gehalten, dass er die Bucht überquert hatte.

»Ein Jammer, dass Ihr nicht früher angekommen seid«, fuhr die Frau fort. »Er ist heute Morgen aufgebrochen.«

Ich hob den Kopf und sah sie verwirrt an. »Aber Ihr sagtet doch ...«

»Mit Eurer Schwester und ihrem Burschen«, fügte sie hinzu, und meine gerunzelte Stirn glättete sich. Kavenlow war auf dem Weg zurück in die Hauptstadt. Dann zögerte ich erneut. *Ihrem Burschen?*

»Sie haben hier übernachtet«, erzählte die schwatzhaf-

te Wirtin weiter. »Meine beiden besten Zimmer haben sie genommen. Sie ist ein wunderhübsches Ding, nicht? Das Haar so lang, dass sie drauf sitzen könnte, und so hell wie die Sonne auf dem Wasser.«

Ich verzog das Gesicht und berührte mein mattes, braunes Haar. »Ja. Das ist ... sie.«

»Ich verstehe schon, warum Euer Vater solch einen Narren an ihr gefressen hat«, sagte sie. »Hat sie keinen Augenblick allein gelassen. Niemand durfte ihr zu nahe kommen. Hat sie von vorne bis hinten bedient. Ich habe das zarte Kind ja kaum gesehen. Wirkt ein bisschen krank, das dünne Dingelchen. So traurig, ganz melancholisch. War sie der Gesundheit wegen in den Bergen?«

»Es geht ihr gut«, entgegnete ich und bemühte mich, meinen Zorn zu verbergen. Kavenlow *bediente* sie? Er war kein Diener. Mein grundsätzlicher Widerwille der Prinzessin gegenüber wurde zu echter Abneigung.

»Das war vielleicht ein Anblick. Die beiden sind um sie herumgesprungen, als wäre sie eine Königin«, erzählte die Frau.

»Königin. Ja«, brummte ich.

»Eines sage ich Euch, wenn mein Mann mir gegenüber nur halb so aufmerksam gewesen wäre, hätte ich mir vielleicht mehr Mühe gegeben, ihn am Leben zu erhalten, als er krank wurde.«

Mir war übel vor Eifersucht. Ich stellte meinen Krug beiseite. »Ja. Danke. Ich muss jetzt gehen.«

»Wenn Ihr Euch beeilt, könnetet Ihr sie wohl noch heute Abend einholen. So ein Wagen ist nun einmal langsam.«

Ein Wagen!, dachte ich. Kein Wunder, dass sie ewig brauchte, um zum Palast zu kommen. Die perfekte kleine Prinzessin konnte also nicht reiten. Sie brauchte einen Wagen. »Das glaube ich gern«, sagte ich und versuchte

gar nicht mehr, meine Bitterkeit zu verbergen. »Danke sehr.«

»Hoffentlich findet Ihr Euren Vater und Eure Schwester. Viel Glück!«

»Ja. Danke.« Ich wandte mich ab, ehe sie noch etwas sagen konnte, und stapfte quer durch den Raum zu Duncan hinüber. Kochend blieb ich hinter seinem Stuhl stehen. Der Mann ignorierte mich und machte mich damit noch zorniger. »Komm, Duncan«, sagte ich und zupfte ihn am Ärmel. »Wir müssen gehen.«

Duncan erhob sich aufreizend langsam und zog zum Abschied kurz den Hut vor der liederlichen Frau. Sie grinste mich beinahe höhnisch an – zweifellos hielt sie mich für die eifersüchtige Ehefrau. Aber weshalb sollte ich eifersüchtig auf sie sein? Sie hatte schmutzige Füße, jeder so groß wie eine dicke Ente.

»Sie haben die vergangene Nacht hier verbracht«, sagte ich und zog ihn zur Tür.

Duncan reckte den Boden seines Humpens der Decke entgegen und trank gierig die letzten Schlucke. »Ich weiß«, erwiderte er, als er Luft holen musste. »Schoh, schmeckt das gut.«

»Woher weißt du das?«, fragte ich und blickte hinter uns, als die vor dem Kamin herumfläzende Gruppe laut lachte, vermutlich über mich.

»Thadd spielt gern Würfel.«

»Thadd? Wer ist Thadd?« Ich nahm ihm den leeren Krug ab und stellte ihn auf einen Tisch, ehe ich ihn hinaus in die Sonne und zu den Pferden drängte.

»Thadd ist ihr Ziegenhirte«, sagte er. »Eigentlich ist er Bildhauer. Er liefert eine Statue ab. Daher der Wagen.«

»Ziegenhirte?« Ich kniff gegen die grelle Sonne die Augen zusammen und sah ihnverständnislos an.

Duncan band Tuck los und rülpste, womit er bei mir Ekel und bei dem kleinen Jungen, der ganz in der Nähe die Hühner auf der Straße mit Steinchen bewarf, große Bewunderung hervorrief. »Ja. Ziegenhirte. Du weißt schon, der Held, der in all den Geschichten der Prinzessin hilft, das Königreich zu retten.« Mit hämischem Grinsen fügte er hinzu: »Er ist in sie vernarrt. Der arme Kerl. Ob er wohl weiß, wer sie wirklich ist?«

Ziegenhirte? In meine Gedanken versunken, schwang ich mich auf Jecks Pferd und zog Kleid und Umhang zurecht. Wie kam die Prinzessin denn an einen Bildhauer?

Wir ritten schnell aus dem Ort hinaus. Hinter mir hörte ich einige Rülpser von dem Stallburschen, der Duncan zu übertreffen versuchte. »Sieh nur, was du da angerichtet hast«, sagte ich angewidert.

Duncan grinste, und sein rötlich schwarzer Bart wirkte abscheulicher denn je. »Weißt du denn nicht, wie man seiner Wertschätzung für ein so großartiges Bier angemessen Ausdruck verleiht? Und hat man schon jemals von einem Meuchler gehört, der nicht rülpsen kann?«

Mein Magen krampfte sich ängstlich zusammen, und ich blickte über die Schulter zurück, um mich zu vergewissern, dass ihn niemand gehört hatte. »Du bist ein Vollidiot, weißt du das?«

»Und du bist eine Meuchlerin, Tess«, entgegnete Duncan fröhlich, als gefiele ihm diese Vorstellung. »Keine Diebin oder Falschspielerin. Du bist eine Meuchlerin. Und gemeinsam werden wir ein Vermögen machen. Wenn du das Königreich gerettet hast und so weiter.«

»Du bist mir vielleicht ein Betrüger«, schalt ich. »Ein Bier, und du verlierst auch noch den letzten Rest Verstand.«

»Ich bin nicht betrunken«, behauptete er, und seine

Augen blickten so klar, dass ich ihm glaubte. »Denk nur einmal darüber nach. Wozu bist du denn sonst nütze?«

Ja, wozu?, dachte ich, als wir den stinkenden Hafen von Brenton hinter uns ließen. Im leichten Galopp machten wir uns auf den Weg zur Hauptstadt. Ich fragte mich, was es zu bedeuten hatte, dass die Fähigkeiten einer Prinzessin und die einer Meuchlerin so dicht beieinander-lagen, dass niemand einen Unterschied bemerkte.

21

Was soll ich nur mit der Prinzessin machen? Der dumpfe Hufschlag von Jecks Pferd hämmerte den Gedanken noch tiefer in meinen Kopf, während wir den Pfad zur Hauptstadt entlanggaloppierten. Der Weg wies zwar Hufspuren und Rillen von Wagenrädern auf, war aber dankenswerterweise leer. Jecks Pferd stolperte nie, und die sanfte Bewegung, die mich normalerweise beruhigte, machte alles nur schlimmer. Jedes Zögern vor dem nächsten Hufschlag klang für mich, als holte jemand Luft zum Sprung, und vor Anspannung hätte ich schier zerspringen mögen. Meine Gedanken kreisten immer wieder um die Frage, der gegenüber ich mich bisher verschlossen hatte. *Was soll mit der Prinzessin geschehen?* Wenn die Prinzessin den Thron bestiege, würde König Edmund sich niemals davon überzeugen lassen, dass ich Garrett zu Recht getötet hatte, weil er meine Eltern ermordet hatte. Nur wenn ich eine Herrscherin vom selben Stand war, würde er mir überhaupt zuhören. Nur wenn ich selbst den Thron bestieg, konnte ich den Mord an meinen Eltern rächen.

»Aber es ist nicht mein Königreich«, flüsterte ich und hörte, wie meine Stimme zitterte.

Sollte es aber sein, wisperte ein selbstsüchtiger Gedanke. Mich schauderte, und ich verbarg es, indem ich das Pferd antrieb, schneller zu laufen. Sie mochte die rechtmäßige Erbin der Krone sein, aber sie würde sie binnen drei Jahren verlieren, wenn Misdev oder sonst ein Königreich, das den Reichtum durch unsere Häfen strömen sah, sie an sich riss. An der gesamten Küste würde ein Krieg ausbrechen, ob ich Garrett vorher tötete oder nicht. Kapitän Borlett würde Soldaten transportieren statt Getreide. Menschen würden verhungern. Menschen würden sterben.

Ich lenkte Jecks Pferd zu einem Ast, auf dem eines von Kavenlows Blättern steckte. Als ich es abriß, machte es ein feuchtes Geräusch, und vor Aufregung kribbelte es in meiner Magengrube. Sie waren ganz nah. Vielleicht nur ein Stück außer Sichtweite. Mit zitternden Fingern ließ ich das Blatt fallen.

»Duncan«, sagte ich und brachte Jecks Pferd zum Stehen. »Wir halten hier an.«

Er zügelte Tuck so scharf, dass dieser den Nacken durchbog und die Muskeln an Duncans Schultern hervortraten. »Jetzt? Sieh dir diese Warenspur an. Sie sind direkt vor uns.« Im frühen Dämmerlicht unter den Bäumen wirkten seine Augen riesig.

»Es wird rasch dunkel«, sagte ich. »Sie haben gewiss auch angehalten. Wir werden sie morgen einholen.« Sein fragendes Schweigen trieb mir die Hitze in die Wangen. Ich stieg ab und führte Jecks Pferd und Ruß vom Pfad herunter auf eine kleine Lichtung.

»Also schön«, sagte er langsam und stieg ab. Ich spürte seinen verwunderten Blick, während ich die Zügel von Jecks Pferd an einem Busch festband und sofort auf den Pfad zurückkehrte. Ich musste sie sehen. Ich musste diese

Prinzessin sehen. Vielleicht war sie doch nicht so zerbrechlich und dumm, wie die Wirtin sie beschrieben hatte.

»Tess? Wo gehst du hin?«

Duncans Stimme ließ mich herumfahren. »Ich suche uns etwas zu essen«, log ich, ohne zu wissen, warum. »Ich bin gleich wieder da.«

Er kratzte sich mit einem Finger an diesem widerlich spärlichen Bart. »Das hast du noch nie getan.«

Ich presste die Lippen zusammen und warf mir mit einer scharfen Kopfbewegung eine Locke aus den Augen. »Wäre es dir lieber, wenn ich wieder zu kochen versuche?«

Meine Stimme klang barsch vor Zorn, den ich an der falschen Person ausließ, doch statt ebenfalls böse zu werden, starrte er mich nur an. »Was ist mit deinen Pferden?«

»Oh«, sagte ich und kehrte um. »Ja.« Hastig nahm ich Jecks Pferd das Reitkissen und meine Bündel ab. Ich ließ alles einfach im Schmutz neben dem Pfad liegen und klopfte mir den Staub von den Händen. »So«, sagte ich. »Ich bin bald wieder da.«

Ich ging den Pfad entlang. Es kribbelte mir im Nacken, doch ich weigerte mich, zurückzublicken. Mein Herz schlug immer schneller. »He!«, rief er mir nach, und ich fuhr herum. Rasch ließ ich die Hände von meinem Haarknoten sinken, um den Wasserschlauch aufzufangen, den er mir zuwarf. »Sieh zu, ob du vielleicht auch Wasser findest.«

»Ja, ist gut«, sagte ich und hastete den Weg entlang. Sobald ich um die nächste Kurve außer Sicht war, raffte ich die Röcke und lief noch schneller. Aber meine Anspannung löste sich durch die Bewegung nicht; sie wurde nur schlimmer.

Leise Stimmen ließen mich innehalten. Eine war hoch, die andere tief. Geduckt wich ich vom Pfad ab. Mein Herz hämmerte, und meine Hände zitterten. Ich roch den Rauch ihres Feuers, ehe ich sie sah. Tief niedergekauert schlich ich voran. Die Ranken wilder Beeren verfingen sich in meinem Rock und meinem Haar, und die Stiche spitzer Dornen fühlten sich an wie vorwurfsvolle Ermahnungen wegen meiner Spitzelei. Ich unterdrückte einen Aufschrei, als mir der Ärmel aufgerissen wurde und ein Dorn einen langen Kratzer an meinem Arm hinterließ. Ich strich unwillkürlich mit der Hand darüber, doch dann ließ mich eine Bewegung erstarren.

Ich schob einen Zweig beiseite und spähte durch die Blätter. Meine Augen wurden schmal. Eine junge Frau saß auf einem Baumstamm an einem Feuer, unter einem dicken Wollumhang zusammengekauert. Sie hatte die Arme um sich geschlungen, als friere sie, und sie wirkte verloren. Und sie war sehr schön.

Im Sitzen streiften die Spitzen ihres langen blonden Haars den Boden. Es war so glatt wie meines lockig. Ihre Haut war sonnenhungrig bleich, meine hingegen gebräunt. Sie sah aus, als tauge sie zu nichts Nützlichem, und sie hatte üppige Kurven, wo bei mir nur Andeutungen davon waren. Sie lächelte zu dem gedrungenen, kräftig gebauten jungen Mann auf, der ihr eine Decke um die Schultern legte, und in diesem Augenblick hasste ich sie. Ich war keine Prinzessin. *Das ist eine Prinzessin*, dachte ich und wischte mir mit dem Handrücken die Nase. Ich war sehr dumm gewesen, dass ich mich je für eine Prinzessin gehalten hatte.

Der »Ziegenhirte« hockte sich neben sie und stocherte im Feuer. Er war viel zu muskulös, um einen Funken Verstand zu haben. Seine Füße waren nackt, und mit sei-

nen breiten Schultern und stämmigen Beinen sah er aus, als könne die Kälte ihm nichts anhaben. Ich runzelte die Stirn, als er sich die schwarzen Strähnen aus dem Gesicht strich.

Abseits des Pfades in den tiefen Schatten stand ein schmaler Wagen mit einer Kiste von der Größe eines Sarges darauf. Er wurde offenbar von nur einem Pferd gezogen. Das Tier war gewaltig und sah aus, als hätte es schon an dem Tag Baumstümpfe aus dem Boden gezogen, da es zum ersten Mal bei seiner Mutter getrunken hatte. Kein Wunder, dass sie so unendlich langsam vorankamen.

Meine Aufmerksamkeit kehrte zu den beiden zurück, als der Mann leise etwas sagte und sie daraufhin lächelte. Zorn flammte in mir auf. Wo war sie gewesen, als Vater von einem Schwert durchbohrt worden war? Als Mutters Blut meine Finger befleckt hatte? Ich war ihre Tochter, nicht die da!

Ich beobachtete, wie sie einen Kamm aus einem kleinen Beutelchen nahm und sich das Haar kämmte. Irgendetwas an ihrer Haltung und der Biegung ihres Halses kam mir bekannt vor. Der Schock ging mir durch und durch, als ich erkannte, dass die Statuen im Wintergarten sie darstellten. Die wunderschönen Statuen – das war sie!

Der Ziegenhirte beugte sich zu ihr herab und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Möchtest du noch eine Decke, Contessa?«, fragte er mit gedehnter, ländlicher Aussprache.

Es verschlug mir den Atem. Sie hatte mir meine Zukunft genommen und meine Eltern. Wie *konnte* sie es wagen, sich auch noch meinen Namen zu nehmen?

Mir drehte sich der Magen um, und ich stand auf. Dornen verfingen sich in meinen Röcken, und die leisen

Geräusche, mit denen der Stoff zerriss, fachten meinen Ärger zusätzlich an. »Das ist mein Name«, sagte ich leise.

Der Ziegenhirte fuhr mit weit aufgerissenen Augen und offenem Mund herum.

Die Prinzessin stand auf und ließ die Decke fallen, die beinahe Feuer fing. »Du ... bist es!«, rief sie aus und fuhr sich mit einer schwächlich wirkenden Hand an die Kehle. »Du bist sie!« Sie zögerte, und meine Wangen brannten, weil sie mich von Kopf bis Fuß musterte, während ich zerkratzt und in schmutziger Reisekleidung vor ihr stand. Ich straffte die Schultern und weigerte mich, mein Haar oder das Kleid zu berühren und glatt zu streichen. »Was willst du hier?«, fragte sie und versuchte sich an einer vornehmen Aussprache, durch die aber der gedehnte Provinzakzent herausklang. »Du solltest doch im Palast sein.«

Mein Atem strömte mit einem schaudernden Stöhnen aus meiner Kehle, so zornig war ich. »Es steht dir nicht zu, mir solche Fragen zu stellen«, flüsterte ich und nahm jedes Quäntchen hart erarbeiteter Contenance zusammen, um sie nicht anzuschreien.

Die Prinzessin schürzte die Lippen und reckte das Kinn. »Ich bin die Prinzessin, nicht du. Ich kann dich fragen, was ich will. Warum bist du nicht im Palast?«

Meine Hände zitterten. Ich trat einen Schritt auf sie zu, der jedoch wegen der Dornen nicht so anmutig ausfiel, wie ich gehofft hatte. Ich riss mich los und stolperte auf die Lichtung. Trotz ihrer mutigen Worte erbleichte die Prinzessin und umklammerte den Arm ihres Ziegenhirten. Dann zwang sie sich sichtlich, ihn loszulassen, und strich sich nervös das Kleid glatt. Die Frau aus dem Gasthaus hatte recht. Das da war ein willensschwaches,

weichliches Nichts. Unter ihr würde Costenopolis bald fallen.

»Stell meine Handlungsweise nie wieder in Frage«, sagte ich in ebenso kultiviertem Tonfall, obwohl ich innerlich kochte. »Du bist eine kleine Einfalt vom Lande, die nicht das Geringste darüber weiß, was es bedeutet, ein Land zu regieren. Ohne meine Hilfe wirst du es rasch verlieren.«

»Dies ist mein Königreich, nicht deines«, erwiderte sie mit hocherhobenem Kinn und roten Flecken auf den Wangen. »Und ich werde damit sehr gut ohne dich zu rechtkommen. Vergiss das bloß nicht.«

Ich rückte einen weiteren Schritt vor, und der Ziegenhirte trat unsicher von einem Fuß auf den anderen. »Dein Königreich?«, wiederholte ich, und sie rümpfte verächtlich die Nase – zweifellos glaubte sie, dass meine sanfte Stimme auch ein sanftes Temperament bedeute.

»Ja, mein Königreich. Thadd hatte ganz recht. Du bist eine gierige kleine Bettlerin und neidisch auf mich, weil du nicht die Prinzessin bist, sondern ich.«

Ich versuchte, ruhig weiterzuatmen. »Ich habe dich zwanzig Jahre lang am Leben erhalten«, sagte ich, und trotz all meiner Bemühungen hob sich meine Stimme doch. »Und du nennst *mich* eine gierige Bettlerin? Ich habe gewiss nicht um diese Rolle gebeten. Du hast mein ganzes Leben ruiniert, du und deine verdammte Prophezeiung vom Roten Mond!«

Mit verkniffenem Gesicht musterte sie mich von Kopf bis Fuß. »Du redest unflätig, und dein Kleid ist zerrissen. Mutter hat mir geschrieben und erklärt, ich solle dich wie meine Schwester behandeln, aber du bist nicht würdig, als ihre Tochter zu gelten. Meine Eltern haben in dir nie etwas anderes gesehen als eine Möglichkeit, mich zu

schützen. Du bist nicht ihre Tochter. Wie hätten sie dich lieben können?«

»Du ... kleines ... Schohmaul!«, stammelte ich und blieb bebend vor ihr stehen. *Meine Mutter, nicht ihre. Mein Vater, nicht ihrer.*

»Für diese Unverschämtheit werde ich dich vom Kanzler auspeitschen lassen«, sagte sie, die Nase hoch in der Luft.

Ich stieß zischend den Atem aus. Kurz flackerte die Furcht in mir auf, sie könnte es ihm tatsächlich befehlen. Zorn spülte die Angst fort. Wenn Kavenlow mich tatsächlich schlagen sollte, dann würde ich ihm zumindest einen Grund dazu geben.

Ich ging um das Feuer herum und versetzte ihr mit der flachen Hand eine schallende Ohrfeige.

Sie schnappte nach Luft und wich einen Schritt zurück. Der Abdruck meiner Hand zeichnete sich hässlich rot auf ihrer Wange ab. Einen Moment lang war sie wie erstarrt vor Schreck, aber dann stürzte sie sich auf mich und schrie vor Zorn.

Ich trat den Rückzug an, doch nicht schnell genug. Wir gingen in einem Gewirr aus Röcken und fliegendem Haar zu Boden. Sie traf mit der Faust mein Auge. Sterne blitzten in meinem Kopf auf, und ich riss ihn zurück. Sie krallte die Finger in meine Haare, und ich schlug wieder mit der flachen Hand zu – es fühlte sich an, als hätte ich sie diesmal am Ohr getroffen. Sie ließ los, und obwohl mir immer noch Sterne vor einem Auge flimmerten, packte ich sie bei den Schultern und drückte sie zu Boden.

Ich schob ein Bein über sie und setzte mich auf ihren Rücken. »Sie sind meine Eltern!«, schrie ich und presste ihr hübsches blondes Köpfchen in Dreck und verrottende

Blätter. »Versuche *nie wieder*, sie mir wegzunehmen. Hast du verstanden? Ich bin ebenso ihre Tochter wie du! Ich bin ihre Tochter. Ihre Tochter!«

Die Prinzessin weinte und streckte die Arme nach hinten, so dass die Ärmel ihres Kleides bis zu den Ellbogen hochrutschten, während sie nach mir tastete. Zweige und Blätter hingen in ihrem Haar, und ich stieß ihren Kopf auf den Boden. Erschrocken fuhr ich zusammen, als Duncan mich an den Schultern packte und von ihr herunterzerrte.

Seine Augen blitzten vor Belustigung, und ich fragte mich, wie lange er mich schon beobachtet hatte. Der Ziegenhirte hatte sich klugerweise herausgehalten und stand bleich und zitternd am Rand des Lagers. Lachend schüttelte Duncan den Kopf, hielt mich aber weiter am Ellbogen fest. »Tess, was soll denn das?«

»Lass mich los!«, schrie ich, und als er es nicht tat, schlug ich ihm die Faust in die Magengrube.

Er krümmte sich und taumelte mit einem atemlosen »Uuuf« einen Schritt zurück.

Ich warf mir das Haar aus den Augen und sah mich nach der Prinzessin um. Sie stolperte über ihre Röcke und den Umhang, während sie versuchte, aufzustehen und sich zu dem Ziegenhirten zu flüchten. Ihr Kleid war zerknautscht, ihre Frisur aufgelöst. Sie schluchzte, und ich kniff die Augen zusammen. »Ich glaube, du hast unsere Lage noch nicht ganz begriffen«, sagte ich und stürzte ihr nach.

Ein Schatten warf sich zwischen uns, und ich prallte gegen Kavenlow.

»Kavenlow!«, rief ich und blieb stehen. Er war wie ein Jäger gekleidet, in schwarzes Leinen und Leder. Den Dolch trug er offen, nicht wie sonst verborgen, und sein

Blasrohr steckte in seinem Hutband, bereits geladen. Seine Stirn war besorgt gerunzelt, der Mund wirkte missbilligend schmal.

Angst flackerte in mir auf, dann Wut. »Ihr habt mich belogen!«, rief ich, und all der Kummer der vergangenen acht Tage stürzte über mir zusammen. »Ihr habt gelogen – und mich dann im Stich gelassen!«

Seine strenge Miene wich einemverständnisvollen Ausdruck, und er legte mir eine Hand auf die Schulter. »Immer mit der Ruhe«, sagte er besänftigend. »Natürlich wollte ich nicht, dass du es so erfährst. Aber findest du wirklich, die Prinzessin zu ohrfeigen, sei der beste Weg, sie näher kennenzulernen, Tess?«

Als ich meinen Namen hörte, brach etwas in mir. »Das ist nicht mein Name!«, schrie ich, außer mir vor Wut. Ich schlug gegen seine Schulter, um ihn zu vertreiben, doch er ließ mich nicht los. »Das ist *ihr* Name!«, rief ich und stieß mit der Handfläche gegen seine Brust. »Ich habe nicht einmal einen eigenen Namen. Ihr habt mich belogen. Mein ganzes Leben ist eine Lüge!« Es schnürte mir die Kehle zu, und ich spürte, wie mir Tränen in die Augen stiegen, obwohl ich mich dafür verabscheute.

»Psst«, raunte er, als mir die erste Träne über die Wange rann. »Alles wird gut.«

»Nein, wird es nicht!«, begehrte ich auf und versuchte erneut, ihn wegzustoßen, doch er zog mich noch näher zu sich heran. Der vertraute Geruch nach Pferden und Tinte ließ Erinnerungen an Bücher und Reitstunden, an lange Abende der Unterhaltung und Zerstreuung in mir aufsteigen. Meine Wut verauchte allmählich, weil ich mir eingestehen musste, dass alles verloren war. Alles.

Ich hielt den Atem an, und mir dröhnte der Kopf. In meiner Kehle staute sich ein Schrei auf, der sich schließ-

lich Bahn brach. Meine Eltern waren tot. Mein Leben war wie wegewischt. Er war der Einzige, der mir noch blieb. Ich klammerte mich an seinen Umhang und barg den Kopf an seiner Brust. Heftiges Schluchzen schüttelte mich, als sich das letzte bisschen Willenskraft endgültig auflöste.

»Psst«, sagte er und drückte sacht meinen Kopf an seine Brust, wie er es früher getan hatte, wenn ich einmal vom Pferd gefallen war. Seine Hand, die über mein Haar strich, fühlte sich beruhigend und vertraut an. »Es ist alles gut. Alles wird wieder gut.«

»Aber ich weiß nicht, wer ich bin«, schluchzte ich und konnte nicht mehr aufhören zu weinen. »Warum habt Ihr es mir nicht gesagt? Warum?«

22

Kavenlow drückte mir einen Becher Tee in die Hand. Ich nahm ihn an, ohne aufzublicken. Meine Hände waren steif vor Kälte, doch die Wärme des Bechers half nicht gegen das Frösteln, das mich überkommen hatte. Ich fühlte mich leer und saß wie betäubt auf dem Baumstamm am Feuer. Die Prinzessin warf mir vom anderen Ende des Lagers aus dem Schutz des Karrens hervor finstere Blicke zu, während sie sich den Schmutz aus dem Haar bürstete. Der Ziegenhirte, oder vielmehr Thadd, stand neben ihr und wirkte lächerlich fehl am Platze. Eine Seite ihres Gesichts war von meiner Ohrfeige gerötet, und sie hatte eine Beule an der Stirn, weil ich sie zu Boden geworfen hatte.

Ich seufzte leise. Sie hatte meine Geduld reißen lassen wie einen seidenen Faden, und ich hatte mich aufgeführt

wie das Gossenkind, als das sie mich beschimpft hatte. Aber sie hatte behauptet, sie hätten mich nicht geliebt.

Duncan unterhielt sich mit gedämpfter, aber drängender Stimme mit Kavenlow. Schließlich gab er einen entschlossenen Laut von sich und verstummte. Stoff raschelte, und Kavenlow setzte sich neben mich. »Du hast dir das Haar abgeschnitten«, sagte er anstelle einer Begrüßung und zutiefst bekümmert.

Mir drehte sich das Herz im Leibe um, und ich fragte mich, ob er mich schlagen würde. Verdient hätte ich es gewiss. »Kavenlow, es tut mir leid«, flüsterte ich.

Er unterbrach mich mit erhobener Hand. »Ich bin nicht derjenige, bei dem du dich entschuldigen solltest.«

Ich warf der Prinzessin einen Blick zu. Sie erwiderte ihn höhnisch und gab sich nicht die geringste Mühe, ihre Gefühle zu zügeln. »Sie sollte sich bei mir entschuldigen«, erwiderte ich. »Sie hat mich als schmutzig bezeichnet. Als gierige Bettlerin.«

Er streckte die Beine dem Feuer entgegen und zog seinen langen Umhang zurück, um sich von den Flammen wärmen zu lassen. »Du bist schmutzig.«

Es schnürte mir die Kehle zu. Ihre Beleidigungen waren nicht der Grund, weshalb ich sie geschlagen hatte, aber ich brachte es nicht über mich, ihm zu sagen, dass meine Eltern tot waren. Es hätte regnen müssen. Schlimmer konnte es nicht mehr werden. »Sie hat gesagt, sie hätten mich nicht geliebt«, hauchte ich.

»Aber natürlich haben sie dich geliebt.« Er versuchte, meinen Blick aufzufangen. »Du warst ihre Tochter.«

»Kavenlow ...« Ich holte Luft, um ihm zu sagen, dass sie tot waren, und zögerte dann. Er hatte in der Vergangenheitsform von ihnen gesprochen. Tränen brannten mir in den Augen, als ich aufblickte und in seinem Gesicht

den sanften Ausdruck geteilter Trauer sah. »Ihr wisst es schon?«, fragte ich mit zitternder Stimme.

Er nickte, den Blick aufs Feuer gerichtet. »Duncan hat es mir erzählt. Es tut mir leid. Nachdem ich gestern auf einen Attentäter gestoßen bin, habe ich so etwas schon vermutet. Sie waren gute Menschen und hätten ein viel besseres Schicksal verdient. Erzählst du mir, was geschehen ist? Oder erklärst mir zumindest Garretts Gründe dafür?«

Das kann ich. »Garrett handelt auf eigene Faust«, berichtete ich und wunderte mich über meinen ruhigen Tonfall. Ich musste innerlich tot sein. »Er hat meine Mutter getötet, weil mein Vater ihm nicht verraten wollte, wo die da ist.« Ich warf einen Blick zu der Prinzessin hinüber. Sie konnte mich nicht hören, doch sie hatte offenbar meine unglückliche Miene bemerkt, denn sie starre mich mit leerem Blick an. »Vater ist gestorben ... um ihren Tod zu rächen und mir eine Chance zur Flucht zu verschaffen.« Ich holte tief Luft und erinnerte mich daran, wie der Dolch des Gardisten an meiner Kehle gezittert hatte. »Garrett will diese Hochzeit unbedingt, um seinem Anspruch auf den Thron Rechtmäßigkeit zu verleihen. Sonst könnte sich sein Vater die Schiffe und Häfen selbst nehmen, im Zuge eines Krieges, den sein Sohn angefangen hat.«

»Garrett verschafft sich selbst ein Königreich«, hauchte Kavenlow. »Geschickt ... «

»Meine Eltern sind tot!«, rief ich aus. »Was soll daran geschickt sein?«

Die Prinzessin schnappte nach Luft und wurde blass. »Tot?«, fragte sie mit zitternder Stimme. Ihr hübsches Gesicht verzerrte sich vor Angst, und sie sprang auf. Sie klammerte sich an Thadds Arm fest, sah aber Kavenlow

an. »Ihr sagtet, es würden noch Jahre vergehen, bis ich Königin werde!«, rief sie. »Ihr habt es versprochen!«

Kavenlow sank in sich zusammen. »Tess ...«, murmelte er. »Immer zum ungünstigsten Zeitpunkt, wie ein Wirbelsturm.« Er richtete sich wieder auf. »Ich bitte um Vergebung, Prinzessin Contessa«, sagte er förmlich. »Mir war nicht bewusst, dass Prinz Garrett von Anfang an verräterische Absichten hatte.«

Das Herz wurde mir noch schwerer. »Wie konntet Ihr zulassen, dass sie mir *ihren* Namen geben?«, flüsterte ich. *Gehörte denn gar nichts mir? Würde sie mir alles wegnehmen, bis hin zu meinem Namen?*

»Ihr habt es versprochen!«, heulte die Prinzessin, während Thadd sich um sie bemühte. »Ich will nach Hause! Ich will nicht in einer Stadt leben. Ich wollte nie eine Prinzessin sein. Ich werde keinen Prinzen heiraten. Es ist mit gleich, wie gut er aussieht!«, jammerte sie, und ihr glattes Haar fiel ihr ins Gesicht.

Ich seufzte und stimmte ihr insgeheim zu. Kavenlow rieb sich mit den Fingerspitzen die Schläfen. Er blickte zwischen mir und der in Panik verfallenen Prinzessin hin und her und stand auf. »Tess, komm mit mir, wir holen eure Pferde. Ihr seid doch nicht zu Fuß unterwegs, oder?«

Dumpf schüttelte ich den Kopf und stellte meinen Becher beiseite. Thadd und Duncan beugten sich über die Prinzessin, die tränenüberströmt neben dem Wagen saß und hysterisch weinte, und versuchten, sie zu beruhigen. Kavenlows Nacken war steif, und er vermied es, sie anzusehen, als er mich beim Ellbogen nahm und den dunklen Pfad entlangdrängte.

Ich passte mich seiner Geschwindigkeit an. Sein eiliger Gang, der ihn so oft raschen Schrittes durch den Park

getragen hatte, war beruhigend. Die Erkenntnis, dass er lieber mit mir in der Dunkelheit herumlief, statt sich um die Prinzessin zu kümmern, tröstete mich, obwohl das albern war.

»Es tut mir leid, Tess«, sagte er, sobald wir außer Hörweite waren.

»Nennt mich nicht so. Das ist *ihr* Name. Mich als Adlige anzusprechen, habt Ihr Euch doch auch rasch abgewöhnt«, sagte ich und kratzte genug von meinen verletzten Gefühlen zusammen, um den Vorwürfen Gewicht zu verleihen. »Nicht einmal mein Name gehört mir.«

Er räusperte sich. »Auf die Förmlichkeiten kannst du jetzt ebenfalls verzichten. Und hör auf, dich selbst zu bemitleiden. Natürlich ist das dein eigener Name. Ich habe dich so genannt. Der König und die Königin haben sie nach dir benannt und nur ein paar Buchstaben hinzugefügt, so dass Contessa daraus wurde.«

Das war eine Kleinigkeit, doch ich stürzte mich begierig darauf. Kavenlow hatte mir meinen Namen gegeben? Ich hatte meinen Namen als Erste bekommen? Dann sanken meine Schultern wieder herab. Was spielte das schon für eine Rolle?

»Wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte, hätte ich es dir gesagt, ehe ich aufbrechen musste«, erklärte er.

»Mir was gesagt?«, erwiderte ich bitter. »Dass ich ein Hurenkind bin, oder dass du ein Spieler bist?«

Kavenlow packte mich am Arm und blieb abrupt stehen. »W-woher ...«, stammelte er, und in der kühlen Dunkelheit unter den Bäumen war sein Gesicht ein verschwommener weißer Fleck. »Wer hat dir das gesagt?«

Seine Überraschung verlieh mir Kraft. Es stimmte also. Jeck hatte nicht gelogen. »Du bist ein Spieler«, sagte ich und versuchte mich loszureißen, doch er packte mich

nur umso fester. »Und ich bin für dich nicht mehr als ein Figur auf einem Brett.«

»Wer?«, beharrte Kavenlow, doch sein Zorn richtete sich nicht gegen mich. »Wer hat es dir gesagt?«

»Jeck«, antwortete ich. »Der Hauptmann –«

»- von König Edmunds Garde«, unterbrach er mich.
»Was hat er sonst noch gesagt?«

Seine Heftigkeit erschreckte mich, und ich wischte einen Schritt zurück, obwohl mein Arm noch in seinem Griff steckte. »Dass du Costenopolis kontrollierst«, sagte ich, plötzlich angsterfüllt. »Dass er Misdev kontrolliert. Dass es noch mehr von euch gibt und dass die Herrschaft von Königen und Königinnen eine einzige Täuschung ist, die sie selbst nicht durchschauen –«

»Dieser Narr!«, schrie Kavenlow bebend vor Zorn und ließ meinen Arm los.

Ich riss die Augen auf. So wütend hatte ich Kavenlow noch nie gesehen. Außer einmal, als ich mich im Brunnen des Palastes versteckt hatte und allein nicht wieder herausgekommen war. Ich hatte mich heiser geschrien, bis Heather mich endlich gefunden hatte. »Es war nicht Jecks Schuld«, sagte ich, denn ich musste ihn beruhigen. »Er dachte, ich sei selbst eine Spielerin, weil ich ihn mit Pfeilen betäubt habe und dann direkt vor seiner Nase entkommen bin. Er hat mir nichts mehr gesagt, sobald er erkannt hatte, dass ich keine bin. Aber aus dem, was er nicht sagen wollte, habe ich mir ebenso viel zusammen gereimt wie aus dem, was er gesagt hat. Und dann die Notiz, die ich in dem ›sicheren‹ Baum gefunden habe –«

Stolz breitete sich über seine Züge und vertrieb den Zorn. »Du hast sie gefunden. Ich wusste es.«

»Wie hätte ich sie nicht finden können?«, entgegnete ich bitter. »Du hast mich wie einen Hund darauf abge-

richtet, sie zu finden. Mein ganzes Leben auf Flucht und Mord ausgerichtet. Du hast mich nichts Nützliches gelehrt, ich kann nur alberne Spielchen treiben und anderen den Tod bringen, und nicht einmal darin bin ich besonders gut. *Warum hast du es mir nicht gesagt?*«, rief ich, verzweifelt auf eine Antwort hoffend.

Mit gesenktem Kopf ging er langsam weiter den Pfad entlang. »Das konnte ich nicht«, sagte er, und ich folgte ihm. »Es bestand die Möglichkeit, dass die wahre Erbin ihre Krönung doch nicht erleben würde, und dann hätte man dich auf den Thron gesetzt. Ich konnte nicht riskieren, dass du weißt, wer du bist, wenn es dazu kommen sollte.«

»Warum?«, fragte ich. Während ich neben ihm her eilte, flammte der Zorn wieder in mir auf.

Ein schmerzlicher Ausdruck huschte über sein Gesicht. »Wenn du in dem Wissen, dass du zur Spielerin bestimmt bist, auf den Thron gelangt wärst, hätte ich eine der am strengsten beachteten Regeln des Spiels verletzt. Ein Spieler darf niemals auf dem Thron sitzen. Damit hätte er einen allzu großen Vorteil. Die anderen hätten sich zusammengetan und wären über uns hergefallen, bis von Costenopolis nichts geblieben wäre als eine zerflederte Fahne unter einer Strohmatratze.« Er runzelte die Stirn. »Es war allein schon ein Risiko, dich gegen das Gift zu immunisieren, aber ich war bereit, es einzugehen. Die Gefahr war recht gering, bis Hauptmann Jeck alles verdorben hat.«

Ich schwang mit kurzen, raschen Bewegungen die Arme, um sein Tempo mithalten zu können. »Mein ganzes Leben war für dich nur ein Spiel«, warf ich ihm vor. »Alles nur ein Spiel.«

Kavenlow duckte sich unter einem tief hängenden Ast

hindurch und mied weiterhin meinen Blick. »Ja«, sagte er, »ein Spiel, Tess, aber ein sehr reales, kompliziertes, tödliches Spiel, und ich würde dich gern zur willigen Mitspielerin machen.«

»Dann gibst du also zu, dass du mich benutzt hast! Ich bin für dich nichts weiter als ein Bauernopfer!«

Er hielt mich an und sah mir mit gequälttem Blick in die Augen. »Du bist kein Bauernopfer. Ich habe dich zu einer Diebin gemacht. Der Dieb ist die mächtigste Figur im ganzen Spiel. Die einzige nichtadelige Figur, die den König schlagen kann.«

»Eine Diebin! Meinst du nicht vielmehr eine Meuchlerin?« Es schnürte mir die Kehle zu, und ich wandte mich ab. Ich wollte nicht wieder weinen. Ich war frustriert, wütend und vollkommen verwirrt.

»Tess ...« Er nahm meine Hände und führte mich vom Weg ab zu einem umgestürzten Baum. Steif setzte ich mich auf den Stamm und lauschte den Fröschen. Ich wollte ihn nicht ansehen, denn was auch immer er sagen würde, konnte gewiss nur eine Lüge sein. Jeck hatte recht. Wie sollte ich Kavenlow je wieder vertrauen?

Er blieb stehen und strich sich nachdenklich über den Bart. »Als der erste Attentäter bis ins Gemach der Prinzessin vordrang, bat die Königin mich, ein Kind zu suchen«, begann er.

»Mich«, warf ich ein, und es klang wie ein Schluchzen. Der Kopf tat mir weh, und ich hielt den Atem an.

»Du warst eines von den drei Mädchen, die ich an jedem Tag fand und in den Palast brachte«, bestätigte er ohne die geringste Reue.

»Wer waren sie – meine richtigen Eltern?«, brachte ich mühsam heraus.

Die Dunkelheit verbarg seine Augen. »Ich weiß es

nicht. Ich habe dich bei einer Frau gefunden, die dich zwei Tage zuvor weinend aus den Armen deiner toten Mutter gezogen hatte. Ich hatte eigentlich nicht die Absicht, an jenem Tag nach meinem Nachfolger zu suchen, aber du warst stark, Tess. Du hast dich so fest an dein kurzes Leben geklammert wie ein Soldat im Kampf. In dem Moment, als ich dich in den Arm nahm, war ich verloren.«

»Wie viel Silber?«, fragte ich bitter, fest entschlossen, meinen wahren Wert zu erfahren.

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Doch, das kannst du.«

Er zögerte. »Genug für einen Laib Brot«, sagte er, und ich stöhnte hilflos. »Ich kenne meine Eltern ebenso wenig«, fuhr er fort und versuchte, meinen Blick einzufangen. »Kein Spieler kennt seine Abstammung. Ich wurde vom Hafen geholt. Meine Mutter war eine Schankmaid, mein Vater vermutlich ein Seemann.«

Ich schniefte kläglich. Ich wollte nichts mehr hören.

Kavenlow umfasste mein Kinn und drehte meinen Kopf zu sich herum. Die Schatten ließen sein Gesicht weich wirken. »Der König und die Königin haben dich gekauft, Tess, aber ich habe dich ihnen gestohlen.« Er lachte freudlos. »Vielleicht wäre es richtiger zu sagen, dass du mich gestohlen hast. Ich hätte nie damit gerechnet.«

Ich hob den Blick und sah die Liebe in seinen Augen.

»Du warst so klug und aufgeweckt«, sagte er mit einem schwachen Lächeln. »Du warst die Tochter, die ich niemals haben konnte. Und als du die Pfeile des Meuchlers überlebt hast, der die anderen ermordete?« Sein Lächeln wurde breiter, als freute er sich über eine schöne Erinnerung. »Da habe ich die Königin davon überzeugt, dass ihre Tochter nur überleben könne, wenn sie fortge-

schickt wurde. Ich hatte meine Schülerin gefunden und wollte sie mit all dem Wissen und Geschick und der Anmut einer Prinzessin großziehen.«

»Schülerin?«, flüsterte ich, und eine beinahe schmerzliche Hoffnung keimte in mir auf.

»Der König und die Königin sind von rechts wegen deine Eltern, aber ich habe dich erzogen, Tess«, sagte er, und ein stolzes Lächeln legte seine Augenwinkel in Fältchen. »Du bist viel mehr mein Kind als ihres.«

Die Anspannung in meiner Brust löste sich, und ich holte tief Luft. Im tiefsten Inneren wusste ich, dass er recht hatte. Die vielen Stunden, die er damit verbracht hatte, mit mir zu spielen und mich zu unterhalten, die Aufmerksamkeit und Sorgfalt, die er meinem Unterricht gewidmet hatte – all das war nicht vorgespielt, nicht aufgesetzt gewesen, um Interesse vorzutäuschen. Ich war für ihn kein Spielzeug. Ich war nicht nur ein Prinzessinnen-Lockvogel, der einfach so fallen gelassen wurde. Ich war Kavenlows Lehrling.

Er nickte, als er den ersten Funken Vergebung in meinen Augen erkannte. Seine Schultern sanken erleichtert herab, und er führte mich zurück auf den Pfad. In meinem Kopf wirbelten die Gedanken zu schnell herum, um sie in Worte zu fassen. In unbehaglichem Schweigen gingen wir weiter auf die Pferde zu, bis er sich räusperte. »Hat Hauptmann Jeck dir etwas über seine Pläne erzählt?«, fragte er.

»Nein«, antwortete ich, belustigt über die Anspannung in seiner Stimme. Man stelle sich nur vor, Kavenlow erhoffte sich von mir Informationen. »Garrett hat gerade genug Männer, um den Palast und die äußeren Garnisonen zu halten, und es sind nicht seine besten. Er erwartet Verstärkung, in etwa ... zehn Tagen. Jeck hat nur gesagt,

er glaube, dass Garrett es schaffen könnte, und dass er nichts dagegen hätte, auf unsere Schiffe ebenso aufzupassen wie auf Misdevs Höfe.«

Kavenlow runzelte die Stirn. »Dann glaubt er also, dass König Edmund Anspruch auf Costenopolis erheben wird, sobald sich der Staub gelegt hat. Ein Spieler kann nur ein Königreich lenken. Wenn Jeck Costenopolis für sein Spiel nutzen will, muss König Edmund es zuerst erobern.« Er schwieg, und seine Bewegungen wurden ein wenig ruckartig, wie immer, wenn er besorgt war.

»Wie viele Regeln gibt es eigentlich?«, fragte ich, denn die ganze Vorstellung behagte mir nicht.

Seine Zähne schimmerten im Dunkeln. »Sehr wenige, und ich werde dich zu gegebener Zeit mit ihnen vertraut machen. Manche sind selbst auferlegt und können gebrochen werden – so darf man etwa erfahren, wer ein Spieler in Wirklichkeit ist, wie bei Hauptmann Jeck. Andere sind unverbrüchlich, und wer sich über sie hinwegsetzt, wird vernichtet.«

»Wie jemand, der sich selbst die Krone verschafft«, sagte ich, und als er nickte, kam meine Furcht doppelt so stark zurückgeschlichen. »Ja, aber wenn ich nicht auf dem Thron sitze, wie sollen wir die anderen Königsfamilien dann davon abhalten, uns zu überrennen? Du hast sie doch gesehen«, sagte ich vorwurfsvoll und ging beinahe seitwärts neben ihm her, um wirkungsvoller auf ihn einzureden. »Sie ist ein jämmerliches, verweichlichtes Dummerchen.«

Er zog die Augenbrauen hoch. »Urteile nicht so hart. Ihr Leben ist genauso auf den Kopf gestellt worden wie deines. Sie mag hysterisch geworden sein, aber sie war nicht diejenige, die den Kopf ihrer Schwester auf den Boden geschlagen hat.«

»Sie ist nicht meine Schwester«, erwiderte ich und errötete. »Sie will ja nicht einmal Prinzessin sein.«

»Sie ist die Erbin von Costenopolis, und sie wird auf den Thron gesetzt.« Sein Kinn war entschlossen gereckt.

»Aber sie kann kein Königreich regieren!«, protestierte ich. »Sie kann ja nicht einmal ihre eigene Zunge hüten! Falls bekannt wird, dass Prinz Garrett meine Eltern ermordet hat und die Prinzessin in einem Kloster aufgewachsen ist, werden sich die Mordversuche verdoppeln. Vorausgesetzt, unsere Nachbarn erklären uns nicht umgehend den Krieg. Garrett sollte in einer Kiste zu seinem Vater zurückgeschickt werden. Du kannst König Edmund davon überzeugen, dass sein Tod gerechtfertigt war. Deshalb suche ich überhaupt nach dir! Du musst die politischen Wogen glätten, wenn ich ihn getötet habe.«

»Politische Wogen!«, wiederholte Kavenlow entsetzt. Wir hatten die Pferde beinahe erreicht, doch er hielt mich wieder an. »Tess. Wir können Prinz Garrett nicht ermorden und darauf hoffen, ohne Vergeltung davonzukommen – ganz gleich unter welchen Umständen. Da spielt es gar keine Rolle, wie viel Blutgeld wir ihnen anbieten würden.«

Ich schürzte die Lippen. Kavenlow verstand das nicht. Garrett würde sterben. Er durfte nicht in dem Glauben weiterleben, dass er so etwas tun und ungestraft davonkommen konnte. »Garrett zu töten, ist der einfachste Weg, die Sache zu beenden«, erklärte ich trotzig.

Kavenlow schüttelte den Kopf. »Nein. Ich fange keinen Krieg an, um den verletzten Stolz einer einzigen Person zu befriedigen.«

Ich erstarrte. »Stolz! Er hat sie ermordet! Wenn das keine Rechtfertigung ist, was dann?«

»Ihn zu töten, ist unnötig, und ich erlaube es dir nicht.«

»Kavenlow!«

»Nein. Costenopolis gehört mir, nicht dir. Es kann keine zwei Spieler für ein Königreich geben. Den Regeln gemäß bist du immer noch eine Figur. Ich bin der Spieler. Und du wirst Prinz Garrett nicht töten. Ich verbiete es dir!«

Meine Überraschung darüber, dass er mir einen direkten Befehl erteilte, schlug sofort in Verlegenheit um. Ich war nicht mehr die Prinzessin, nicht einmal mehr zum Schein. Ich war sein Lehrling. Das machte mir nicht so viel aus, wie ich erwartet hätte – da ich die vergangenen Tage immerhin damit zugebracht hatte, gar nichts zu sein. »Aber sie sind tot«, protestierte ich, während wir weitergingen.

Mit trauriger Miene blickte er von den Schemen der wartenden Pferde zu mir zurück. »Tess, mein Vorgänger als Spieler von Costenopolis war kein angenehmer Mann. Er hat die Menschen auf abscheuliche Weise benutzt, und seinetwegen haben Costenopolis und Misdev Krieg gegeneinander geführt.«

»Was hat das damit zu tun, dass Garrett offenbar über die Gerechtigkeit erhaben ist?«, fragte ich.

»Hör mir zu, dann sage ich es dir«, erwiderte er, und ich verzog das Gesicht. »Ich war als Lehrling schon weit fortgeschritten, als ich für mich entschied, keine Aggression zu nutzen, um Macht und Reichtum meines Königs zu mehren. Ich wollte es mit Handel versuchen. Mein Meister und ich gerieten in Streit, und er versuchte mich zu töten, als offenbar wurde, dass ich seine Pläne für Eroberungen auf dem Seeweg nicht fortführen würde. Ich musste ihn töten und bin nur knapp mit dem Leben davongekommen.«

Ich unterdrückte ein Schaudern bei der grässlichen

Vorstellung, dass jemand, dem ich vertraute, mich zu ermorden versuchte.

»Sobald die anderen Spieler herausfanden, dass ich meinen Meister getötet hatte, musste ich mein ganzes Geschick aufwenden, um sie zu besänftigen. Sie befürchteten, ich würde den König von Costenopolis dazu aufstacheln, ihre eigenen Spiele direkt zu bedrohen. Sie vermuteten, ich hätte vor, den ganzen Kontinent an mich zu reißen, und wollten mir nicht glauben, dass ich meinen Meister getötet hatte, um ihn genau daran zu hindern. Irgendjemand, ich bin bis heute noch nicht dahintergekommen, wer, hat die Prophezeiung vom Roten Mond in die Welt gesetzt, um die königliche Blutlinie von Costenopolis aussterben zu lassen und mich damit zurückzuwerfen.«

»Dann ist das eine Fälschung?«, fragte ich ungläubig, und meine Füße scharrten über den Boden, als ich abrupt stehen blieb. »Nichts als eine Lüge?«

Sein um Verzeihung heischender Blick war selbst in der Dunkelheit unverkennbar. »Die meisten Prophezeiungen werden von Spielern in Umlauf gebracht, um ihre zukünftigen Absichten kontinentweit bekannt zu geben.«

Während ich noch dastand und versuchte, das zu begreifen, nahm Kavenlow mich bei der Schulter und führte mich zu den Pferden. Sie beobachteten uns, und Jecks Pferd warf ungeduldig den Kopf hoch. »Ich war nicht besonders traurig, als Misdevs letzter Spieler an der Schwindssucht gestorben ist«, bemerkte Kavenlow. »Hauptmann Jeck kenne ich nur vom Hörensagen, doch in den Hochzeitsplänen waren ganz deutlich Spuren seines Willens zu erkennen.«

Ich schwieg, während wir die Reitkissen locker befestigten und die Pferde beluden. Mir gingen zu viele Ge-

danken durch den Kopf, und immer wieder kehrten sie zur Prophezeiung vom Roten Mond zurück. Das höllenverbrannte Ding war eine Fälschung gewesen? Wozu hatte ich dann all dieses Elend ertragen?

»Wo hast du diese Pferde her?«, fragte Kavenlow, während er Ruß' Huf kontrollierte. Er stellte ihn wieder ab und tätschelte ihr Hinterteil.

Ich verschnürte gerade ein Bündel auf Jecks Pferd und war froh, dass die mondlose Nacht mein Gesicht verbarg, als ich zu ihm aufblickte. »Der Grauschimmel gehört Duncan. Die beiden anderen ...« Hitze stieg mir ins Gesicht. »Warum?«, fragte ich. Wenn er erfuhr, wo ich sie herhatte, würde er mich zwingen, sie zurückzubringen, und dann würde die *Prinzessin* sie bekommen.

Kavenlow sah mich über den Rücken von Jecks Pferd hinweg an. »Das sind meine Pferde.«

Ich verzog bestürzt das Gesicht. Kavenlow hatte sie gekauft? Für sie? »Du hast ihr Pferde gekauft?«, fragte ich kleinlaut. »Als Verlobungsgeschenk?«

»Nein!« Kavenlow kam um das Pferd herum und packte mich bei den Schultern. Ich blickte auf und verabscheute das warme Gefühl von Tränen, die mir in die Augen stiegen. »Sie sind für dich, Dummerchen«, sagte er sanft. »Ich habe sie für dich gekauft. Was sollte denn eine Prinzessin mit zwei Rappen anfangen, die sie nicht einmal reiten kann?«

»A-aber der Stallmeister«, stammelte ich. »Er hat gesagt, sie wären ein Geschenk für die Prinzessin.«

»Ich konnte ihm wohl kaum erklären, dass sie für den königlichen Wechselbalg gedacht waren, oder?«, brummte er. »Wie um alles in der Welt bist du also an diese Pferde gekommen?«

»Vielen Dank, Kavenlow!«, sagte ich und fiel ihm um

den Hals. *Die Pferde gehörten mir.* Es erschien mir albern, wegen einer solchen Kleinigkeit Freudentränen zu vergießen, aber mir war nur noch so wenig geblieben.

»Ich nehme also an, sie gefallen dir?«, fragte er und tätschelte mir verlegen den Rücken. Dann packte er mich an den Schultern und rückte mich von sich ab. Ich wischte mir mit dem Ärmel die Augen, und er drehte sich weg. Das Ganze war ihm offensichtlich unangenehm. »Wie bist du daran gekommen?«, fragte er wieder. »Ich habe diesem Mann befohlen, sie bei sich zu behalten, bis ich nach ihnen schicke. Sie sollten dich ein bisschen darüber hinwegtrösten, äh ...«

»Dass ich nicht die Prinzessin bin«, sagte ich und stellte mir vor, dass mir diese Nachricht die Freude an so ziemlich allem verdorben hätte. Aber er hatte es gut gemeint. »Die Stute habe ich gewissermaßen gestohlen, und Jeck hat den Wallach gestohlen, aber eigentlich habe ich für mein Pferd bezahlt – na ja, ich habe für ein Pferd bezahlt, aber das Mädchen ist mit ihm davongelaufen, also musste ich mir doch eines von den anderen nehmen
—«

Kavenlow brachte mich mit einer Geste zum Schweigen, und ich verzog das Gesicht. Ich dachte, er sei zornig, doch seine Miene drückte Besorgnis aus. »Hauptmann Jeck hat eines dieser Pferde gestohlen?«, fragte er. »Er ist nicht im Palast? Er ist irgendwo hier draußen?«

Ich nickte, plötzlich ebenfalls besorgt. »Garrett hat ihn auf mich angesetzt. Zwei Tagesreisen außerhalb der Hauptstadt hat er mich eingeholt. Da hat er auch diese Bemerkungen über Spieler gemacht. Er wollte mich zum Palast zurückbringen, aber ich bin mitsamt seinem Pferd entkommen.« Verlegen über diesen doppelten Diebstahl, schlug ich die Augen nieder. »Sein Bündel habe ich in

Saltolz für ihn hinterlassen, bis auf seine Messer. Die habe ich behalten. Er ist entweder hinter uns, oder er lauert uns auf – das hängt davon ab, ob er die Bucht überquert hat, so wie ich.«

Kavenlow wurde sehr still, als müsse er innerlich neue Kräfte sammeln. »Du bist ihm entkommen und hast ihm alles gestohlen, was er dabeihatte, um es dann eine Tagessreise weiter liegen zu lassen, wo er es finden mussste?«

»Ja.« Ich hörte selbst, wie trotzig meine Stimme klang. »Seine Sachen konnte ich nicht gebrauchen.«

Kavenlow band schweigend Ruß und Tuck los und führte sie zum Pfad, während ich mich fragte, was ich falsch gemacht hatte. »Kehren wir zu den anderen zurück«, sagte er, doch seine Gedanken waren offenbar auf etwas anderes gerichtet. »Wie du selbst gesagt hast, könnte er vor uns sein oder hinter uns. In jedem Fall wäre es besser, wir stellen uns ihm gemeinsam.«

Ich folgte ihm mit Jecks Pferd, und sein beharrliches Schweigen machte mich unruhig. Wir hatten schon bei nahe das Lager erreicht, als ich den Mut fand, die lärmenden Frösche zu unterbrechen. »Kavenlow?«, fragte ich, und sein dunkler Schemen neben mir erschien mir plötzlich fremdartig. »Habe ich etwas falsch gemacht?«

Er schwieg so lange, dass die Antwort nur ja lauten konnte, doch dann schüttelte er den Kopf. »Ich glaube nicht. Hast du ... jemandem davon erzählt?«, fragte er, und seine Beiläufigkeit klang ein wenig gezwungen. »Von Spielern? Duncan vielleicht?«

»Nein.« Ich musste einen langen Schritt machen, um mit ihm mitzuhalten. »Aber Duncan hat sich dummerweise an einem Pfeil gestochen, und jetzt hält er mich für eine Meuchlerin. Ich habe ihm gesagt, dass ich den

Lockvogel für die Prinzessin gespielt habe, aber er glaubt mir nicht.«

Seine Bewegung geriet für einen Moment ins Stocken, so kurz, dass ich nicht sicher war, ob ich es mir vielleicht nur eingebildet hatte. »Und wie hast du ihm das Gift erklärt?«, fragte er zurückhaltend.

Ich begegnete seinem Blick im Halbdunkel. »Ich habe ihm erzählt, dass du mich dagegen immunisiert hast, damit ich mich gegen Meuchler verteidigen kann. Ich habe ihn dadurch aber nur in dem Glauben bestärkt, ich sei selbst einer.«

»Und das Gleiche denkt er vermutlich von mir«, seufzte Kavenlow. »Nein«, sagte er und hob die Hand, als ich Luft holte, um mich zu entschuldigen. »Das ist meine Schuld. Es verstößt nicht gegen die Regeln, wenn ein Außenstehender von dem Gift weiß, aber es ist risikant. Derjenige könnte am Ende doch die richtigen Schlüsse ziehen.« Er ließ den Kopf hängen. »Ich werde versuchen, ihm einzureden, dass ich dich als Leibwächterin für die Prinzessin ausgebildet habe. Es wird schon gut gehen.«

»Es tut mir leid«, sagte ich aufrichtig.

Kavenlow lächelte dünn. »Er hatte ja nicht viel Gelegenheit, anderen davon zu erzählen. Und er weiß es erst seit ein paar Tagen. Da sollte es nicht allzu schwierig sein, ihm die Gedanken zu vernebeln.«

»Aber er wäre beinahe daran gestorben!«, rief ich aus.

»Tatsächlich? Dann mache ich eine verdorbene Mahlzeit daraus; dazu brauche ich seine Erinnerung nur ein wenig zu verschieben.«

Ich runzelte die Stirn, denn mir gefiel der Gedanke nicht, dass ich an jenem Abend das Essen gekocht hatte und Duncan mir deswegen Vorwürfe machen würde.

Doch dann blieb ich abrupt stehen, als mir etwas auffiel.
»Was soll das heißen, *seine Erinnerung verschieben*? Du meinst Duncans Gedächtnis?«

Wir kamen um eine Biegung und sahen das Lager vor uns. Duncan saß am Feuer und stand auf, als er die Pferde hörte. Die Prinzessin weinte immer noch, aber inzwischen wenigstens leise. »Kavenlow, was meinst du damit, seine Erinnerung zu verschieben?«, wiederholte ich.

Kavenlow winkte Duncan zu. »Hat Jeck dir mehr über das Gift gesagt?«, fragte er mit leuchtenden Augen.

Ich verzog das Gesicht. »Er hat angedeutet, dass es von irgendeinem Tier stammt.«

Er nickte. »Das ist richtig. Aber weiter hat er nichts gesagt?« Ich schüttelte den Kopf, und er beugte sich dicht zu mir herab und flüsterte: »Es ist wirklich etwas ganz Besonderes, Tess. Ich habe gesagt, ich würde Duncans Erinnerung verschieben, und genau das kann ich tun.«

23

Ich zog meinen Umhang gegen die Kälte fester um mich. Meine Decken lagen ein Stück vom Feuer entfernt, und Feuchtigkeit war vom Boden bis zu mir aufgestiegen. Die Prinzessin schlief behaglich dicht an der Glut, und ihre vielen Decken – sie hatte mir hochmütig erzählt, dass sie sie selbst in Brenton gekauft habe – waren achtllos um sie verstreut. Kavenlow saß auf dem Baumstamm ihr gegenüber am Feuer, trank Tee und hielt Wache, während wir anderen versuchten, in dieser eiskalten Frühlingsnacht zu schlafen.

Alle hatten zugestimmt, dass eine Wache unbedingt

nötig war. Duncan und ich sollten später gemeinsam waschen, Thadd und Kavenlow würden kurz vor dem Morgengrauen wieder übernehmen. Die Prinzessin hatte protestiert, sie könne auch eine Wache übernehmen, und als Kavenlow erwiderte, sie solle sich schlafen legen, hatte ich eine absurde Befriedigung empfunden. Nur Kavenlow und ich hatten Jecks Pfeilen etwas entgegenzusetzen; einer von uns würde während der Nacht immer wach sein.

Ich zog mir die Decke bis unters Kinn, und sie rutschte mir von den Füßen. Ich trug immer noch meine Stiefel – allein bei der Vorstellung grauste es mich –, aber sonst hätte ich noch mehr unter der Kälte gelitten. Mein Abend war eine frustrierende Mischung aus verlegenem Zögern und Kavenlows Abwinken gewesen. Alle meine Bitten, seine letzten Worte zu erklären, ehe wir ins Lager zurückkehrten, hatte er zu meinem Ärger mit einem »Später« abgetan. Niedergeschlagen setzte ich mich auf, um mir die Decke wieder über die Füße zu ziehen.

»Kannst du nicht schlafen, Tess?«, fragte Kavenlow leise, und ich begegnete über das Feuer hinweg seinem Blick. »Setz dich zu mir.«

Zitternd stand ich auf, hüllte mich in meine Decken und den Umhang und schlurfte zu ihm hinüber. Er rutschte auf dem Baumstamm beiseite, damit ich Platz hatte. »Ist jetzt später?«, fragte ich trocken.

Kavenlows mit Grau durchsetzter Bart verzog sich, als er lächelte. Er zog ein Büschel Wermut hinter sich hervor und warf es ins Feuer. Ein muffiger Geruch stieg auf, der mich in der Nase kitzelte und vage Erinnerungen weckte. Meine Augen schlossen sich langsam, dann riss ich sie plötzlich auf. »Du hast ihn nicht niedergebrannt«, sagte ich und war auf einmal hellwach.

»Wie bitte?«

»Die Zigeunerin. Du hast sie nicht geschlagen, du hast ihr Pferd nicht geschlachtet, und ihren Wagen hast du auch nicht niedergebrannt.«

»Nein.« Er schenkte einen zweiten Becher ein. »Trink einen Schluck Tee. Er wird dir helfen, wach zu bleiben.«

Vor lauter Aufregung hätte ich das dunkelbraune Gebräu beinahe verschüttet, als er mir den Becher reichte. Er versuchte nicht, mich schlaftrig zu machen; er sorgte dafür, dass die anderen nicht aufwachten! »Die Zigeunerin ist eine Spielerin, nicht wahr?«, fragte ich. Ich machte mir nicht die Mühe, meinen Tiegel Honig zu holen, denn ich fürchtete, dass Kavenlow mich zwingen würde, ihn am Morgen mit der Prinzessin zu teilen.

»Früher einmal.« Kavenlow beobachtete die langsam Atemzüge der Prinzessin. »Vor fast zehn Jahren hat sie ihren Einflussbereich freiwillig an ihren Nachfolger abgetreten. Jetzt streift sie durch die Welt und fungiert als Vermittlerin und Richterin unter uns anderen. Ich mag sie nicht. Spieler hören niemals auf zu spielen. Sie bedienen sich nur immer mächtigerer Figuren.«

Ich schob die halb erfrorenen Zehen fast bis in die Kohlen. »Du hast mich zu ihr gebracht. Warum?«

Er nippte an seinem Becher, und seine Finger trugen immer noch Spuren der Tinte aus meiner letzten Geschichtsstunde. »Ich habe dich vor langer Zeit als meine Schülerin angenommen, aber ich hatte keine Lust, dich ihr vorzustellen. Diese Begegnung war nichts Besonderes. Vergeude deine Zeit nicht darauf, irgendeine Bedeutung darin zu suchen.«

»Sie hat mich auf die Probe gestellt«, sagte ich, als ich mich deutlicher erinnerte. Zorn schwang in meinen nächsten Worten mit. »Sie fand mich zu schwach.«

Die Runzeln auf seiner Stirn vertieften sich, und sein Blick wirkte gequält. »Ihrer Auffassung nach bist du schwach: Du bemühst dich lieber um einen Kompromiss, als dich jedem Konflikt frontal zu stellen, und du kannst dich zwar selbst verteidigen, bringst es aber nicht über dich, jemanden zu töten, selbst dann, wenn du glaubst, er hätte den Tod verdient.«

Kläglich ließ ich den Becher auf meine Knie sinken. *Woher weiß er, dass ich Garrett nicht töten konnte?* »Ich tauge nicht für dieses Spiel, oder? Das hat sie gesagt. Dass du noch einmal von vorn anfangen solltest.«

Zu meinem großen Erstaunen legte er mir einen Arm um die Schultern und drückte mich von der Seite an sich. »Tess, du bist auf diesen Gebieten schwach, weil ich mir meine Nachfolgerin so wünsche. Ich wollte keinen Soldaten. Ich wollte eine intelligente, kultivierte, schöne Frau, die lieber eine Lösung sucht, statt auf jedes Problem mit fliegenden Pfeilen und blitzenden Schwertern einzustürmen. Die andere durch ihren Charme gefügig machen kann, statt sie durch Ketten zu versklaven.«

Ich lächelte schief, und er ließ den Arm sinken. »Das Spiel verändert sich«, erklärte er. »Die alten Methoden werden nicht mehr lange funktionieren. Wenn feindliche Kräfte einander bekämpfen, hat keiner eine Wahl. Wenn eine Seite sich dem Kampf verweigert, dann hat diese Partei die freie Entscheidung. Deine Fähigkeiten eröffnen dir Möglichkeiten, über die deine Gegner staunen werden. Diese verbitterte alte Frau sieht das nur nicht. Sie wird es nie begreifen.«

Ich begriff es ebenfalls nicht, und Kavenlows stolzes Lächeln machte mich keineswegs zuversichtlich. Trotz allem, was er gesagt hatte – ich wusste, dass ich keinerlei Begabung hatte. Doch dann kam mir ein Gedanke. Ka-

venlow hatte gesagt, er könne Duncans Erinnerung beeinflussen. Die Zigeunerin hatte das Gleiche von mir behauptet, und Kavenlow hatte ihr gesagt, dass das bei mir nicht klappen würde.

Neugierig blickte ich auf. »Die Zigeunerin«, sagte ich zögernd, denn ich war unsicher, ob ich alles richtig in Erinnerung hatte. »Sie hat mich gefragt, ob ich ein Pferd reiten könne, nicht? Und – ob ich träume? Nein. Ob meine Träume wahr werden.«

Kavenlow fuhr zusammen. »An all das kannst du dich erinnern? Da soll mich doch einer bei Ebbe an den Pier binden. Ich habe sie gewarnt, dass du dich erinnern würdest.« Er lächelte hinter seinem Bart, warf ein zweites Büschel Wermut ins Feuer und wedelte den Rauch von uns weg. Hinter uns stampften die Pferde mit den Hufen.

»Es geht um das Gift«, sagte er schließlich. »Es ist die wichtigste Waffe des Spielers, ja, und ich kann mir vorstellen, dass Spieler ursprünglich einmal nur Meuchler waren. Doch sie verstärkten ihre natürliche Immunität gegen das Gift, indem sie sich ihm wiederholt aussetzten, um so besser vor dem Pfeil eines Rivalen geschützt zu sein. Man hat schon vor langer Zeit festgestellt, dass sie dadurch die Fähigkeiten des Tieres annehmen, von dem es stammt.«

Ich starre ihn verständnislos an. »Fähigkeiten?«, frage ich. »Was denn für Fähigkeiten? Und was für ein Tier?«

Er beugte sich vor, und seine Augen glühten im Feuerschein. »Ein Punta«, sagte er.

Mir blieb der Mund offen stehen. »Ein Punta?«, wiederholte ich schließlich. »Die sind ausgestorben.«

Er richtete sich auf. »Nein, sind sie nicht, und nächstes Mal, wenn ich Nachschub an Gift brauche, wirst du mir

helfen. Es wird Zeit, dass du dir das Gift verdienst, mit dem ich dich immer versorgt habe.«

»Aber die sind doch nur ein Mythos«, protestierte ich. »Große, magische Katzen, die ...« Meine Stimme erstarb, und mir stockte der Atem. *Magie?*

Kavenlow grinste durch seinen Bart hindurch. »Ich habe so lange darauf gewartet, dir das zu erklären. Jeder Spieler hat den Tod betrogen und eine tödliche Dosis Gift überlebt, hat auf der Schwelle des Todes geschwankt und ist zurückgekehrt, mit der Magie der Puntas. Du warst drei Monate alt, als dich der Pfeil eines Attentäters traf. Ich finde es schon ein wenig seltsam, dass ein rivalisierender Spieler mir meine Nachfolgerin gezeigt hat. Ich würde mich bei ihm bedanken, wenn ich wüsste, wer es war.«

Das muss ein Scherz sein. »Ein Punta?« Ich sah ihn verwirrt an. »Ich kann aber nichts, was ein Punta könnte. Du auch nicht.« Ich zögerte. »Oder?«

»Ich zeige es dir«, sagte er. Genau das wollte ich eben von ihm verlangen, und seine Bereitwilligkeit verblüffte mich. »Siehst du Ruß da drüben?«, fragte er und wies mit einer Kopfbewegung auf das Pferd. »Versuche, sie dazu zu bringen, dass sie zu dir kommt.«

Ruß hatte sich ein Stück von den beiden anderen entfernt und versuchte, an das Heu auf dem Wagen heranzukommen. Ich zog die Augenbrauen hoch und warf ihm einen gequälten Blick zu. »Du meinst ›Hierher, Pferdchen, komm. Pferdchen‹ ...«

Er sah mich streng an, doch in seinen Augen blitzte unterdrückte Belustigung. »Werd nicht frech. Gib ihr den Gedanken ein, dass du eine Handvoll Getreide in der Tasche hast.«

»So, wie man verstreute Schafe herbeiruft ...«, mur-

melte ich, und er neigte den Kopf, als hätte ich etwas Kluges gesagt. Er war prächtiger Laune, obwohl die Kälte ihm die Wangen rot färbte.

Ich holte tief Luft und stieß sie langsam wieder aus. Ich starre Ruß an und dachte ganz fest an Getreide, das förmlich aus meiner Tasche quoll. Mein Herz machte einen Satz, als Ruß den Kopf wandte und zu mir herüberschaute. Aber sie rührte sich nicht. Ich errötete, und mir wurde ein wenig schwindlig. Vor Kälte begannen meine Knie zu zittern, und mir wurde übel.

Kavenlow beobachtete stumm, wie ich mir die Knie rieb. Er hob die Hand und zog einen Pfeil aus meinem Haarknoten. Ehe ich wusste, wie mir geschah, stieß er ihn durch meine Decke und den Umhang in meinen Oberschenkel. »Au!«, rief ich und schüttelte mir den übergeschwappten Tee von den Fingern. »Warum hast du das getan?«

»Versuch es noch einmal«, sagte er und legte den Pfeil zwischen uns auf den Baumstamm.

Mein Bein brannte – von der Nadel, nicht vom Gift –, und ich rieb es ärgerlich. Trotzdem stellte ich mir einen saftigen Apfel vor. Der Schwindel ließ nach, und ich starre Ruß an und kam mir sehr albern vor. »Es passiert nichts, außer dass mein Bein wehtut«, erklärte ich säuerlich. Ruß wirkte inzwischen sogar eher schlaftrig, sie bewegte den Schweif nicht mehr und ließ den Kopf tief herabsinken, während ihr der Wermutrauch um die Hufe strich.

Etwas stieß mich von hinten an. Ich ließ den Becher fallen, fuhr herum und sah Jecks Pferd. Erschrocken hob ich die Hände, um ihn zu streicheln, als er den Kopf senkte und mich mit seinem samtig-kitzlichen Maul anstupste. »Kavenlow?«, fragte ich mit zitternder Stimme.

Er lachte leise und schob den Kopf des Pferdes zwischen uns zurück. »Das war nicht genau das, was ich mir vorgestellt hatte, aber du hast es geschafft.«

»Tatsächlich?«, fragte ich etwas ungläubig. Jecks Pferd stampfte ungeduldig mit den Hufen, denn es erwartete einen nicht vorhandenen Apfel. Ich entschuldigte mich bei ihm, indem ich ihm die Ohren kraulte, und nahm mir vor, ihm einen Apfel zu besorgen, sobald wir die Hauptstadt erreicht hatten. Zu meinem größten Erstaunen schnaubte er ergeben und wandte sich ab. *Schoh*, dachte ich. *Ich habe ihn nicht nur zu mir hergelockt, sondern ihm auch gesagt, dass er wieder gehen soll!* »War mir deshalb manchmal so schwindlig?«, fragte ich mit hämmерndem Herzen. »Heilige Glöckchen, in der Nacht, als ich aus dem Palast entkommen bin, wäre ich beinahe in Ohnmacht gefallen, als ich Banner befohlen habe zu bleiben. War das Magie? Ich dachte, er wäre einfach gehorsam.«

Der bernsteinfarbene Schein des Feuers spiegelte sich in Kavenlows Augen, als er meinen Becher aufhob. »Das ist er, aber er ist nicht zuletzt deshalb so gehorsam, weil er es gewohnt ist, giftinduzierte Anweisungen von mir zu erhalten. Tiere stellen sich rasch darauf ein und sind dann noch empfänglicher dafür. Und deine Fähigkeiten werden stärker, während du deine Widerstandskraft gegen das Gift aufbaust. Du kannst sie auch vorübergehend steigern, indem du Gift zu dir nimmst, wie ich es dir eben verabreicht habe. Das ist allerdings auch eine gute Möglichkeit, ohnmächtig und hilflos am Boden zu enden. Dir kann schwindlig werden, wenn du mehr zu leisten versuchst, als deinen derzeitigen Fähigkeiten entspricht. Du könntest auch unter Muskelkrämpfen leiden – genau so, als hättest du gerade eine Überdosis Gift abbekommen.

Dir haben die Knie gezittert, ehe ich dich mit dem Pfeil gestochen habe, nicht wahr?«

»Oh!« Aufgeregter drehte ich mich um und warf einen Blick auf Jecks Pferd. »Kribbeln meine Hände deswegen so?«

Seine Augen weiteten sich. »Deine Hände ...« Er packte mich und schaute zwischen meinen Augen und meiner Handfläche hin und her, die in seiner Hand klein wirkte. »Ach, Tess«, sagte er leise und jagte mir damit wirklich Angst ein. »Ich hatte ja keine Ahnung. Sie sind tatsächlich ... Wie lange kribbeln sie schon so?«

»Seit Jeck versucht hat, mich mit ungefähr sechs Pfeilen aufzuhalten. Warum? Ist das ... falsch?«

Sein Lächeln wurde stolz. »Nein. Es ist genau richtig. Vielleicht liegt es daran, dass du so klein warst, als du zum ersten Mal getroffen wurdest, aber es ist sehr selten, dass jemand mit dieser speziellen Fähigkeit von der Schwelle des Todes zurückkehrt.« Er schluckte und runzelte die Stirn. »Sie kribbeln, sagst du? Tut das weh?«

»Nein ... eigentlich nicht.« Er sagte nichts, sondern presste die Lippen so fest zusammen, dass sein Oberlippenbart hervorragte. Er sah beinahe besorgt aus. »Kavenlow?«, fragte ich. »Ist das schlecht?«

Er warf mir ein hastiges Lächeln zu, das mich keineswegs beruhigte. »Nein, nein, natürlich nicht. Ich überlege nur, wie ich dir etwas beibringen soll, das ich selbst nicht beherrsche, weiter nichts.«

Es gefiel mir nicht, dass er sich anscheinend unzulänglich fühlte, also lächelte ich – vermutlich recht schief. »Was kann ich denn noch? In einem Wirbelwind verschwinden wie ein Punta in den Geschichten?«, scherzte ich.

Er glückste. »Nein. Als Novizin kannst du deine Ge-

danken höchstens ruhigen Tieren eingeben, die gerade an nichts anderes denken – wie dem Rappen dort. Ich habe eine größere Spannweite.« Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die nahen Bäume, und ich lauschte in die Nacht hinein und wartete darauf, dass etwas geschah. Mir stockte der Atem, als ein schwarzer Schatten gespenstisch über das Lager dahinglitt und sich ein Uhu auf meinem verlassenen Schlafplatz niederließ.

»Oh, ist er nicht prachtvoll?«, flüsterte Kavenlow, der so freudig lächelte, dass er viel jünger aussah. Der Uhu trat auf seinen mächtigen Klauen hin und her und zischte uns an. »Wenn zwischen dem Spieler und dem Tier eine gute Übereinstimmung herrscht, ist es beinahe so, als könnte man mit ihnen sprechen.« Kavenlow streckte die Hand nach dem Uhu aus, und mit drei schweren Flügelschlägen erhob er sich in die Luft und verschwand. Wir seufzten wie aus einem Munde.

»Menschen sind zu komplex, um sie auf diese Weise zu manipulieren«, fügte er hinzu, und seine Stimme war immer noch von leisem Staunen über den Uhu erfüllt. »Aber du kannst das Gedächtnis und die Sicht eines Menschen vernebeln. Und daher kommt dein wundersames Geschick im Versteckspielen.«

»Ich wusste es!«, rief ich aus, schlug mir dann die Hand vor den Mund und ließ den Blick über die reglosen Gestalten der Menschen gleiten, die um uns herum schliefen. »Du hast mich darin geschult, aus dem Palast zu entkommen, nicht wahr?«

Er nickte. »Magie hin oder her, Puntas sind nicht schneller als irgendein anderes Tier. Es hat nur den Anschein, als würden sie wie aus dem Nichts erscheinen und wieder verschwinden, weil sie dafür sorgen können, dass ein Mensch sie erst sieht, wenn sie es wollen. Das

Gift verleiht dir dieselbe Fähigkeit. Im Augenblick bringst du nicht mehr zustande, als übersehen zu werden, wenn du versuchst, dich zu verstecken. Ich kann unberührt durch die Straßen gehen, wenn ich mir Mühe gebe.«

Ich sank auf dem Baumstamm zusammen. »Dann habe ich also beim Versteckspielen gar nicht richtig gewonnen – das war nur das Gift?«

Kavenlow legte mir den Zeigefinger unters Kinn und hob es an. »Tess, für mich war das nie ein Spiel. All das war Übung. Und nur so solltest du es sehen.«

Davon fühlte ich mich nicht besser. Mir kam es vor, als hätte ich gemogelt. »Hast du ... je meine Erinnerung verändert?«, fragte ich, obwohl ich mich vor der Antwort fürchtete.

»Wenn du dich an die Zigeunerin erinnerst, weißt du auch, was ich ihr gesagt habe.«

»Du hast gesagt, du könntest es nicht. Aber sie hat es getan«, platzte ich heraus.

»Sie ist stärker als ich. Doch anscheinend sind auch ihre Kräfte nicht unüberwindlich. Das liegt zum Teil an deinem Willen, aber vor allem daran, dass der langsame Aufbau der Immunität dir einen gewissen Schutz gegen Kniffe verleiht, die auf Gift beruhen. Deshalb hat sie ihren Versuch, dein Gedächtnis zu vernebeln, mit Wermut unterstützt. Dass du dich an so viel erinnerst, sagt mir, wie sehr du deinen Schutz noch erhöht hast, mein Mädchen.« Er tätschelte mein Knie. »Ich wusste ja nicht, dass ich deine Widerstandskraft schon derart stark aufgebaut habe. Es wird höchste Zeit, dass ich dir beibringe, wie du deine Gaben bewusst nutzen kannst. Wir müssen auch herausfinden, wo deine besonderen Stärken liegen.« Er zögerte. »Abgesehen von der Heilung.«

Es war nur ein leises Murmeln, dennoch hörte ich die Besorgnis heraus, die er zu verbergen versuchte. »Die Zigeunerin«, begann ich widerstrebend. »Sie hat gefragt, ob meine Träume wahr würden..«

Kavenlows Blick wirkte besorgt. »Sei vorsichtig, Tess. Selbst eine Novizin kann prophetische Träume haben, vor allem wenn sie eine Überdosis Gift bekommen hat, um ihre Widerstandskraft zu erhöhen. Aber Träume können durch deine eigenen Gefühle beeinflusst sein und dir falsche Wahrheiten vorgaukeln. Die Zigeunerin hat so viel Gift im Leib, dass sie die Zukunft sogar dann sehen kann, wenn sie hellwach ist. Ich traue Träumen nicht, und das solltest du auch nicht tun..«

Ein ungutes Gefühl überkam mich. »Sie hat mir die Zukunft vorausgesagt. Ehe du hereinkamst«, sagte ich leise.

Kavenlow erstarrte. »Was hat sie gesagt? Hat sie einen Krieg erwähnt?«

Ich schüttelte den Kopf. Alles, was sie gesagt hatte, war eingetreten. Ich hatte ihre Worte nur falsch interpretiert. »Sie hat gesagt, ich würde mit einem Mann reisen, der dunkles Haar hat.« Ich blickte zu Duncan hinüber. »Alles andere war leeres Geschwätz«, behauptete ich, obwohl ich nicht wusste, ob das stimmte.

»Gut«, sagte er mit einem Seufzen. »Aber trotzdem könnte es genau so kommen.«

Ich nickte und starnte in die Glut. Mein Blick glitt zu der schlafenden Prinzessin, über sie hatte die Zigeunerin gar nichts gesagt. Was hatte sie sonst noch ausgelassen?

»Sie ist eigentlich gar nicht so übel, nicht wahr?«, bemerkte ich und wies mit einem Blick auf die schlafende Frau. »Nur so ungeschliffen. Wie soll sie je die Feinheiten lernen, die sie zum Überleben brauchen wird?«

Leder knarrte, als Kavenlow sich mir zuwandte, offenbar überrascht. »Ich hatte gehofft, dass du ihr dabei helfen könntest. Sie hat erst im vergangenen Jahr erfahren, wer sie wirklich ist, und ich fürchte, sie ist sehr ... äh ... provinziell in ihren Reaktionen und Erwartungen. Ich glaube, die Nonnen hatten recht bald erkannt, wer sie ist, und haben ihr in allem ihren Willen gelassen.«

Ich verzog das Gesicht beim Gedanken an die politischen Folgen, falls sie ihr Mundwerk einem hochrangigen Gast gegenüber ebenso wenig im Griff hätte wie vorhin bei mir. »Sie hat keine Ahnung, wie viele Enttäuschungen eine Prinzessin mit einem Lächeln herunterschlucken muss, nicht wahr?«

Er schüttelte den Kopf. »Sie glaubt, eine Prinzessin zu sein, bedeute, dass sie tun kann, was sie will.«

»Es ist aber genau das Gegenteil.« Ich dachte nach, und meine Stirn glättete sich. Ich war nicht mehr die Prinzessin. Vielleicht hatte das sein Gutes. »Was wird jetzt aus mir?«, fragte ich, und mir wurde heiß, als ich an Duncan und diesen Kuss dachte. »Da ich ja nun keine Prinzessin mehr bin?«

Er lachte leise und leerte seinen Becher. »Ich wollte dafür sorgen, dass sie dich zu ihrer Leibwächterin macht, aber das könnte schwierig werden, nachdem du sie verprügelt hast.«

Ich war ziemlich sicher, dass mir die Vorstellung nicht gefiel, ein Teil *ihrer Gefolges* zu werden. Das war demütigend, und obendrein würde ich vermutlich den ganzen Tag lang nähend hinter den Palastmauern sitzen. Gott steh mir bei, ich würde den Verstand verlieren, wenn ich noch ein einziges nutzloses Zierdeckchen besticken müsste. Kavenlow schenkte mir nach, ehe er seinen eigenen Becher auffüllte. Meine Finger kribbelten von der

neuen Wärme in meinen Händen. »Kavenlow«, sagte ich nachdenklich. »Wie stark kann man eigentlich werden? Verabreicht man sich einfach immer höhere Dosen, um die Immunität zu steigern?«

Er schüttelte energisch den Kopf. »Es gibt zwei gute Gründe, das nicht zu tun. Erstens muss man den Punta töten, um an das Gift zu kommen, und sie sind schwer zu finden und verteufelt schwer zu erlegen. Und zweitens: Spieler, die ein vernünftiges Maß überschreiten, sterben meist recht früh. Du wurdest zwar mit einer natürlichen Immunität geboren, die den meisten Leuten fehlt, aber dennoch gibt es Grenzen. Seltsamerweise braucht es mehr Gift, um einen Lehrling zu töten als einen Meister, aber ein Lehrling verliert früher das Bewusstsein, und das rettet ihm das Leben. Ein Meister fällt nicht so schnell, was den Eindruck erweckt, er wäre sicher – und dieser wiederum führt zu der gefährlichen Annahme, er könnte mehr vertragen, als tatsächlich der Fall ist.«

»Was bedeutet ...?«, fragte ich nach, denn ich verstand ihn nicht.

»Je mehr Gift du aushalten kannst, ehe du das Bewusstsein verlierst – je stärker du also bist –, desto vorsichtiger musst du sein, wenn du dich der Todesschwelle näherrst. Ein Lehrling wird vielleicht nach drei Pfeilen ohnmächtig, doch es brauchte zehn weitere, um ihn zu töten. Das sind zehn Pfeile, die kein Spieler für jemanden vergeuden wird, der schon ausgefallen ist. Ein Meister kann noch nach bis zu acht Pfeilen handlungsfähig sein, aber nur ein weiterer Pfeil, nachdem er das Bewusstsein verloren hat, könnte ausreichen, um ihn zu töten.«

»Mehr Macht bringt also ein höheres Risiko und eine niedrigere Schwelle mit sich«, murmelte ich. Dann riss

ich erschrocken den Kopf hoch und sah Kavenlow forschend ins Gesicht. War er etwa in Gefahr?

»Nicht doch!«, rief er aus, und seine Zähne schimmen-ten im Feuerschein. »Ich komme nicht einmal in die Nähe einer Überdosis. Ich achte sorgfältig darauf, das Gleichgewicht zwischen meiner Sicherheit und meinen Kräften zu wahren. Und da wir gerade von Sicherheit sprechen – die hier brauchst du dringender als ich.« Er drehte sich um und griff hinter sich in sein Bündel. Wort-los legte er mir mehrere Pfeile auf die offene Hand, die so lang waren wie meine Handfläche. Sie bestanden aus Metall, nicht aus Knochen. Auf den bösartig spitzen Na-deln glänzte eine graue Ölschicht.

»Ich habe sie vor fast zehn Jahren anfertigen lassen«, sagte er und hielt den Blick aufs Feuer gerichtet. »Diese drei sind die letzten, die ich noch habe. Sei vorsichtig. Sie enthalten sehr viel starkes Gift und töten einen großen Mann sehr schnell. Man benutzt sie dazu, einen Spie-ler zur Strecke zu bringen.« Meine Augen weiteten sich, als ich begriff.

»Die sind für Jeck«, sagte ich. Mit geschürzten Lippen hielt ich ihm die Pfeile auf der flachen Hand hin. »Ich will ihn nicht töten. Ich will nur, dass er mich in Ruhe lässt.«

Die Fältchen um seine Augen wurden tiefer, und er schloss meine Finger um die Pfeile. »Ich bin sicher, dass nicht genug Gift darin ist, um ihn zu töten – außer, er verabreicht sich oft höhere Dosen, um seine Fähigkeiten vorübergehend zu steigern. Du sollst ihn damit nur be-wusstlos machen.«

Beruhigt steckte ich die tödlichen Pfeile in meinen Haarknoten.

»Tess«, sagte er langsam, und ich hörte ein neues Zö-

gern in seiner Stimme. Ich klemmte die Hände zwischen die Knie, um sie zu wärmen. »All das hat seinen Preis. Und ich will ihn dir nennen, ehe es zu spät ist. Das Gift – es nimmt dir die Möglichkeit, Kinder zu bekommen.«

Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich ihn an und erkannte die Wahrheit dieser Worte in seinem kummervollen Blick. »Keine Kinder? Niemals?«, fragte ich leise.

Seine Miene wirkte gequält. »Es ist noch nicht zu spät. Ich glaube, dir bleiben noch ein paar Jahre, ehe das Gift sich so tief in dir ausgebreitet hat, dass du Schwierigkeiten hättest, ein Kind auszutragen. Das ist einer der Gründe dafür, dass Spieler nicht herrschen können. Es gäbe keine Thronerben.«

Ich wandte mich ab und klammerte mich an meine Decke; mir war kälter, als die Nacht erklären konnte. Ich rieb mir den Oberschenkel, wo er mich mit dem Pfeil gestochen hatte. Magie - wahre Magie – oder Kinder. »Gar keine?«, fragte ich.

»Nein.« Mit müdem Blick starrte er in die Glut. »Aber es ist keine so üble Idee, ein Kind von der Straße als dein eigenes anzunehmen. Sie stecken voller Überraschungen – so wie du.« Er umfasste sacht mein Kinn und zwang mich, seinem Blick zu begegnen. »Tess? Ich habe dir diesen Anfang aufgezwungen, aber es ist noch nicht zu spät.«

Ich wandte den Blick ab. Unerwartete Tränen brannten mir in den Augen. Keine eigenen Kinder? Vermutlich nicht einmal einen Ehemann, denn wer auch immer mir nahestand, würde zur Zielscheibe der Meuchler anderer Spieler werden – so, wie ich es gewesen war.

»Den meisten Lehrlingen lässt man gar keine Wahl«, erklärte er, »aber du bist eine Frau, Tess. Deshalb sollte die Entscheidung dir überlassen bleiben. Es gibt nicht

viele Spielerinnen, doch das, was du mit aufs Spielfeld bringen kannst – Mitgefühl, Verständnis und die Fähigkeit, Kompromisse zu schließen –, wird dort dringend gebraucht. Ohne die Kraft des Giftes kannst du keine Spielerin sein. Wenn du das nicht willst, werde ich einen anderen Lehrling finden. Aber bitte bedenke eines: An deinen Entscheidungen könnte die Zukunft von Tausenden von Kindern hängen. Du würdest eine großartige Spielerin abgeben.«

Ich sagte nichts, stützte einen Ellbogen auf die Knie und ließ die Stirn auf die steifen Fingerspitzen sinken. *Keine Kinder? Nie?* Warum bat er mich darum, selbst zu entscheiden? Als ich noch eine Prinzessin gewesen war, hatte ich stets gewusst, was ich tun musste – da war mir gar keine Wahl geblieben.

Kavenlow zog sich den gelb gefütterten Umhang über die Knie. Mein Kummer setzte ihm sichtlich zu. »Schlaf ein wenig«, brummte er. »Wie gesagt, dir bleibt noch Zeit, dich zu entscheiden. Jahre. Ich wecke dich, wenn deine Wache beginnt.«

Er nahm mir den Becher ab und gab mir stattdessen den Knochenpfeil, mit dem er mich gestochen hatte. Ohne ihn anzusehen, steckte ich den leeren Pfeil weg und stand auf. Vorsichtig ging ich um die schlafende Prinzessin herum zu meinem Schlafplatz. Darauf lag eine Uhu-feder. Ich hob sie auf und schloss die Hand darum wie um einen Talisman. Dann legte ich mich mit dem Rücken zu Kavenlow hin und starre in die Nacht hinaus.

Ein Kind von meinem Fleisch und Blut oder das lebenslange Spiel mit gewaltigen Mächten und verborgenen Plänen. Ein Ehemann, mit dem ich alt und grau werden kann, oder ein Königreich. Ich erinnerte mich an meinen freudigen Schreck, als Jecks Pferd mich vorhin

angestupst hatte, um einen Apfel zu bekommen, den es nur in meinen Gedanken gab. Die Uhufeder fühlte sich weicher an als Seide, als ich damit über mein Kinn strich. Mir meine Kinder wegnehmen lassen, ehe ich überhaupt daran gedacht hatte, sie zu bekommen?

Doch im Grunde war die Entscheidung gar nicht schwer. Ich kannte meine Antwort bereits. Wenn ich einen Ehemann wollte, würde ich mir einen Mann suchen, der sich gegen Mordversuche zur Wehr setzen konnte. Wenn ich ein Kind wollte, würde ich eines annehmen, das mich brauchte, so wie Kavenlow es getan hatte. Es anders zu machen ... Ebenso gut hätte ich behaupten können, dass er mich weniger liebte, weil ich nicht sein leibliches Kind war. Und das wäre eine Lüge gewesen.

»Kavenlow?«, flüsterte ich und war sicher, dass er mich dennoch hören konnte. »Ich will deine Schülerin bleiben.«

24

Ich wurde von einem Rascheln geweckt, als jemand in seinem Bündel herumwühlte, also war die Nacht überstanden, ohne dass Jeck uns gefunden hatte. Die Vögel lärmten, und durch das laute Gezwitscher konnte ich ganz schwach Duncan und Thadd miteinander flüstern hören. Ich öffnete die Augen und betrachtete den seltsamen Anblick von altem Laub und Gras, der sich mir im schwachen Licht der kaum aufgegangenen Sonne bot. Endlich war mir warm, also rührte ich mich nicht in der Hoffnung, dass die anderen mich in Ruhe lassen und mir vielleicht sogar Frühstück machen würden.

Seufzend schloss ich die Augen. Es fühlte sich gut an,

hungrig zu sein. Es fühlte sich gut an, nicht zu frieren. Es fühlte sich gut an, eine Aufgabe zu haben. Ich war eine Spielerin, und weder die Prinzessin noch sonst jemand konnte mir das wegnehmen. *Dies, dachte ich, ist die Bestimmung, nach der ich mich ausrichte, da ich jetzt keine Prinzessin mehr bin.*

Trockenes Laub raschelte leise, und ich öffnete ein Auge. Es war eine kleine, silbrige Maus, kaum groß genug, um das Nest ihrer Mutter zu verlassen. Sie krabbelte langsam vorwärts und schob sich zwischen und unter den Zweigen und Blättern hindurch, auf der Suche nach Futter. Ein Lächeln hob meine Mundwinkel.

Ich sammelte mich und versuchte, das Bild von einem ganzen Haufen Samenkörner in die Gedanken des niedlichen kleinen Tiers zu schicken. Die Maus suchte weiter, offenbar ungerührt von meinem Versuch, sie zu beeinflussen. Dann verschwamm sie vor meinen Augen, und mir wurde schwindlig, weil ich versuchte, meine Fähigkeiten über das Maß meiner Giftschwelle hinaus auszudehnen. Ich ignorierte den Schwindel und versuchte mit zusammengekniffenen Augen noch einmal, eine Verbindung zwischen meinen Gedanken und denen der Maus herzustellen.

Mein Magen verkrampfte sich so plötzlich und heftig vor Mangel und Leere, dass ich mich beinahe krümmte. Ich legte die Hand auf meinen Bauch und hielt den Atem an, als ich erkannte, dass das nicht mein Hunger war, sondern der der Maus! Ich erschauerte vor Aufregung, während das unheimliche Gefühl von Empfindungen, die nicht die meinen waren, durch meinen Körper rieselte. Es war faszinierend und alles andere als angenehm.

Langsam schälte ich die Gefühle heraus, die meine eigenen waren, und konzentrierte mich darauf. Der qual-

volle Schmerz in meinem Magen ließ nach, so dass ich die Maus nun besser erspüren konnte. Es war ein kleines Männchen. Er war hungrig, durchgefroren und verwirrt, weil er auf einmal ganz allein war. Zuversichtlicher als vorher versuchte ich erneut, ihm einen Gedanken einzugeben und seinen starken Hunger mit der Vorstellung zu übertönen, dass hier, wenige Zoll vor mir, ein Haufen Samenkörner lag.

Der Hintergrundlärm der Vögel verstummte, der Duft der Erde wurde kräftiger. Mein Herz pochte, als die Maus sich auf die Hinterbeine stellte und mit zuckenden Tasthaaren witterte. Der Kleine hüpfte einen Schritt vor und hielt inne. Ich zwang meine Erregung, sich zu legen, und stellte mir oben auf dem Haufen noch eine Erdbeere vor. Bei der Erinnerung an den köstlich frischen Geschmack lief mir das Wasser im Mund zusammen.

Der winzige Mäuserich war nicht alt genug, um schon jemals eine Erdbeere gesehen zu haben, doch er eilte voran und flitzte nun ohne jede Vorsicht auf die nicht vorhandenen Samenkörner zu. Er hielt inne, als er die Stelle erreichte, an der ich mir die Nahrung vorgestellt hatte, richtete sich auf und schnupperte mit zuckender Nase. Seine Verwirrung durchfuhr mich und verwischte die Grenze, die ich zwischen unser beider Empfindungen gezogen hatte. Ich bekam Mitleid mit ihm und hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich ihn hereingelegt hatte.

»Eine Maus!«, kreischte die Prinzessin, und das kleine Nagetier duckte sich erschrocken. »Thadd! Schnell!«

Ich setzte mich auf. Thadd stand mit großen Augen und erschrockener Miene neben mir, das lange Hemd hing ihm aus der Hose, und er versuchte, den kleinen Schatten zu finden, auf den die Prinzessin zeigte. Ich sandte der Maus den Gedanken der Zuflucht vor Raub-

vögeln und garstigen Prinzessinnen unter meiner hohlen Hand. Der Kleine schoss unter meine zur Kuppel geformten Finger, was mich zugleich erschreckte und freute. Ich konnte ihn spüren, warm und zitternd.

»Sie ist in deinen Decken!«, heulte sie und raffte ihren Rock, wobei sie ihre zierlichen Knöchel zeigte. Sollte Gott mich retten, sie sahen so dünn aus, als könnten sie jeden Augenblick brechen. Wie konnte sie auf so etwas herumlaufen, ohne ständig hinzufallen?

»Ich weiß«, sagte ich und sandte beruhigende Gedanken aus, während ich die andere Hand zu Hilfe nahm und ihn vorsichtig vom feuchten Boden aufhob. »Würdest du bitte aufhören, so zu kreischen? Du machst ihm Angst.«

»Aber da ist eine Maus!«, schrie sie und stutzte dann, als sie merkte, dass alle sie anstarnten. Duncan glückste vor Lachen. Sie errötete, wirbelte herum und stolzierte ins Gebüsch; perfekt hielt sie das Gleichgewicht auf ihren perfekten, zierlichen Fesseln, von grober Wolle umhüllt.

»Prinzessin«, rief Kavenlow. »Nehmt jemanden mit. Wir bleiben von nun an immer zu zweit.«

»Aber ich muss ...«, stammelte sie, und ihr Blick huschte zwischen mir und Thadd hin und her. »Komm mit, Thadd«, sagte sie dann und errötete noch tiefer. »Du wirst dich eben abwenden müssen.«

Ich schnitt ihr hinter ihrem Rücken eine hässliche Grimasse und schmiegte die Hände um die Maus. Was kümmerte es mich, wenn die kleine Prinzessin mit den schlanken Fesseln sich lieber von Thadd als von mir, immerhin einer Frau, zu ihrer Morgentoilette begleiten lassen wollte? Die Maus knabberte an meiner Handfläche, und ich öffnete einen Spalt zwischen den Fingern.

Kavenlow schüttelte die Blätter von der dicken, wei-

chen Decke der Prinzessin und faltete sie zusammen. Er sah erholt aus, obwohl er weniger geschlafen hatte als sonst einer von uns. »Eine Maus?«, fragte er trocken.

»Ich möchte ihn behalten«, sagte ich, und er seufzte, als bitte er um Kraft. »Er frisst nun wirklich nicht viel«, protestierte ich.

»Lass sie frei, Tess«, sagte er. Er wandte mir den Rücken zu und stapelte die Decken der Prinzessin im Wagen auf. Meine schlechte Laune ließ nach, als er brummte: »Ich sollte wohl froh sein, dass das erste Tier, das sie gezähmt hat, kein Elch war.«

Ich öffnete die Hände, und eine haarige Nasenspitze lugte hervor, um sich gleich wieder zurückzuziehen. Duncans Schatten fiel über mich, und ich blickte blinzelnd zu ihm auf. »Darf ich sie sehen?«, fragte er.

Ich lächelte. Das fasste er als Einladung auf und setzte sich neben mich auf mein Lager. Die Erinnerung an unseren Kuss durchzuckte mich, und mit schlechtem Gewissen sah ich ihm forschend ins Gesicht. Dann wandte ich meine Aufmerksamkeit Kavenlow zu, der die Stirn gerunzelt hatte. Duncan nahm meine hohlen Hände in seine, und ich erschrak und öffnete die Finger. Die Maus blieb einen Moment lang reglos sitzen und putzte sich dann die Tasthaare.

»Er ist ein niedlicher kleiner Kerl«, bemerkte Duncan, und ich nickte angespannt. Seine Hände fühlten sich unter meinen Fingern so warm an. Mir stockte der Atem, Duncan hörte es, schaute auf, und unsere Blicke trafen sich. Ich erstarrte vor seinem intensiven Blick. *Wann, wann?*, schienen seine Augen zu fragen.

»Frag nicht«, flüsterte ich und schloss die Hände um die Maus.

Er zog nur schweigend die Augenbrauen hoch. Seine

Hände, die meine immer noch umfingen, hielten ganz still, und ich brachte es nicht über mich, sie ihm zu entziehen. In Gedanken war ich bei seiner Berührungen, bei seinen Händen, die mir im Rhythmus des schaukelnden Schiffs auf den Wellen die Schulter massierten, und dann bei jenem Kuss, der in mir ein Begehrten geweckt hatte, das zu fühlen ich mir noch nie zuvor erlaubt hatte. Mein Herz schlug schneller. Wie hatte ich nur so dumm sein können? Warum zögerte ich jetzt? Warum zog ich die Hände nicht zurück? *Schohgruben, ich bin keine Prinzessin mehr. Ich kann tun, was ich will.*

Kavenlow räusperte sich, und meine Hände entglitten Duncans Fingern. Ich wich seinem Blick aus, öffnete die Hand und sah zu, wie die Maus zwischen den Blättern davonsauste. Duncan stand auf und reckte sich, und ich weigerte mich, ihn anzusehen. Wie war mein Leben nur so durcheinandergeraten? Nun konnte ich endlich eigene Entscheidungen treffen, aber niemand hatte mir gesagt, dass das so ... so verwirrend sein würde.

Langsam stand ich auf. Mir tat der Rücken weh, und ich betastete vorsichtig das Auge, das die Prinzessin getroffen hatte. »Müssen alle paarweise gehen, Kavenlow?«, fragte ich. Ich hatte ebenfalls meine Morgentoilette zu erledigen, und das konnte ich sehr gut allein, besten Dank.

»Sogar du, Tess«, antwortete er. Ich warf einen Blick zu Duncan hinüber und sah Kavenlow dann flehend an. Sein Kiefer spannte sich, und er runzelte die Brauen. »Beeil dich«, sagte er, und ich ließ erleichtert die Schultern sinken.

Ich berührte prüfend meinen Haarknoten, dann die Peitsche an meiner Seite und schließlich das Messer, das im Rücken unter meinem Gürtel steckte – eines von de-

nen, die ich Jeck abgenommen hatte. Beruhigt raffte ich die Röcke und überquerte den Pfad, um ein wenig ungestörter zu sein.

Meine Gedanken waren so aufgewühlt, dass ich kaum darauf achtete, wohin ich trat. Duncan war meilenweit entfernt von den ungefährlichen, gepflegten, linkischen jungen Adligen mit kalten Lippen und leichten Händen, die ich bisher gekannt hatte. Er roch. Er war kratzig. Er schrie mich an und sagte mir unverhohlen, dass ich unrecht hätte.

Und er entlockte mir mit nichts als einem Blick Gefühle, die ich nicht beherrschte konnte. Ich wusste gar nicht, was ich eigentlich empfand. Es war jedenfalls keine Liebe. So dumm war ich doch nicht. Duncan war ein Betrüger – nicht dass das noch eine Rolle spielte. Oder?

Direkt vor meinen Füßen flog plötzlich laut flatternd eine Ente auf. Ich schnappte nach Luft und griff nach meinen Pfeilen, um dann in Lachen auszubrechen. Der Schreck hatte mir alle Gedanken an Duncan ausgetrieben. »Ach, was für ein Glück!«, sagte ich laut, als ich das Nest vor meinen Füßen entdeckte. Ich hockte mich hin, befuhrte die warmen Eier und fragte mich, wie lange die Ente schon gebrütet haben mochte. Sicher nicht lange; der Frühling hatte eben erst begonnen. In der Überzeugung, ein kapitales Frühstück gefunden zu haben, raffte ich meinen obersten Rock zu einem Beutel und legte die Eier hinein. Fünf ließ ich für die Ente zurück.

»Eier!«, rief ich triumphierend, als ich den Pfad wieder überquerte und das Lager betrat. »Ich habe ein Nest voller Eier gefunden!«

Die Prinzessin war bereits mit Thadd zurückgekehrt und hatte sich an meinen gewohnten Platz am Feuer gesetzt. »Lass mal sehen«, sagte sie, und irgendwie klang

es höhnisch und herrisch zugleich. Meine gute Laune verflog. Ich kam mir neben ihr wie eine Bettlerin vor. Sie hatte auf dem gleichen nackten Erdboden geschlafen wie ich. Wie konnte sie so sauber aussehen, nachdem sie im Dreck geschlafen hatte?

Mein verletztes Auge pochte schmerhaft vor Anspannung, als ich mich neben sie kniete und absichtlich zu dicht an sie heranrückte, um sie beiseitezudrängen. Sie rührte sich nicht, doch eine leichte Röte stieg ihr in die Wangen, während sie zusah, wie ich vorsichtig die Eier auf meine andere Seite legte. Blitzschnell streckte sie den Arm an mir vorbei und schnappte sich eines. »Sie sind gut«, sagte sie, nachdem sie es mit der Fingerspitze ange stupst hatte. »Die Henne hat eben erst angefangen zu brüten.«

Ich runzelte ungläubig die Stirn. »Wie kannst du das wissen?«

Sie musterte mich kurz von oben bis unten, und ich kam mir gleich noch schmutziger vor. »Das merkt man daran, wie sich das Gewicht in der Schale bewegt«, sagte sie mit kaum verhohlener Verachtung. »Ich bin auf der Vogelinsel aufgewachsen. Ich habe ständig Nester gefunden. Es gibt nichts Schlimmeres, als ein Ei aufzuschlagen und einen Nestling darin zu finden. Es ist kinderleicht, zu lernen, wie sich ein gutes Ei anfühlt.«

Ungläubig sah ich zu, wie sie sich ein Ei nach dem anderen nahm und sie auf ihre andere Seite legte. »Was tust du da?«, fragte ich empört.

»Ich werde sie mit der Wasserkresse zubereiten, die ich am Fluss gesehen habe. Thadd? Würdest du mir etwas davon holen?«

»Ja, Contessa.« Der gedrungene Bär von einem Mann stand auf und gab Duncan einen Wink, ihm zu folgen.

»Ich kann sie zubereiten«, erklärte ich entrüstet.

Duncan, der mit Thadd das Lager verließ, blieb abrupt stehen. »Nein, bloß das nicht!«, rief er aus. »Prinzessin? Lasst nicht zu, dass sie diese Eier anröhrt. Bratet Ihr sie, bitte. Ich habe schon einmal etwas gegessen, das Tess gekocht hat. Davon bin ich kränker geworden als ein Hund, der fünf Tage altes Aas gefressen hat.«

Ich warf Kavenlow einen bestürzten Blick zu, und er zuckte mit den Schultern. Offenbar war es ihm gelungen, Duncans Erinnerung an den wahren Grund für seine schweren Krämpfe zu vernebeln. Aber warum mussten meine Fähigkeiten als Köchin den Sündenbock abgeben? Ich drehte mich wieder um. Die Prinzessin summte vor sich hin und schrubpte selbstzufrieden einen großen, flachen Stein sauber – mit dem Wasser, von dem ich mir Tee hatte kochen wollen.

»Kavenlow?«, sagte ich beleidigt, stand auf und ging zu ihm hinüber. »Ich will diese Eier kochen. Ich habe sie gefunden.«

Er faltete meine Decke zusammen und legte sie neben die der Prinzessin in den Wagen. »Weißt du denn, wie man Eier zubereitet?«

»So schwer kann das nicht sein«, erwiederte ich. »Ich habe schon oft genug Eier gegessen.«

Sein Blick huschte zu dem widerwärtigen Bild häuslichen Fleisches, das die Prinzessin am Feuer abgab, »überlass das ihr«, sagte er. »Sie weiß anscheinend, was sie tut.«

Ich wandte mich mit einem Schnauben ab und ging zu den Pferden, um sie zu bürsten. Sollte die Prinzessin doch die dummen Eier kochen. Ich hätte darauf gewettet, dass sie sie anbrennen lassen würde – oder wie auch immer man Eier beim Kochen ruinierte. Was konnte sie

schon vom Kochen verstehen? Sie war in einem Nonnenkloster aufgewachsen.

25

Der satte Duft von Eiern lag schwer in der Luft. Ich saß unter dem Wagen und schmollte. *Die Prinzessin kann kochen*, dachte ich verbittert und würgte den letzten saftigen, köstlichen Bissen Ei herunter. Sie konnte nicht nur kochen, sie konnte sogar gut kochen. Den flachen Stein hatte sie als Pfanne benutzt und Teller aus fest verwobenem Schilfrohr gefertigt, das sie Thadd vom Fluss hatte holen lassen, während die Wurzeln der Rohrkolben, die Duncan ausgegraben hatte, weich kochten. »Wenn wir nicht aufpassen«, brummte ich, »macht sie uns als Nächstes Gabeln aus Zweigen und Blättern.«

Kavenlow gab ein ersticktes Hüsteln von sich, und ich blickte auf. Er versorgte die Pferde, und ich hatte nicht bemerkt, dass er in Hörweite war. Ich wandte meine Aufmerksamkeit wieder der Prinzessin von den schlanken Fesseln zu. Duncan saß dicht neben ihr, und seine braunen Augen strahlten vor Eifer; er unterhielt sie mit ein paar Kartentricks. Während sie gekocht hatte, waren er und Thadd gemeinsam zum Fluss gegangen, und beide waren frisch gewaschen und verdächtig glatt rasiert zurückgekehrt.

Die Prinzessin zollte Duncans Geschick angemessene Bewunderung. Auch Thadd war offenbar beeindruckt. Er hatte sich den ganzen Morgen still um die Prinzessin gekümmert und sie dabei behandelt, als könnte sie zerbrechen. Die beiden Männer waren ihr kaum von der Seite gewichen, seit sie das erste Ei aufgeschlagen hatte, und

mir wurde ganz schlecht davon. Kavenlow schien nicht zu bemerken, wie sie um die Prinzessin herumscharwenzelten, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass Jeck uns jeden Augenblick überraschen könnte. Die Sonne war längst aufgegangen, doch niemand zeigte die geringste Besorgnis. Es war, als verbrächten wir einen Nachmittag bei der Beizjagd statt auf der Flucht vor einem tödlichen Feind.

Die Prinzessin lachte, und der angenehme Klang ließ mich das Gesicht verzieren. Ich hielt es nicht mehr aus. Ich stand auf, stapfte aus dem Lager und schlitzte mir den Rock auf, als ich ihn von einer Dornenranke losriß.

»Tess?«, rief Duncan. »Wo willst du hin?«

»Zum Fluss«, erwiderte ich, ohne anzuhalten.

»Paarweise!«, rief Kavenlow. »Wir bleiben immer paarweise zusammen!«

Ich ignorierte ihn und stürmte über den Pfad und in den Wald hinein. Wie ein Büffel pflügte ich durchs Unterholz und hielt am steilen Flussufer abrupt inne, die Arme um mich geschlungen.

Es war still, denn die Vögel hatten endlich mit ihrem morgendlichen Gesang aufgehört. Das Plätschern des Wassers an den Felsen wirkte besänftigend. Die Morgenluft, kalt und frisch, kühlte meinen Zorn. Meine Schultern sanken herab. Ich wünschte mir, ich wäre noch auf der *Strandläufer*. Zu gern hätte ich Lovreges Hügel im Morgennebel gesehen.

Nun, da ich allein war, wurde ich friedlicher. Ich zog die Stiefel aus, raffte die Röcke und watete in den Fluss. Erschrocken stellte ich fest, wie eiskalt das Wasser war, doch dann fiel mir ein, dass dieser Fluss Schmelzwasser führte. Die Steine waren glitschig und rutschten ohne Vorwarnung unter meinen Zehen weg. Ich blickte in

Richtung des Lagers zurück und überlegte, ob ich ein Bad riskieren konnte – da wir ja offenbar nicht so bald aufbrechen würden. Ich hatte das dringende Bedürfnis, mich sauber zu fühlen. Die Prinzessin hatte kein Fleckchen Schmutz an sich. Das war mir unbegreiflich. Sie war diejenige, die in den Dreck geschleudert worden war, und ich starrte vor Schmutz.

Mit gerunzelter Stirn beschloss ich, ein Bad zu nehmen, selbst falls alles schon gepackt und zum Aufbruch bereit sein sollte, wenn ich jetzt mein sauberes Kleid holte. Mit neu aufkeimender Selbstachtung watete ich ans Ufer.

Es raschelte im Unterholz, und ich riss den Kopf hoch. Meine Röcke fielen ins Wasser, als ich nach dem Blasrohr griff. Ich hatte es schon an den Lippen, als sich das Gebüsch teilte und der blonde Kopf der Prinzessin zum Vorschein kam. Sie hielt den Blick auf den Boden gerichtet. *Ein Pfeil*, dachte ich bitter. Er würde sie nicht töten, aber wenn sie sich in Krämpfen am Boden wand, würde sie sich zumindest schmutzig machen. Ich konnte ja behaupten, es sei ein Versehen gewesen.

Sie hob den Kopf. Angst flackerte in ihren blauen Augen auf. Sie hatte Mutters Augen.

Plötzlich schämte ich mich und steckte das Blasrohr weg. »Entschuldigung. Ich wusste ja nicht, dass du es bist«, log ich. Ich zog die triefnassen Röcke aus dem Wasser und ließ sie entnervt wieder fallen. Jetzt war ich schmutzig *und* nass. Ich blickte zum Himmel auf und zu den Wolken, die dräuend wirken sollten. Regen würde dem Ganzen noch die Krone aufsetzen.

»Es war meine Schuld«, erklärte sie und trat ans Ufer. »Ich hätte mich bemerkbar machen müssen, damit du weißt, dass ich komme. Der Kanzler sagt, niemand sollte allein sein.«

Die scharfe Erwiderung, die mir bereits auf der Zunge lag, löste sich auf, als sie zaghaft die Schuld auf sich nahm. Also sagte ich nichts, während sie sich mit winzigen Schritten in ihren kleinen schwarzen Stiefelchen einen Weg zum Wasser hinab suchte. Ihr herzförmiges Gesicht und die durchscheinend helle Haut gaben mir das Gefühl, ein grober Klotz zu sein. Am liebsten hätte ich ihr gesagt, dass ich sonst nicht so gekleidet war, dass ich für gewöhnlich Seide und ein Diadem trug, dass Hände und Gesicht normalerweise sauber waren und dass ich rechnen und lesen konnte – dass ich nicht der Abschaum aus der Gosse war, für den sie mich hielt.

Meine langen Röcke wurden von der Strömung mitgezogen, als ich ans Ufer watete. Ich ignorierte sie, hob meine Stiefel auf und machte mich barfuß auf den Weg zum Lager. Sauberer würde ich heute nicht mehr werden. *Warum regnet es nicht?*

»Möchtest du – vielleicht meine Seife benutzen?«, fragte sie, und ich erstarre.

Ich hatte keine Seife. Den letzten Rest hatte ich auf der *Strandläufer* aufgebraucht. Ich begegnete ihrem Blick. »Ja«, sagte ich misstrauisch und überlegte, warum sie wohl nett zu mir sein mochte. »Ja, sehr gern. Danke.«

Sie faltete ein Stück Stoff auseinander und enthüllte ein dickes Stück brauner Seife, an den Rändern schon rund gerieben. Sie legte die Seife am Ufer ab und trat zurück. Ich behielt sie argwöhnisch im Auge, als ich danach griff. Ich verknotete die gerafften, nassen Röcke und watete wieder ins Wasser, um mir das Gesicht zu waschen. Die Seife legte ich auf einen Stein, damit ich mich ordentlich schrubben konnte, und ich zuckte zusammen, als Lauge in meinem Auge brannte. Die Seife duftete nach Minze, und ich fragte mich, ob die Nonnen

sie ihr geschenkt hatten oder ob die kleine Prinzessin von den zarten Fesseln sie selbst gemacht hatte.

Obwohl ich sie nicht mehr ständig beobachten konnte, weil mir sonst Seifenschaum ins Auge geraten wäre, war ich mir ihrer Nähe unangenehm bewusst. Sie zog Stiefel und Strümpfe aus und hüpfte auf einem Pfad aus trockenen Steinen über das Flüsschen. Auf dem größten Felsbrocken ließ sie sich nieder und streckte die Füße ins Wasser. Das Schweigen dehnte sich immer weiter aus.

Wasser tropfte mir vom Kopf und wurde von der Strömung mitgenommen. Mein Gesicht spannte vor Kälte. Ich warf einen verstohlenen Blick auf sie. Ich war unzähligen Wachen und einem gegnerischen Spieler entkommen, hatte die Bucht überquert und mir die Passage selbst verdient, und ich hatte den Fehler gemacht, einen Falschspieler zu küssen und dabei zu erfahren, was ein echter Kuss bei einem Menschen bewirken konnte. Gewiss würde es mir auch gelingen, zumindest so zu tun, als sei ich freundlich zu ihr.

Ich watete näher heran und hielt ihr die Seife hin wie eine Opfergabe. Ihr schmales Kinn wirkte steif, als ich das Seifenstück neben sie legte und zurücktrat. »Danke sehr«, sagte ich und bemühte mich, nicht verdrießlich zu klingen. Sie lächelte mir nervös zu und begann, sich die Füße zu waschen. Sie waren sehr zierlich und wurden schon blau vor Kälte.

Ich trat von einem Fuß auf den anderen, um besseren Halt im Bachbett zu finden. Meine Zehen wurden allmählich taub. »Es tut mir leid, dass ich – äh – dich geschlagen habe«, sagte ich. Wenn ich mir jetzt bei ihr Mühe gab, würde ich vielleicht nicht den Rest meines Lebens damit zubringen müssen, Zierdeckchen zu besticken.

»Das war nicht allein deine Schuld.« Sie blickte nicht

auf, und ich war nicht sicher, ob ihre Worte aufrichtig waren. »Ich hätte dich nicht als Bettlerin bezeichnen dürfen, und es ...« Sie machte ein so besorgtes Gesicht, dass sie beinahe ängstlich erschien. »Es tut mir leid, dass ich gesagt habe, sie hätten dich nicht geliebt«, platzte sie dann heraus. »Das war gemein, und es ist nicht wahr. Aber ich ...« Sie richtete den Blick auf den Wald, und ihre blauen Augen wirkten sehr groß und rund. Vor Überraschung öffnete sich leicht mein Mund, als sie die Knie bis unters Kinn zog und die Arme um die Unterschenkel schlang. Ihre Augen wurden dunkel und feucht, und ich erkannte, dass die junge Frau den Tränen nahe war.

»Ich war neidisch«, flüsterte sie, »und ich hatte Angst. Ich wollte dir wehtun. Du hattest alles. Du wusstest alles. Du kamst ins Lager und sahst so stark aus, dass ich Angst bekommen habe. Ich weiß nicht, wie das geht – eine Prinzessin sein. Und als ich dich da stehen sah, wurde mir klar, dass ich das nicht kann!«

Ich war wie erstarrt vor Staunen über dieses Eingeständnis. Sie wischte sich die Augen, und die blassen Haut darum herum färbte sich hässlich rot. Schniefend brachte sie ein schwaches, freudloses Lachen zustande. »Ich wollte Thadd heiraten, weißt du? Und mit ihm Kinder bekommen und in dem Haus leben, das sein Großvater für seine Großmutter gebaut hat, und dort glücklich alt werden und sterben. Und dann, letztes Jahr, kommt auf einmal ein Mann auf einem wunderschönen Pferd daher. In den prächtigsten Kleidern, die ich je gesehen habe, betritt er mein Zimmer und sagt mir, dass ich eine Prinzessin bin. Dass ich meine schönen Berge verlassen und in eine Stadt ziehen muss. Dass eine Prophezeiung behauptet, ich könnte einen Krieg auslösen, wenn ich es

nicht tät! Weißt du, wie das ist, wenn das Geschick der Welt dir dein ganzes Leben wegnimmt?«

Sie fuhr sich wenig prinzessinnenhaft mit dem Ärmel übers Gesicht, und auf einmal tat sie mir schrecklich leid. Mitgefühl schnürte mir die Kehle zu. Ich wusste, wie das war. Ich verstand sie nur zu gut.

»Und dann kamst du ins Lager gestürmt«, sagte sie, und bittere Selbstvorwürfe schwangen in ihrer Stimme mit. Sie betrachtete ihren feuchten Ärmel. »Jemanden wie dich habe ich noch nie zuvor gesehen.« Unsere Blicke trafen sich, und ich sah den Jammer in ihren Augen. »Wie soll ich jemals werden wie du? Du bist so groß und anmutig. Selbst mit schmutzigem Gesicht und zerrissenem Kleid hast du ausgesehen wie eine Prinzessin, stolz und gelassen. Und du hast auch so gesprochen. Ich habe gemerkt, wie wütend du warst und dass ich dich verletzt habe, aber du bist so lange höflich geblieben, wie du konntest. Ich fand es grässlich, dass du alles kennst, wovon ich nichts weiß. Ich musste beweisen, dass ich besser bin als du, doch damit habe ich nur meine eigene Niedertracht und Gemeinheit bewiesen.« Ihr Blick schweifte über den Fluss zum Wald hinauf. »Ich kann das nicht.«

»Doch, du kannst das«, hörte ich mich zu meinem eigenen Erstaunen sagen.

Sie schniefte und blickte auf. »Kanzler Kavenlow hat gesagt, du könntest mir helfen.« Ein ängstlicher Ausdruck huschte über ihr Gesicht, als sie meinem Blick begegnete. »Würdest du das tun? Bitte? Ich kann sonst niemanden fragen. Ich weiß nicht, was ich tun soll. Ich weiß nicht, wie ich auftreten soll. Ich weiß gar nichts, und ich habe solche Angst davor, dass es jemand merkt!«

Ich senkte den Blick auf das Wasser, das um meine

Schienbeine wirbelte, und schämte mich dafür, wie ich sie behandelt hatte. Gleich darauf hob ich den Kopf wieder und schenkte ihr ein schwaches, verschwörerisches Lächeln. Ihr ängstlicher Ausdruck wich der Erleichterung, als ich nickte und platschend zu dem Felsbrocken neben ihrem watete. Schweigend setzte ich mich hin und brachte mein Kleid in Ordnung. Der Stein fühlte sich unter meinen nackten Füßen etwas erträglicher an als das kalte Wasser. Ich blickte auf meine Zehen hinab und bedeckte sie dann mit meinem Rocksaum, weil ich sie hässlich fand.

»Möchtest du unseren Namen haben?«, stieß sie hastig hervor. »Wir können ja nicht beide Contessa heißen. Und da niemand außer dir das Recht hat, mich beim Vornamen zu nennen, kannst du ihn ebenso gut behalten ...«

Nun durchschaute ich ihre Angst und Sorge und erkannte die einfache Frau dahinter. Die Spitzen ihres blonden Haars waren ins Wasser gerutscht, und sie gab ein Bild der arglosen Unschuld ab. Die vornehme Kultiviertheit der Menschen, mit denen ich aufgewachsen war, fehlte ihr völlig. Ihre Gefühle – die guten wie die unangenehmen – strahlten so klar aus ihr hervor wie Sterne im Winter. Wenn ich ihr nicht half, würde sie bei lebendigem Leib aufgefressen werden. »Du kannst gern Contessa sein«, sagte ich. »Wenn ich nicht gerade in Schwierigkeiten stecke, nennt mich jeder Tess oder – äh – Prinzessin.« Ich senkte den Blick.

Sie fühlte sich sichtlich unbehaglich. »Wie waren sie denn? Unsere Eltern?«, fragte sie schüchtern.

Unsere Eltern?, dachte ich. Ich wollte eigentlich nicht über sie sprechen, aber ich wusste, dass ich die gleiche Frage gestellt hätte. »Vater war nett«, sagte ich, den Blick auf das gegenüberliegende Ufer gerichtet. »Sein

Haar war schon schütter, aber früher war es schwarz. Noch schwärzer als Kavenlows. Morgens hat er immer Lärm gemacht und absichtlich besonders laut nach allem gerufen, um mich und jeden anderen zu wecken, der bei Sonnenaufgang noch nicht aufgestanden war.« Ein schwaches Lächeln breitete sich über mein Gesicht, was mich selbst überraschte. »Mutter war sehr streng«, fuhr ich fort. »Aber wenn sie nein sagte, konnte ich meist doch irgendwann bekommen, was ich wollte ... von Vater.«

Es fühlte sich seltsam an, von ihnen zu sprechen, aber es musste sein. »Sie hat mir das Nähen beigebracht«, sagte ich und erwärmt mich allmählich fürs Erzählen. »Sie hat niemals unsere Termine ausfallen lassen – wir haben uns unterhalten, während wir genäht oder Blumensamen für das kommende Jahr gesammelt haben.«

»Termine?« Die Prinzessin wirkte schockiert. Vielleicht sogar entsetzt.

Ich zuckte leicht mit den Schultern. »Sie war sehr beschäftigt. Beide hatten sie viel zu tun. Aber ich wusste immer, dass ich sie stören dürfen, wenn es wichtig gewesen wäre.«

Contessa verzog das Gesicht, als sie bemerkte, dass ihre Haarspitzen nass waren. Sie nahm sie in die Hand und versuchte, das Wasser herauszudrücken. »Termine«, sagte sie, den Blick auf ihre blassen Finger gerichtet.

»Kennst du Thadd schon lange?«, fragte ich, da ich annahm, dass ich nun an der Reihe war.

Ihre bekümmerte Miene wurde weich, und zu meiner Besorgnis erkannte ich diesen Gesichtsausdruck als den, mit dem mein Vater stets meine Mutter betrachtet hatte. Sie liebte ihn. Das würde die Dinge komplizieren; trotzdem hätte sein niederer Stand kein Hindernis sein müs-

sen, wenn man mit einer gewissen Diskretion vorging, die ich den beiden allerdings nicht zutraute. »Ich bin mit ihm aufgewachsen«, antwortete sie leise.

Ich riss die Augen auf. »Im Kloster?«

Die Prinzessin warf mir ein Lächeln zu, das sie beinahe zum Abbild meiner Mutter machte. *Nein, unserer Mutter.* »Sein Vater hat die Heiligen und Engel aus Stein gemeißelt«, sagte sie. »Wenn sein Vater im Kloster gearbeitet hat, haben wir zusammen gespielt.«

»Ich bin mit einem Mädchen namens Heather groß geworden.« Ich zupfte ein Blatt von einem überhängenden Zweig und zerrupfte es. Die Stückchen fielen in den Strom und zerstreuten sich. »Du wirst sie mögen. Sie kann Ketten aus Gänseblümchen flechten und einen ganzen Kuchen aus der Küche stehlen, ohne erwischt zu werden.« Ich bat mit einem stillen Gebet darum, dass es ihr gut ging. »Und die Wachen sind ebenfalls sehr nett«, fügte ich hinzu und sandte auch für sie ein Gebet gen Himmel.

Sie hob den Blick von den Blattfetzen im Wasser. »Wachen?«

Ich lächelte, um sie zu beruhigen. Sie hatte ohnehin schon Angst vor dem Palast. Da konnte ich zumindest versuchen, ihn weniger abschreckend wirken zu lassen. »Ja. Sie müssen alles tun, was du sagst, weißt du? Einmal habe ich einem Gardisten befohlen, sich unter mein Fenster zu stellen und mich aufzufangen, und dann bin ich hinausgesprungen.«

»Nein!«, rief sie aus, offensichtlich entsetzt.

Ich nickte grinsend. »Zwei Stockwerke tief. Ich habe ihm den Arm gebrochen. Das war zum Sternenregen im Herbst, und ich wollte fort vom Rauch der Stadt, um die Sternschnuppen sehen zu können. Meine ... unsere Eltern wollten es mir nicht erlauben, obwohl ich zwei Tage

lang geschmollt habe. Kavenlow war furchtbar wütend. Er ist zwei Wochen lang nicht mehr mit mir in die Stadt gegangen, um etwas zu kaufen. Es war schrecklich.«

Die Prinzessin schwieg nachdenklich. »Ist die Stadt groß?«, platzte sie dann heraus. »In Brenton war ich schon.«

Ich riss ein weiteres Blatt ab und warf es in den Fluss. Mir wurde klar, wie behütet ihr Leben bisher verlaufen war. »Sie ist viel größer als Brenton. Und sie riecht nicht nach Fisch.« Ich rümpfte die Nase.

»Wie viel größer?«, fragte sie und wirkte verängstigt, obwohl sie sich sehr bemühte, es nicht zu zeigen.

»Sehr viel größer«, sagte ich und fand allmählich Vergnügen an der Unterhaltung. »Sie hat so viele Straßen, dass du dich darin verlaufen könntest, aber du wirst nie-mals allein sein, also brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Manche Gebäude haben drei Stockwerke. Es gibt mehrere Mietställe, die auch Pferde verkaufen, eine Menge Gasthäuser und zwei Märkte, einen am Hafen und einen weiter oben in der Stadt. Unser Hafen hat zwölf Piers. Einer ist für den Palast reserviert. Ich war schon mit Kavenlow dort unten. Und die Märkte sind jeden Tag bis Sonnenuntergang geöffnet, außer am Endtag. Zu den Festen bleiben sie die ganze Nacht offen.«

Sie schwieg, den Blick auf die Bläschen im Wasser gerichtet, die um ihren Felsbrocken wirbelten. »Ich war auch einmal auf einem Fest«, erklärte sie schließlich. »Ich würde zu gern tanzen können.«

Ich wandte mich ihr überrascht zu. »Du kannst nicht tanzen?«

»Die Nonnen waren sehr züchtig.«

Und vermutlich langweilig, dachte ich. »Oh. Kaven-low kann es dir zeigen. Mir hat er es auch beigebracht.«

Zu meiner Überraschung schüttelte sie den Kopf. »Nein«, sagte sie, und als ich nichts erwiderte, fügte sie hinzu: »Was, wenn er mich auslacht?«

Mitgefühl überkam mich. »Ich kann es dir zeigen«, bot ich an und wusste selbst nicht, warum.

Ihre Wangen röteten sich. Sie war das Abbild unserer Mutter, und ein Stich der Trauer durchfuhr mich. Ich konnte nichts gegen das Gefühl tun, dass meine dunkle Haut und die schmalen Hüften falsch waren, verglichen mit ihr. Rasch schob ich den hässlichen Gedanken beiseite.

»Du würdest es mir beibringen?«, fragte sie, offensichtlich erleichtert.

Ich nickte und weigerte mich, in Selbstmitleid zu versinken, weil sie aussah wie Mutter und ich nicht. »Ich kann dir ein bisschen beibringen, und wenn du findest, dass es für den Anfang gut genug ist, lehrt Kavenlow dich den Rest. Er ist besser als ich.«

Sie lächelte, und auf einmal machte es mir nichts aus, dass sie aussah wie ein Engel. »Also gut«, sagte sie mit begeistert leuchtenden Augen. »Und ich kann dir ein besonderes Häkelmuster zeigen, das Thadds Großmutter mir beigebracht hat. Es ist ein Geheimnis.«

Ich erstarrte und wand mich innerlich. »Oh ... das wäre wunderbar«, log ich.

Ein Zweig knackte hinter uns, und ich fuhr herum, das Blasrohr schon an den Lippen. Mein Herz hämmerte so sehr, dass mir der Kopf wehtat. Aber es war nur Thadd, und ich stieß heftig den angehaltenen Atem aus. »Würdet ihr endlich aufhören, euch an mich heranzuschleichen!«, schrie ich, um die plötzliche Angst in mir zu verbrennen. »Einer von euch wird noch zuckend am Boden enden!«

Thadds Augen wurden schmal vor Argwohn. Seine

breiten Schultern spannten sich. »Contessa?«, fragte er mit seiner ländlichen, schleppenden Sprechweise. »Du solltest zurück ans Feuer kommen.«

Sie nickte und trocknete sich mit ihrem weißen Unterrock die Füße ab.

»Du brauchst nicht zu tun, was er dir sagt, weißt du?«, bemerkte ich, denn ich hatte überrascht festgestellt, dass es mir nicht gefiel, wie er sie herumkommandierte.

Sie lächelte schief, was sie dümmlich wirken ließ. »Ich weiß.« Meine Augen weiteten sich, als sie sich über die schmale Kluft zwischen uns beugte und mich umarmte. »Danke«, flüsterte sie. »Ich glaube, es wird gar nicht so schlimm, wie ich befürchtet hatte.«

Mit offenem Mund blieb ich stehen, während sie von einem Stein zum nächsten ans Ufer hüpfte. Thadd streckte die Hand aus, um ihr das steile Ufer hinaufzuhelfen. Er warf mir einen eifersüchtigen Blick zu, als sie sich unbekümmert an ihn lehnte, um in ihre Strümpfe und Stiefel zu schlüpfen. Ich wusste nicht, was ich von alledem halten sollte. Ich war bereit gewesen, sie noch bis ins nächste Leben zu hassen, aber nun fing ich tatsächlich an, sie zu mögen.

»Kommst du mit, Tess?«, fragte sie, als sie sich aufrichtete. Thadd stand neben ihr – so stämmig er auch war, er überragte ihren zierlichen Körper nur knapp. »Wir können auf dich warten, wenn du noch nicht fertig bist mit Waschen.«

Ihre Frage überraschte mich. Ich war kaum in Gefahr, aber wenn ich nicht mit zurückkehrte, würde Kavenlow sich auf die Suche nach mir machen und mir einen strengen Vortrag halten. »Nein. Ich komme mit.« Ich stand auf, raffte meine nassen Röcke und sprang schwankend von Stein zu Stein ans Ufer. Dann lehnte ich mich mit

dem Rücken an einen Baum, wischte mir den Schmutz des Ufers von den Füßen und mühte mich ab, ohne Strümpfe in meine Stiefel zu schlüpfen.

Thadd nahm Contessa beim Ellbogen und führte sie von mir weg, ehe ich fertig angezogen war. »Warum bist du so nett zu ihr?«, flüsterte er viel zu laut. »Sie hätte dir beinahe das Haar ausgerissen.«

Ich errötete zerknirscht, und es wurde auch nicht besser, als die Prinzessin erwiderte: »Nach dem, was ich zu ihr gesagt habe, hatte ich es verdient. Und ich mag sie. Lass sie in Ruhe.«

Seine Schultern spannten sich, und er schob ihr einen Zweig aus dem Weg. »Du kannst ihr nicht trauen«, sagte er, und seine leise Stimme trug weiter, als er ahnte. »Sie hätte dich umbringen können.«

»Thadd«, sagte sie, und die neue Schärfe in ihrer Stimme ließ mich aufblicken. »Sie ist meine Schwester. Sie ist alles, was mir von meiner Familie geblieben ist. Und ich will nicht mehr darüber sprechen!«

Ich blinzelte, ein wenig erschrocken darüber, wie sie sich binnen weniger Augenblicke von der nachgiebigen Freundin in ein zänkisches Fischweib verwandelt hatte. Contessa warf Thadd einen zornigen Blick zu, riss sich von ihm los und stürmte davon. Ein frustrierter Aufschrei entschlüpfte ihr, weil ihr Rock an einem Ast hängen blieb. Thadd warf mir einen finsternen Blick zu, als sei ich an ihrer Auseinandersetzung schuld, und eilte ihr dann nach. »Contessa ...«, flehte er. »Bitte. Ich habe es nicht so gemeint.«

Ich zwang mich, die gerunzelte Stirn zu glätten, und starrte ihnen nach. Womöglich könnte es doch schwieriger werden, aus Contessa eine wahre Prinzessin zu machen, als ich gedacht hatte. Diese kurze Auseinanderset-

zung hatte sich ganz so angehört, als folgte sie einem vertrauten Muster.

»Thadd?«, hörte ich die Prinzessin laut sagen. Ihrem Tonfall nach zu schließen, hatte sich ihre Wut schon wieder gelegt. »Thadd!«, kreischte sie.

Ich riss den Kopf hoch. Verschwommen sah ich ein braunes Pferd durch den Wald jagen. Der Reiter trug einen schwarzen Umhang. *Jeck!* »Contessa!«, schrie ich und geriet in Panik. »Duck dich!«

Das tat sie nicht. Thadd schwankte. Er war von einem Pfeil getroffen worden.

Jeck donnerte auf die beiden zu. Ich riss mich aus meiner Erstarrung und rannte los.

Jeck packte die Prinzessin, hob sie hoch und schleuderte die kreischende junge Frau quer über die Schultern seines Pferdes. Thadd, seiner Stütze beraubt, stürzte zu Boden. Ich stolperte auf den Pfad hinaus und hechtete wieder ins Gebüsch zurück, als Jeck das Tier unmittelbar vor mir auf den Hinterhufen herumwirbeln ließ. Er grinste mich verwegen an, und sein Pferd wieherte laut. Tuck antwortete ihm.

Ich tastete hastig nach meinem Blasrohr. Mit hämmern dem Herzen zielte ich auf das Pferd. Doch entweder hatte ich es verfehlt, oder ein Pfeil konnte dem mächtigen Tier nichts anhaben. Mit wehendem schwarzem Umhang trieb Jeck sein Pferd voran und jagte mit donnerndem Hufschlag den Pfad entlang davon. über die Schneise des Wegs hinweg starre ich Kavenlow an. Unsere Blicke trafen sich.

Dann stürzte Kavenlow zu Ruß. »Pass auf sie auf, Tess!«, rief er, schwang sich auf ihren Rücken und trieb Ruß mit lautem Geschrei zu einem wilden Galopp an. Der schnelle, rhythmische Hufschlag verhallte.

Mein erstaunter Blick fiel auf Duncan. Er saß völlig

entgeistert am Feuer und hatte noch nicht einmal Zeit gehabt aufzustehen.

»Engelsspucke!«, fluchte er und schleuderte einen Topf voll Wasser quer durch das Lager. Er knallte mit lautem Scheppern gegen den Wagen, und Tuck scheute. »Ich habe noch eine Prinzessin verloren. Auf genau die gleiche Weise wie die erste!«

Thadd lag zusammengekrümmt am Boden, war aber noch bei Bewusstsein, denn Jecks Pfeile waren schwächer. Ich kroch zu ihm hin und fühlte seinen Puls. Er schlug kräftig und gleichmäßig. Er hatte die Augen geschlossen, und sein Gesicht war qualvoll verzerrt. »O Gott. Nein, nein, nein«, stöhnte er. »Ich habe sie verloren. Ich werde sterben. Sie wird ganz allein sein.«

»Du wirst nicht sterben«, erwiderte ich barsch, weil ich seine misstrauischen Worte nicht vergessen hatte. »Und wir holen sie zurück.« Ich wandte mich zu Duncan um. »Hilf mir, ihn in den Wagen zu schaffen.« Ich zerrte an Thadd. »Steh auf!«, sagte ich und versuchte, ihn auf den Weg zu schleifen. »Die Wirkung lässt bald nach. Steh auf, du Rüpel! Wenn du sie liebst, steh auf!« *Wo bleibt der Regen? Es sollte auch noch regnen.*

Thadd stemmte sich auf die Knie hoch und krümmte sich sogleich vor Schmerzen. Duncan packte seinen anderen Arm, und gemeinsam hievten wir den nicht besonders großen, aber sehr muskulösen Mann hoch und bewegten uns schwankend vorwärts.

»Wagen!«, keuchte ich und konnte nur mit Mühe verhindern, dass er auf mich fiel.

»Schoh, Tess«, brummte Duncan. »Du könntest wirklich netter zu ihm sein. Diese Pfeile tun weh.«

»Ich weiß«, erwiderte ich streitlustig und stellte überrascht fest, dass Kavenlows Versuch, Duncans Erinne-

rung zu vernebeln, nicht lang gehalten hatte. Aber mein Ärger wich widerstrebendem Mitgefühl, während ich Duncan half, Thadd zu dem Karren zu schaffen. Jecks Pfeile enthielten nur halb so viel Gift wie meine. Der Ziegenhirte würde vermutlich nicht einmal das Bewusstsein verlieren.

Auf der Ladefläche des Wagens brach Thadd schwer neben der langen Kiste zusammen. »Schirr das Pferd an«, sagte ich knapp, als Thadd zu stöhnen begann. Er zog die dicken, zuckenden Schultern an.

Duncan sprang vom Wagen. Ich lauschte mit halbem Ohr, wie er das verängstigte Zugpferd mit gutem Zureden vor dem Wagen postierte. Jecks früheres Pferd wieherte eine Begrüßung, und ich wirbelte herum.

Ich schoss sofort einen Pfeil ab und schlug mir die Hand vor den Mund, als er Kavenlow traf. »Sei vorsichtig mit diesen Dingern«, sagte er verärgert und zog sich stirnrunzelnd die beinerne Nadel aus der Schulter.

»Kavenlow, das tut mir leid!«, rief ich verlegen.

Mit finsterer Miene lenkte er Fuß zu mir heran und gab mir den Pfeil zurück. Er warf einen Blick auf Thadd. »Kommt er durch?«

Ich nickte, krabbelte hastig über das Heu und sprang vom Wagen. Wild durcheinander schleuderte ich alles, was noch nicht eingepackt war, neben Thadd in den Wagen. *Es ist meine Schuld. Ich hätte bei ihr sein müssen. Ich hätte dichter bei ihr bleiben sollen.*

Kavenlow stieg ab und band Fuß hinten am Wagen fest. Er kletterte auf den einfachen Kutschbock und ließ die Zügel schnalzen. Ich stieg zu ihm hinauf und klammerte mich an der Kutscherbank fest, als wir holpernd und klappernd auf den Weg zurollten. Duncan stieg auf Tuck und ritt vor uns den Pfad entlang. Der nervöse

Grauschimmel bog den Nacken und tänzelte wie bei einer Parade.

»Er muss uns seit Stunden beobachtet haben«, bemerkte Kavenlow angespannt. »Vielleicht sogar schon seit gestern Abend. Ich dachte, uns bliebe noch mehr Zeit.«

Mein Magen krampfte sich zusammen, und mir wurde schlecht. »Es ist meine Schuld. Ich hätte sie ins Lager zurückbegleiten müssen«, flüsterte ich, und Kavenlow warf mir brummend einen Seitenblick zu.

»Deine Schuld? Nein.« Ich schwieg, und Kavenlows Stirnrunzeln vertiefte sich. »Lass es gut sein, Tess. Jeck hat seinen Zug getan. Jetzt müssen wir kontern. Wir wollen zum Palast – er will zum Palast. Es spielt keine Rolle, in wessen Gesellschaft sie dort ankommt. Garrett wird ihr nichts tun.«

»Er könnte sie heiraten«, sagte ich und merkte, dass der Riss in meinem Oberrock noch länger geworden war. Ich blickte mich nach Thadd um. Sein Blick war glasig, doch er schien sich eher vor Reue zu winden denn vor Schmerzen.

»Erst wenn er dem Volk beweisen kann, dass sie die echte Prinzessin ist«, erwiderte Kavenlow. »Er kann sie nicht für dich ausgeben. Die Leute kennen dich, vor allem die Händler in der Stadt.« Er lachte kurz und freudlos auf. »Wir sind mitten im Spiel, Tess, nicht am Ende. Es ist noch lange nicht vorbei.«

In seiner Stimme lag ein begieriger, aufgeregter Tonfall, und ich sah, wie er sich auf die Unterlippe biss, während wir viel zu schnell den Pfad entlangrumpelten. Ein vertrautes Leuchten flackerte in seinen Augen auf. Diesen Blick hatte ich stets bei ihm gesehen, wenn wir bis spät in die Nacht aufgeblieben waren, um eine Partie

Diebe und Könige zu Ende zu spielen. Seit gestern hatte sich in mir eine eigenartige Spannung aufgebaut: Obwohl ich mir Sorgen machte, entfaltete sie sich nun zu einer beständigen Vorfreude.

Jeck hatte sich Contessa geholt, doch das bedeutete noch lange nicht, dass wir sie ihm überlassen würden.

26

Kavenlow hielt das Zugpferd an der Weggabelung an. Ich beugte mich an ihm vorbei und sah Hufabdrücke, die sich tief in die weiche Erde eingegraben hatten. Duncan auf Tuck hielt ebenfalls an. Ich blickte von den Spuren zu Kavenlow auf. »Er ist geradeaus geritten«, sagte ich. »Er hat sie noch bei sich.«

Kavenlow runzelte die Stirn und strich sich über den gepflegten grauen Bart. »Wenn ich mich recht erinnere, liegt ein Fluss vor uns. Ich würde darauf wetten, dass er für einen Wagen unpassierbar ist. Deshalb auch die beiden Wege. Siehst du?« Er zeigte geradeaus. »Dieser hier ist schmäler, nur noch ein Trampelpfad. Ich finde, wir sollten die Abzweigung nach links nehmen, aber ich will nicht von Hauptmann Jecks Spur abweichen, wenn es nicht unbedingt notwendig ist.«

Ich warf einen Blick hinter mich zu Thadd, der auf der Ladefläche neben der langen Kiste saß. Er hatte sich rasch erholt – sein massiger, gedrungener Körper hatte die Wirkung von Jecks schwächerem Gift schneller abgeschüttelt, als ich es für möglich gehalten hätte. Seine tiefe Niedergeschlagenheit hatte er allerdings noch nicht überwunden. Er tat mir leid, denn nichts von alledem war seine Schuld. Duncan hatte ihm das schon mehrmals ge-

sagt, doch Thadd würde es wohl erst glauben, wenn er es aus Contessas Mund hörte. Und vermutlich nicht einmal dann.

»Duncan«, fuhr Kavenlow fort. »Reite voran und sieh nach, ob das Wasser zu tief für einen Wagen ist.«

»Lassen wir den Wagen doch einfach zurück«, jammerte ich. »Wir haben genug Pferde, um ihm zu folgen.«

Diesen Vorschlag machte ich nun schon zum dritten Mal, und Kavenlow verzog das Gesicht. »Duncan?«, mahnte er. Der Falschspieler grinste unter seinem schmuddeligen Hut hervor über meine Ungeduld. Er nahm Tucks Zügel auf und versetzte dem Pferd einen scharfen Tritt mit den Fersen. Das nervöse Tier schoss den schmalen Pfad entlang. Ich wäre ihm gern gefolgt. Das Schnecken tempo, zu dem der Wagen uns zwang, machte mich beinahe wahnsinnig.

Jecks Vorsprung wurde immer größer. Kavenlow wollte den Wagen und dessen schwere Ladung nicht zurücklassen. So gut konnte Thadds Statue gar nicht sein. Er war kaum älter als ich.

Das Zugpferd spitzte die Ohren, deshalb überraschte es mich nicht, als Duncan und Tuck gleich darauf um die Biegung gerast kamen, noch schneller, als sie uns verlassen hatten. »Er ist am Fluss!«, sagte er und zügelte Tuck. »Hauptmann Jeck sitzt am anderen Ufer auf seinem Pferd und wartet auf uns. Ich glaube, er will verhandeln.«

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Jeck wartete.

Thadd richtete sich polternd und schwankend auf. »Contessa! Hast du sie gesehen?«, rief er.

Duncan schüttelte den Kopf, und ein Ausdruck eiserner Entschlossenheit breitete sich über Thadds grobknochiges Gesicht. Auf bloßen Füßen rutschte er über die Ladefläche und drängte sich zwischen mich und Kaven-

low auf die Bank, die als Kutschbock diente. Er riss Kavenlow die Zügel aus der Hand und schnalzte mit der Zunge. Das gelassene Zugtier zuckte mit einem Ohr und setzte sich langsam in Bewegung.

»Darauf habe ich gewartet«, sagte Kavenlow und sah mich um Thadd herum an, während wir weiterrumpelten. »Es ist ein Spiel, Tess. Eines, bei dem die Figuren nicht immer das tun, was du willst.«

Ich hielt mich an der Bank fest, als wir schneller wurden. »Er hat Contessa. Was braucht er denn sonst noch?«

Bis zum Fluss war es nicht weit, und Thadd schlug ein flottes Tempo an. Die Seitenwände des Wagen schrammten mit beängstigendem Lärm durch die dicht gedrängten Büsche. Ich fragte mich, wie wir jemals umdrehen und zur Hauptstraße zurückkehren sollten, falls wir den Fluss hier nicht überqueren konnten. Thadds Tempo war viel schneller als Kavenlows, und mir wurde allmählich übel, so heftig schaukelte und rüttelte es auf dem Wagen.

Ich hörte den Fluss, noch ehe ich ihn sah. Mein erster Blick machte mich nicht eben zuversichtlich. Er streckte sich breit vor uns aus, ein grollendes, eisiges, tosendes Gewässer zur Zeit der Schneeschmelze. Es wäre töricht gewesen, ihn hier durchqueren zu wollen, wenn es stromaufwärts eine bessere Furt gab.

Ich suchte das gegenüberliegende Ufer nach Jeck ab. Ich entdeckte ihn an einer leichten Steigung des Pfades auf einem braunen Pferd und zog mir den Umhang fester um die Schultern. Er musste es in Saltolz gekauft haben. Er saß aufrecht und reglos da, nur der Wind blähte seinen Umhang. Wie eine geheimnisvolle Gestalt aus einer Geschichte berührte er zum Gruß seinen Hut und wartete.

Contessa war nicht bei ihm. Ich hätte darauf gewettet, dass sie irgendwo außer Rufweite an einen Baum gefes-

selt war, mit offenem Haar und aus rätselhaften Gründen ohne Stiefel und Strümpfe. Ich glaubte nicht, dass Jeck ihr etwas antun wollte, doch wenn er ihr ein Haar gekrümmmt hatte, würde ich es ihm doppelt und dreifach heimzahlen.

Ich runzelte die Stirn und fragte mich, woher diese Loyalität kam. Es erschien mir seltsam, dass die Prinzessin sich mit dem Angebot, ein Stückchen Seife mit mir zu teilen, und ihrer aufrichtigen Bitte um Hilfe so rasch meine Treue verdient haben sollte.

Kavenlow nahm Thadd die Zügel aus der Hand und brachte das Pferd zum Stehen, ehe der junge Mann den Wagen schnurstracks in den Fluss lenken konnte. Sofort sprang ich herunter und ging zu Jecks Pferd, das hinten am Wagen angebunden war.

»Du kommst nicht mit«, sagte Duncan und drängte Tuck zwischen mich und den Rappen.

»Natürlich komme ich mit, zum Teufel!« Ich schubste Tuck beiseite und funkelte Kavenlow an, der noch auf dem Kutschbock saß. »Und ich will keinen Schoh von Vorwand hören, etwa, dass ich hierbleiben und den Wagen bewachen soll. Jemand muss euch doch den Rücken decken.«

Kavenlow löste den Blick vom anderen Flussufer. Seine Miene wirkte grimmig und unsicher. »Ich gehe allein. Duncan? Absitzen.«

»Was?«, rief der Betrüger.

»Ich brauche ein Pferd. Deines ist das einzige, das fertig gesattelt und gezäumt ist.«

Duncan schüttelte langsam und bedächtig den Kopf. »Ich komme mit. Tess hat recht. Ihr könnt nicht allein gehen.«

Meine Schultern spannten sich. »Ich bin diejenige, die

da hinübergeht. Und keiner von euch kann mich daran hindern!«

Kavenlows Miene verfinsterte sich, und er holte Luft, um zu protestieren. Ich reckte das Kinn, und er runzelte die Stirn. »Also schön«, sagte er. »Aber du musst mir versprechen, dass du genau das tun wirst, was ich dir sage.«

»Tue ich das nicht immer?«, entgegnete ich, weil ich mir alle Möglichkeiten offen halten wollte.

Er zögerte, denn ihm war bewusst, dass ich gar nichts versprochen hatte.

»Ich sollte gehen, nicht sie«, begann Duncan von Neuem, während er versuchte, den nervös tänzelnden Tuck zum Stehen zu bringen. »Was sollte ihn daran hindern, dich bewusstlos zu schlagen und wieder zu entführen, Tess? Dann hätte er euch beide. Das ist eine Falle.«

Kavenlow sprang auf den durchnässten Boden. »Sie ist ihm schon mehrmals entkommen«, sagte er. »Sie würde es wieder schaffen, falls es nötig wäre. Ich nehme Tess mit.«

Ich errötete in selbstzufriedenem Triumph, und Erregung breitete sich in mir aus. Widerstreßend glitt Duncan von Tuck und hielt das Pferd fest, während Kavenlow in den Sattel stieg. Das Pferd trat unter der schwereren Last von einem Bein aufs andere. Ich runzelte die Stirn, als Kavenlow mir die Hand entgegenstreckte, damit ich vor ihm aufstieg.

»Auf einem Pferd?«, fragte ich. »Ich habe mein eigenes Pferd, besten Dank.«

Kavenlows Blick unter den grau melierten Augenbrauen war müde. »Du willst das Tier, das du ihm gestohlen hast, wieder in seine Reichweite bringen?«

Seufzend nahm ich seine Hand und setzte mich vor

Kavenlow zurecht wie die Prinzessin, die ich einmal gewesen war. Thadd suchte das Ufer ab, doch allmählich wich der hoffnungsvolle Ausdruck aus seinem Gesicht.

»Seid vorsichtig«, warnte Duncan, als wir in den seichten Fluss hineinplatschten. »Tuck mag kein Wasser.«

»Tuck mag überhaupt nichts«, murmelte ich. Doch entweder sorgte das Gewicht einer zusätzlichen Person auf seinem Rücken für Ruhe, oder die besänftigenden Gedanken, die ich in seinen dummen Kopf zu zwängen versuchte, drangen zu ihm durch. Ohne Schwierigkeiten stapfte er durch den Fluss. Der war nicht so tief, wie es den Anschein hatte. Der Wagen, von der Statue beschwert, müsste ihn ebenfalls durchqueren können.

Ich hielt den fleckigen Saum meines Kleides aus dem Wasser und den Blick fest auf Jeck gerichtet. Der kräftig gebaute Mann sah so gar nicht mehr aus wie der Hauptmann von König Edmunds Garde. Ohne die Uniform und den dazugehörigen, übertrieben feschen Hut wirkte er umso gefährlicher in seinem schllichten, aber gut gefertigten schwarzen Hemd und einer ebensolchen Hose. Sogar seine soliden Stiefel waren schwarz. Er saß reglos und völlig selbstsicher auf seinem Pferd, nur der Saum des Umhangs wehte leicht um seine Steigbügel.

Bei der Erinnerung an den flackernden Feuerschein auf seiner feuchten Haut, als ich ihm das Blut vom Rücken gewaschen hatte, bekam ich ein flaues Gefühl im Magen. Meine Hände hatten versucht, ihn zu heilen. Seine hatten sich daraufhin ebenfalls erwärmt. Errötend legte ich den Handrücken an die Wange, um sie zu kühlen. Das war nun wirklich das Letzte, woran ich jetzt denken sollte.

Wir näherten uns dem Ufer, und Tuck schleppte sich aus dem Wasser und schnaufte laut, um die Witterung

des anderen Pferdes aufzunehmen. Als ich Jeck so völlig beherrscht dasitzen sah, durchfuhr mich ein Stich des Zweifels. Ganz gleich was Kavenlow sagte, ich wusste, dass Jeck alle Trümpfe in der Hand hielt. Gemeinsam wäre es uns wohl gelungen, ihn mit Gift niederzustrecken, aber Kavenlow würde den Waffenstillstand nicht brechen, der für eine solche Verhandlung galt.

Meine Augen weiteten sich, als ich erkannte, dass Jeck in dem Sattel saß, den ich in Saltolz verkauft hatte. Die Bündel dahinter waren jedoch seine eigenen, und ich war froh, dass der Wirt so ehrlich gewesen war, sie ihm zu übergeben. Wir hielten vor Jeck an, und ich spürte, wie Kavenlow mit einem Seufzen das Gewicht verlagerte.

Jecks Blick huschte kurz zu Kavenlow und richtete sich dann wieder fest auf mich. »Schön, dich wiederzusehen, Prinzessin«, sagte er, und in seiner kraftvollen Stimme lag kein Hauch von Boshaftigkeit oder Sarkasmus.

Ich errötete noch tiefer, und die Erinnerung an seine glatten, vor Salbe glänzenden Muskeln unter meinen Fingerspitzen stand mir ungebeten vor Augen. »Hauptmann Jeck«, sagte ich. Sicher hatte Kavenlow meine roten Wangen bemerkt. Mein Blick blieb an meiner Tasche hängen, die an Jecks Gürtel befestigt war.

Als Jeck bemerkte, worauf ich starrte, löste er den Knoten und hielt mir die Tasche hin. »Ich glaube, die gehört dir«, sagte er. »In deiner Eile, mich zu verlassen, hast du sie wohl vergessen.«

Vorsichtig nahm ich sie und schaute hinein. Alles war da, außer meinem beinernen Messer und dem Gift. »Wo ist der Rest?«, fragte ich und spürte ganz deutlich den leichten Druck von einem von Jecks Messern in meinem hinteren Taillenbund.

»Wo sind meine Messer? Wo ist mein Pferd?«, entgegnete er spöttisch, und sein Blick huschte zum anderen Flussufer.

Kavenlow räusperte sich, und ich wurde nervös. »Du bekommst sie später zurück«, sagte ich.

»Gleichfalls.« Jeck wandte sich Kavenlow zu und begrüßte ihn, indem er respektvoll den Kopf neigte. Er unterbrach den Blickkontakt mit Kavenlow keinen Moment lang. »Sie sollte nicht hier sein«, sagte er. Nun ging es offenbar zur Sache. »Streng genommen ist sie immer noch eine Figur, kein Spieler.«

»Sie wäre noch ganz und gar eine Figur, wenn Ihr den Mund gehalten hättest«, erwiderte Kavenlow, dessen sonst so ruhige Stimme zornig klang. »Wie sollte ich mich denn verhalten? So tun, als wüsste sie von nichts? Ihr habt Euch in meine Angelegenheiten mit meinem Lehrling eingemischt, also werdet Ihr jetzt geringfügige Regelwidrigkeiten tolerieren.«

Jecks Pferd trat von einem Bein aufs andere, und er nahm die Zügel auf. »Ich entschuldige mich in aller Form dafür, dass ich Euch bei Eurem Lehrling vorgegriffen habe. Meine mangelnde Erfahrung hat dazu geführt, dass ich ihr unwissentlich ihren Status offenbart habe. Ich bitte um Verzeihung. Das war nicht meine Absicht.«

Ich zog die Augenbrauen hoch. Jecks Entschuldigung klang nicht nur aufrichtig, sondern geradezu kleinlaut. Das war nicht der Hauptmann der Garde, den ich kennengelernt hatte. Ich drehte mich zu Kavenlow um und bemerkte überrascht, wie ungeheuer zornig er aussah.

»Ihr habt mein Spiel erheblich beeinträchtigt«, entgegnete Kavenlow. »Eine meiner wertvollsten Figuren – entschuldige, Tess – hat Euret wegen ihre vielfältige Einsatzfähigkeit verloren. Das hat Eure Position unge-

heuer gestärkt. Ob das unabsichtlich geschah oder nicht, Ihr habt eine Regel gebrochen. Euer verhältnismäßig neuer Status als Spieler ist keine Entschuldigung dafür. Wenn Ihr nicht richtig spielen könnt, werdet Ihr aus dem Spiel entfernt -Hauptmann.«

Jeck lief rot an. »Mir ist ein Irrtum unterlaufen«, sagte er, nun nicht mehr so zerknirscht, »aber es war wirklich ein Versehen. Ich werde dafür keine großen Zugeständnisse machen. Als Entschädigung biete ich Euch meine Hilfe dabei an, die rechtmäßige Erbin auf den Thron zu bringen. So wird außerdem verhindert, dass Ihr und Euer Lehrling zur Rechenschaft gezogen werdet, weil Ihr eine Spielerin in eine direkte Herrscherposition gesetzt habt.«

»Als könnte das den Schaden wiedergutmachen«, knurrte Kavenlow.

Jecks Kiefer spannte sich hinter dem schwarzen Bart. »Zu mehr bin ich nicht bereit. Ihr seid zum Teil selbst schuld, weil Ihr sie mit Gift ausgestattet habt, ohne ihr zu erklären, was dessen Gebrauch bedeutet.«

Ich spürte, wie Kavenlow sich entspannte. »Das akzeptiere ich. Ja. Ich werde von einer offiziellen Beschwerde absehen, wenn die richtige Prinzessin von Costenopolis den Thron besteigt. Einverstanden?«

Jeck nickte, und die Anspannung in seinem Blick ließ nach. Ich war nicht sicher, ob ich darüber glücklich sein sollte oder nicht.

Kavenlow flüsterte mir ins Ohr: »Gut. So kommen wir zumindest mit dem Leben davon.«

»Unser beider Leben?«, fragte ich. »Was wird aus Costenopolis?«

Sein Blick huschte zu Jeck und wieder zurück zu mir. »Königreiche entstehen und vergehen, Tess. Nur die Spieler überdauern die Zeit. Die Linien der Lehrmeister

reichen viel weiter in die Vergangenheit zurück als die meisten königlichen Blutlinien. Wir beginnen einfach von vorne, falls es zum Schlimmsten kommen sollte. Das glaube ich allerdings nicht.«

Jeck räusperte sich, um unsere Aufmerksamkeit wieder auf sich zu lenken. »Ich habe um dieses Treffen gebeten, weil ich unnötige Verluste oder Verletzungen für die nächsten Tage möglichst ausschließen möchte.«

Ich rümpfte die Nase und setzte eine hochmütige Miene auf. »Und was soll das heißen?«

»Tess ...«, warnte Kavenlow, doch Jeck wirkte belustigt.

»Ich will damit sagen, dass es mir wenig nützt, die Prinzessin von Costenopolis in meiner Gewalt zu haben, wenn niemand dem Volk glaubhaft versichern kann, dass sie die rechtmäßige Thronerbin ist und nicht Tess.«

»Sind das deine eigenen Worte oder Garretts?«, fragte ich spitz, und Kavenlow stupste mich an, um mich zum Schweigen zu bringen.

»Ich werde beide Prinzessinnen in den Palast zurückbringen«, erklärte Jeck. »Das ist die einzige Möglichkeit, dafür zu sorgen, dass die echte Erbin den Thron besteigt. Um allen Seiten überflüssige Mühen und Qualen zu ersparen, schlage ich vor, dass Ihr mir Tess einfach gleich übergebt.«

Mit einem scharfen Zischen schnappte ich nach Luft. Trotz meiner Angst zwang ich meine Hände, im Schoß liegen zu bleiben, statt nach den Pfeilen zu greifen. Wenn es so weit war, würde ich einen von den metallenen nehmen. Dann würde ich ja sehen, wie viel Gift diese bösartigen Dinger enthielten. Garrett würde mich ermorden. Da war ich ganz sicher. »Das ist lächerlich«, behauptete ich kühn und laut, um das Zittern in meiner

Stimme zu verbergen. »Du erwartest auch noch, dass wir dir glauben, du wolltest uns damit einen Gefallen tun. Mich mit Gewalt zu entführen, übersteigt deine Fähigkeiten. Und das weißt du sehr wohl.«

»Möchtest du das Leben deines Diebes darauf verwetten?« Er trieb sein braunes Pferd näher heran und umkreiste uns, wobei er den Boden aufwühlte, den der tropfende Tuck in Matsch verwandelt hatte. Mein Herz begann zu rasen, als ich seinen Blick spürte. Ich erinnerte mich an mein verschwundenes Gift und fragte mich, ob es jetzt in seinen Pfeilen steckte.

»Ich werde euch im Nacken sitzen, Prinzessin«, sagte er, und seine leise Stimme und der intensive Blick seiner braunen Augen ließen Furcht in mir aufflackern. »Euch einen nach dem anderen niederstrecken. Ich gebe deinem Meister eine Chance, sich und dir eine Menge unnötiger Leiden zu ersparen.«

Mein Herz pochte wild. »Ich glaube immer noch, dass du es einfach nicht schaffen würdest.«

»Genug«, sagte Kavenlow barsch und ließ Tuck rückwärts aus Jecks Kreis treten. »Hör auf, dich mit dem Hauptmann zu streiten, Tess. Er blickt nur voraus. Wir alle reisen zum selben Ziel, und ich würde es gern unverletzt erreichen. Ich werde sein Angebot annehmen.«

Ich fuhr zu ihm herum. »Aber Garrett wird mich umbringen!«, rief ich, ohne mich darum zu scheren, dass Jeck meine Angst nun doch zu sehen bekam.

Kavenlow wirkte beinahe so, als sei ihm bange. »Deshalb gehe ich an deiner Stelle.«

Jeck zuckte zusammen. »Ihr!«, rief er aus. »Ich nehme keinen Spieler als Geisel, wenn eine Figur zur Verfügung steht. Ich will sie.«

»Dann trete ich hiermit zurück«, sagte Kavenlow. »Ich

übergebe meine Position an Tess und bin ab sofort nur noch Kanzler von Costenopolis. Sie ist die Spielerin, ich bin die Figur.« Er legte mir eine Hand auf die Schulter und fixierte Jeck mit drohendem Blick. »Ihr bekommt sie nicht, Hauptmann. In keiner Hinsicht.«

»Kavenlow!«, rief ich. »Nicht!«

»Psst.« Er biss die Zähne zusammen, und seine Augen blitzten. »Dies war nicht mein Plan, aber wenn du Garrett in die Hände fällst, wird er dich tatsächlich töten.«

»Und genau dasselbe wird er mit dir tun!«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht derjenige, der ihn zum Narren gemacht hat. Ich bin ein sanfter Mann, der die Bücher führt. Jeck kann mich mit keiner Silbe verraten. Es gibt nur wenig Ehre unter Spielern, aber die Geheimhaltung wird niemals gebrochen.« Er wandte sich an Jeck. »Versprecht mir, dass Ihr ihr sagen werdet, wie man einen Punta tötet, falls ich das Ende dieser Runde nicht mehr erleben sollte. Außerdem muss sie die offiziellen Regeln erfahren.«

Ich brachte kein Wort heraus. Mein Kopf war leer vor Panik. *Er wird mich verlassen? Kavenlow wird mich schon wieder verlassen?* Der Gedanke, dass ich Garrett einfach hätte töten sollen, stieg wie ein höhnischer Vorwurf in mir auf. Nervös trat Jecks Pferd von einem Bein aufs andere. Jecks Miene war finster und gereizt.

»Ihr bringt Euer gesamtes Spiel in Gefahr«, sagte er. »Sie ist eine Novizin. Euer Spiel ist weit vorangeschritten und ausgereift, und nur Ihr kennt es. Sie wird hundert Regeln brechen.«

Kavenlow ließ sich nicht beirren. »Es gibt keine hundert Regeln. Nur sechs.« Er sah mir fest in die Augen. »Vertraue deinem Gefühl, Tess, und du wirst keine davon brechen.«

»Also schön«, sagte Jeck barsch und zog die Zügel an, so dass sein Pferd den Nacken bog und zu tänzeln begann. »Bringt das Pferd mit. Ich habe nur zwei.«

Ich starre ihn fassungslos an und konnte einfach nicht glauben, dass dies wirklich geschah.

»Runter mit dir.« Kavenlow bot mir die Hand, um mir vom Pferd zu helfen.

Ängstlich schüttelte ich den Kopf. »Nein. Er wird dich töten!«

»Hier.« Kavenlow zog sich mühsam einen schmucklosen Ring vom Finger. »Es ist nur ein Ring, aber mit Jeck als Zeugen wird er als Beweis dafür dienen, dass ich dir mein Spiel aus freien Stücken übergeben habe.«

»Kavenlow, nein!«, rief ich und ballte die Fäuste, als er versuchte, mir den Ring in die Hand zu drücken. »Ich weiß gar nicht, was ich tun soll. Garrett wird dich töten!« *Verlass mich nicht schon wieder!*, schrie ich in Gedanken.

»Garrett wird mich nicht töten«, sagte er. »Dich hingegen ganz sicher. Auf diese Weise werden wir alle das Ende dieser Runde erleben.« Er küsste mich auf die Stirn, und vor lauter Überraschung lockerte ich die Faust. Er drückte mir den glatten Ring in die Hand und schloss meine Finger darum. »Wenn du tot bist, kannst du gar nichts mehr tun. Folge deinem Herzen. Ich weiß, dass du uns hier herausholen wirst, und zwar mit mehr, als wir hineingebracht haben, meine kleine Diebin.« Er beugte sich dicht zu mir heran und flüsterte: »Ich habe Gift in den Satteltaschen. Und falls ich das hier nicht überlebe, halt dich von Jeck fern.«

»Ich steige nicht ab«, erklärte ich rebellisch.

»Tut mir leid«, sagte er und stieß mich vom Pferd.

Japsend schlug ich auf dem matschigen Boden auf.

Beide Pferde schraken zusammen. Ich krabbelte hastig rückwärts, als Tuck scheute und stieg. »Kavenlow!«, rief ich, rücklings im Matsch liegend. »Verlass mich nicht!«

Er warf keinen einzigen Blick zurück. Jeck tippte an seinen Hut und folgte Kavenlow in gemächlichem Galopp.

»Kavenlow!«, brüllte ich und rappelte mich auf. »Kavenlow, nicht!« Aber er war fort. Ich schaute über den Fluss hinweg zu Duncan, der hilflos am Ufer stand.

Was sollte ich jetzt tun?

27

Ich stand neben dem Wagen, beschirmte die Augen mit der Hand und starrte nach oben. Der Baum, auf den Duncan geklettert war, erzitterte, und ein grünes Blatt segelte zu mir herab. Wir folgten Jeck nun schon seit zwei Tagen fast ohne Pausen. Diese gnadenlose Hetze hatte uns in Rekordzeit vor die Tore der Hauptstadt gebracht. Wir waren auf einen stetig abnehmenden Strom von Flüchtlingen getroffen. Niemand hatte echte Neuigkeiten, die Leute liefen vor Gerüchten davon. Zum Glück hatten wir das viele Heu im Wagen, sonst hätten die Pferde sehr gelitten. Ich hoffte um Duncans willen, dass es Tuck ebenfalls gut ging.

»Und?«, rief ich hinauf. Ich war nervös und missgelaunt und zupfte ungeduldig an meinem grauen Kleid. Es war jetzt nicht nur zu kurz, sondern obendrein zu eng. Bei meiner Wäsche an Bord der *Strandläufer* war es eingelaufen. Meine Knöchel lugten darunter hervor, und das störte mich sehr.

»Die Torwachen halten jeden auf«, kam Duncans

Stimme von oben. Ich reckte den Hals und versuchte, ihn zu entdecken. »Sie suchen nach uns, so sicher, wie Regen nass und die See salzig ist.«

Meine Frustration und Wut kochten über. »Verflucht sollst du sein, Kavenlow!«, schrie ich und trat gegen ein Wagenrad. »Warum hast du mir nicht gesagt, was ich tun soll?«

Thadd blickte mit einem bekümmerten Ausdruck auf dem breiten Gesicht vom Kutschbock auf.

Zweige knackten, als Duncan an dem Baum herunterglitt und leichtfüßig auf dem Weg landete. »Du hast doch wohl nicht erwartet, dass wir einfach zum Haupttor hineinspazieren würden, oder?«

Ich wollte seine Ansichten nicht hören und trat noch einmal mit einem frustrierten Aufschrei gegen das Rad. Es tat weh, und ich beschloss, mir lieber ein anderes Ziel auszusuchen. Duncan vielleicht.

»Was sagt man dazu?«, bemerkte Duncan an Thadd gewandt und stemmte die Hände in die Hüften. »Eine jähzornige Prinzessin. Ich hätte nicht gedacht, dass es so etwas gibt.«

Ein seltes Lächeln breitete sich über Thadds stoppeliges Gesicht und verschwand sogleich wieder. Duncan klopfte sich Rinde und Nadeln von den Kleidern und kicherte vor sich hin. Am liebsten wäre ich hektisch auf und ab gelaufen, doch ich zwang mich, stillzustehen. »Also schön«, überlegte ich laut. »So kommen wir nicht hinein. Jeck kennt uns zu gut: unsere Pferde, den Wagen, einfach alles.« Ich ertappte mich dabei, dass ich mich doch bewegte, und blieb stehen. »Duncan, du gehst als Erster mit den beiden Rappen. Wenn du es in die Stadt schaffst, bring sie zu dem Stall direkt am Hafen. Wir treffen uns in dem Wirtshaus, wo wir Karten gespielt haben.

Thadd und ich gehen mit dem Zugpferd und dem Karren.«

Duncan, der sich gerade den Schmutz von einem Stiefel rieb, blickte auf. »Sie zurückbringen?«, fragte er mit ausdruckloser Miene. »Ich soll die Pferde zurückbringen, die du gestohlen hast?«

Ich nickte. »Ich werde nicht riskieren, dass die ganze Sache über uns zusammenstürzt, nur weil jemand die Pferde erkennt.«

»Ich bringe sie aber nicht zurück!«, rief er so heftig aus, dass ich stutzte.

Mit den Händen in den Hüften baute ich mich vor ihm auf. »Sie gehören mir noch nicht«, sagte ich ihm unmittelbar ins Gesicht. »Und ich bin keine Diebin. Lass sie auf dem Stallhof stehen, wenn du willst. Und nimm Thadd mit, wenn du solche Angst hast.«

Duncan biss die Zähne zusammen und streckte mir den Zeigefinger entgegen. »Ich habe keine Angst«, erwiderete er mit gezwungen leiser Stimme. »Und ich bin auch kein Dieb.«

Ich trat einen Schritt zurück. »Zeig nicht mit dem Finger auf mich!«

»Ich zeige mit meinem höllenverbrannten Finger auf dich, wann immer es mir verdammt noch mal passt!«, brüllte Duncan. Er trat einen Schritt vor, ich wich weiter zurück und stieß gegen einen Baum. Meine Augen weiteten sich, und ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich war es nicht gewohnt, dass jemand zurückschrie.

Rot vor Wut, riss Duncan sich das Hemd von der linken Schulter. Eine dicke, erhabene Narbe in Form eines Kreises – Himmel, nein, das war eine Krone – war in die Haut gebrannt. »Wenn sie mich mit diesen Pferden erwischen, hängen sie mich!«, sagte er, und es klang wie ein

Schrei, obwohl seine Stimme sich kaum über ein Flüstern erhob. »Wenn du deinen Hals riskieren willst, indem du sie zurückbringst, bitte. Aber verlang nicht von mir, das zu tun – Prinzessin.«

Mein Gesicht fühlte sich auf einmal kalt an. Das hatte ich vergessen. »Duncan.« Mein Zorn schlug in Scham um. »Es tut mir leid. Daran habe ich nicht gedacht.« *Mein verdammtes Mundwerk, schalt ich mich mit schlechtem Gewissen. Warum kann ich es nicht einfach im Zaum halten?*

Duncan machte auf dem Absatz kehrt und wühlte in seinem Bündel auf dem Wagen herum. »Hier«, sagte er und warf mir zusammengefaltete Kleidung zu.

Ich schüttelte die Sachen aus und stellte fest, dass ich sein zweites Hemd und eine Hose in der Hand hielt. Meine Wangen erglühten. »Was soll ich damit?«, fragte ich barsch und warf ihm die Sachen zurück. Was er vorhatte, war offensichtlich.

Duncan verzog das Gesicht. »Und das Haar werde ich dir auch abschneiden. Sie suchen nach einer Frau. Du gehst als Mann in die Stadt. Du siehst auch so schon fast wie einer aus.«

Vor Empörung blieb mir der Mund offen stehen. Ich blickte auf meine schmale Hüfte und beinahe flache Brust hinab. »Auf keinen Fall ziehe ich deine widerlichen Sachen an«, erklärte ich hitzig. »Und komm du mir mit einem Messer nicht einmal in die Nähe.« Wenn mein Haar noch kürzer geschnitten wurde, konnte ich es nicht mehr benutzen, um meine Pfeile hineinzustecken.

Duncan trat einen Schritt vor. »Thadd, halt ihre Arme fest.«

Mein Atem beschleunigte sich, als ich zurückwich und die Hand auf das Messer hinten in meinem Taillenbund

legte. »Bleibt zurück. Alle beide!«, befahl ich. Mein Herz hämmerte so laut, dass die beiden es zweifellos hören konnten.

Thadd schnaubte. »Die röhre ich nicht an«, erklärte er mit seiner schleppenden Stimme. »Das mach hübsch alleine.«

Duncan hielt inne. »Aber so kann sie nicht gehen«, sagte er und wies auf mich.

Ich behielt die beiden argwöhnisch im Auge, entspannte mich aber. »In den Wäldern wächst überall Schwarzhecke«, sagte ich, denn ich hatte die Dornenranken an lichteren Stellen im Wald gesehen. »Die färbt alles schwarz. Ich gehe mit schwarzem Haar in die Stadt ...« Meine Stimme erstarb, als mir ein Gedanke kam. »Ich könnte mich als Zigeunerin verkleiden. Wir alle. Es kommen ständig Zigeuner in die Hauptstadt, um Pferde zu verkaufen – vor allem zusammenpassende Paare.«

»Du siehst aber nicht aus wie eine Zigeunerin«, protestierte Duncan. »Und ich ebenso wenig.«

»Thadd schon, beinahe«, sagte ich. »Ich brauche nur ein heißes Feuer und drei Stunden Zeit, dann bin ich eine schwarzhaarige, temperamentvolle Schönheit.«

»Temperament hast du schon zu viel«, brummte Duncan, verschränkte die Arme vor der Brust und baute sich störrisch vor mir auf. »Und ich werde mir nicht das Haar färben, um den Zigeuner zu spielen. Wenn du diese Hose nicht anziehst, komme ich nicht mit dir in die Stadt.«

»Es ist mir gleich, ob du mitkommst oder nicht«, log ich und spürte einen Stich der Besorgnis. »Thadd und ich schaffen das auch allein. Du kannst hier beim Wagen bleiben, wo du in Sicherheit bist.«

»Oh, ich komme schon mit«, sagte er barsch. »Aber ich bleibe hinter euch. Sie werden dich erwischen, wenn

du nichts weiter tust, als dir die Haare zu färben und einen Akzent vorzutäuschen, hübsche kleine Diebin. Und das will ich sehen.«

Ich kniff die Augen zusammen, doch ehe ich etwas sagen konnte, meldete sich Thadd zu Wort. »Äh, ich lasse Contessas Statue nicht zurück«, erklärte er ernst. »Wir nehmen den Wagen mit.«

Ich schloss die Augen und rieb mir die Schläfen, hinter denen sich Kopfschmerzen zusammenballten. Keiner von den beiden war fähig, sich Anweisungen zu fügen. Ich hätte sie wohl mit ein paar Pfeilen betäuben und wie die Ziegen an einen Baum binden sollen, statt zu versuchen, mir einen Plan einfallen zu lassen, der sämtliche ihrer albernen Forderungen erfüllte.

Ich ignorierte Duncans zunehmend bissige Bemerkungen und verbrachte den restlichen Nachmittag damit, mir das Haar zu färben und Streifen von meinem roten Unterrock hineinzuflechten, mit denen ich auch die Mähne des Zugpferds schmückte. Diese Aufmachung ahmte haargenau die der jüngeren Zigeunerinnen nach, die ich bisher gesehen hatte. Ich band meine beiden Rappen hinten an den Wagen, mit rot gefärbten Stricken als Zeichen dafür, dass sie zum Verkauf standen. So würde ich vermutlich durchkommen, außer, ich traf auf echte Zigeuner.

Thadd war verzweifelt um seine Statue besorgt und bestand darauf, bei ihr hinten auf dem Wagen zu sitzen, statt vorn auf der Bank, wo er hingehörte. Auf der Suche nach meiner neuen Haarfarbe hatte ich Brenndisteln gefunden. Ich rieb seinen Fuß damit ab, und er bekam geschwollene, juckende rote Pusteln. Niemand würde in unserem Wagen herumwühlen, wenn er erst diesen ekelsaftigen kranken Fuß gesehen hatte, und so hatten wir auch

einen guten Vorwand dafür, warum ich auf dem Kutschbock saß.

Mürrisch und missgelaunt beobachtete Duncan unsere Vorbereitungen und prophezeite uns, er werde noch am selben Abend unsere am Palasttor aufgespießten Köpfe besuchen. Es war schon weit nach Mittag, als ich den Wagen aus dem Wald lenkte. Nach dem kühlen Schatten unter den Bäumen fühlte sich die Sonne drückend an. Meine Zehen froren trotzdem. Zigeuner trugen keine Stiefel, und ich hatte meine bei der Statue unter dem Heu versteckt. Je näher wir an die Wachen heranrumpelten, desto nervöser wurde ich. Ich hatte meine Handvoll Pfeile dabei, aber der Sinn des ganzen Unternehmens war, unbemerkt durchs Tor zu gelangen. Die Mauer meiner Stadt ragte grau und kalt vor mir auf. Mein Puls raste. *Es wird nicht klappen*, dachte ich. Jeden Augenblick würde Jeck aus der Wachstube stürzen, mir die Arme auf den Rücken verdrehen und mich verschleppen.

»Bist du bereit?«, fragte ich Thadd, als wir das Tor fast erreicht hatten. Er antwortete nicht, und als ich mich nach ihm umdrehte, begaffte er wie ein Bauer die hohe Stadtmauer. Meine Schultern sanken herab. Ich war auf mich allein gestellt und würde selbst mit dem Torwächter reden müssen. Wenn der auch nur ein bisschen Verstand hatte, würde er merken, dass mein Akzent falsch war.

»Ho-o«, murmelte ich und brachte das Pferd zum Stehen, als der Wächter vortrat. Auf seinem Uniformrock klebten eingetrocknete Essensreste, und ich runzelte die Stirn. Er trug Vaters Farben, aber ich erkannte ihn nicht.

»Zum ersten Mal in der Hauptstadt?«, fragte er, und sein Blick glitt an mir vorbei zu Thadd.

Mit pochendem Herzen drehte ich mich um. Der Bildhauer starre mit großen Augen die Gebäude, die Men-

schen und alles andere an. »Für ihn schon«, sagte ich und rollte kräftig das R. »Will zum Wundarzt, damit der sich 'n Fuß anschaut, ehe Momia ihn abhackt.«

»Das ist doch nichts Ansteckendes, oder?«, fragte der Wächter und wischte zurück.

Ich schüttelte den Kopf und zog die Füße unter den Rocksaum, als mir auffiel, dass sie weißer waren als der Rest von mir. »Momia kann's nicht heilen. In welcher Straße find ich einen Wundarzt?«

Der Wächter grinste hämisch. »Fünf Kupferstücke«, sagte er, und ich starrte ihn einen Moment lang an, ehe mir einfiel, dass ich die Augen niederschlagen sollte. »Handelssteuer«, fügte er grinsend hinzu, und ein zweiter Gardist trat aus der Wachstube und blinzelte im grellen Licht. »Wenn du reinwillst, zahl die Steuer.«

In meinem Magen flatterte es. Ich hatte kein Geld. »Ich hab Euch doch gesagt, dass ich zu 'nem Arzt will, nicht zum Markt, verbrannt noch mal. Die Pferde sind für die Medizin aus der Stadt.«

Thadd ließ fünf Münzen neben mich auf die Bank fallen, und der Wächter nahm sie mit gierigen, dicken Fingern. »Los, weiter«, sagte der diebische Gardist. »Ihr blockiert das Tor. Dreckige Zigeuner.«

Nervös schnalzte ich dem Pferd zu und gab ihm einen etwas zu heftigen Klaps mit den Zügeln. Das Tier stapfte mit nickendem Kopf vorwärts. *Handelssteuer?*, wunderte ich mich, als wir durch das Tor rollten. Ging wohl direkt in seine Tasche, vermutete ich.

»Hat Duncan Geld?«, fragte ich, sobald wir außer Hörweite waren. Ich wusste selbst nicht, warum mich das kümmerte. Thadd brummte einen Laut, den ich als Unwissenheit deutete. Ich hätte mich zu gern umgedreht, um das Tor zu beobachten, wagte es aber nicht. Ich bog an

der allerersten Querstraße rechts ein und hielt neben einer Schmiede. Duncans finsternen Prophezeiungen zum Trotz hatte ich es durch das Stadttor geschafft. Aber würde er es auch schaffen?

Der heiße Gestank aus der Schmiede kitzelte mich in der Nase, und ich gab Thadd einen Wink, mir meine Stiefel zu reichen. Sein ernster Blick schweifte über die schmalen Häuser, die Menschen und die wenigen geöffneten Geschäfte, über den Dächern hätten Masten aufragen sollen, doch es war kein einziger zu sehen. Mir wurde schlecht, und am liebsten wäre ich sofort zum Hafen gefahren, um nachzusehen, ob Garrett sie alle abgebrannt hatte oder ob die Seeleute Gerüchte gehört und den Hafen verlassen hatten.

»Ich wusste nicht, dass du Geld dabeihast«, sagte ich, als meine zweite Ferse mit einem befriedigenden, dumpfen Geräusch ihren Platz im Stiefel fand. »Ich gebe es dir zurück, sobald ich kann. So etwas wie eine Handelssteuer gibt es gar nicht.« Ich griff nach dem Wasserschlauch und reichte ihn Thadd. »Wasch dir lieber den Fuß. Wenn du weiter daran herumkratzt, wird er sich noch wirklich entzünden.«

Er nahm das Wasser an und wusch sich mit gekrümmtem Rücken den reizenden Pflanzensaft von der Haut. Besorgt hielt ich am Ende der Straße Ausschau nach Duncan. Es war kaum jemand zu Fuß unterwegs. Die Geschäfte waren offen, hatten aber anscheinend nicht mehr viel Ware anzubieten. Die wenigen Leute, die unterwegs waren, wirkten angespannt, kauften rasch, was sie brauchten, und eilten weiter. Es wurde kaum gescherzt. Die Fassade der Normalität war sehr dünn.

Ich war so nervös, dass ich hätte aus der Haut fahren können, als ich Duncans keckes Profil am Ende der Stra-

ße erkannte. Vor Erleichterung sanken meine Schultern herab. Ich pfiff, und er wandte sich um und kam ohne jede Hast auf uns zu. »Seit wann erhebt die Hauptstadt denn einen Fußzoll?«, fragte er, als er nahe genug heran war.

»Warum hast du mir nicht gesagt, dass du Geld hast?«, erwiderte ich.

Duncan erstarrte. »Weil du es für etwas Dummes ausgegeben hättest, ein Bad zum Beispiel.«

»Bäder sind nicht dumm«, fuhr ich ihn an. »Sie verhindern, dass einem die Haare ausfallen.«

»Schau«, sagte er streitlustig und zog an dem Haar, das unter seinem schmierigen Hut hervorlugte. »Ohne Bad.«

Meine Hände zitterten. »Also schön«, knurrte ich. »Wir sind da. Lasst uns erst einmal etwas essen, während ich mir überlege, wie wir in den Palast gelangen.«

Thadd kippte schweigend sein Waschwasser neben den Wagen und hievte seinen von der Arbeit gestählten, massigen Leib auf die Kutschbank. Er nahm mir die Zügel ab und setzte das Pferd in Bewegung. Duncan packte die Seitenwand und zog sich mit einer schwungvollen Bewegung über den Rand in den Wagen. »Hast du denn keinen Plan parat?«, fragte er und kniete sich hinter Thadd und mich.

»Noch nicht«, gab ich zu. Ich betastete mein Haar und ekelte mich vor den schmierigen Strähnen. Sehnstüchtig dachte ich an das Bad, das ich bezahlt, aber nicht genommen hatte. »Wie viel Geld hast du denn?«

Duncan wurde misstrauisch. »Ich kaufe dir kein Bad. Das ist mein Einsatzgeld. Ohne Einsatz kann ich kein Spiel anfangen.«

Seine Stimme troff vor Verachtung, und meine Be-

sorgnis schlug in Ärger um. »Warum bist du so gemein zu mir?«, fragte ich und drehte mich zu ihm um.

»Weil das hier stinkt wie eine Schohgrube!«, zischte er mit schmalen Augen. »Du hättest mit mir fortgehen und die ganze Sache sich selbst überlassen sollen.«

Ich zog die Augenbrauen hoch. »Das ist der Grund?«, rief ich aus. »Deshalb piesackst du mich schon den ganzen Tag lang? Du bist wütend, weil ich sie nicht dem Schicksal überlasse, vergewaltigt und ermordet zu werden? Anstatt an deiner Seite eine neue Laufbahn als Betrügerin einzuschlagen?« Thadd biss gequält die Zähne zusammen, und ich fügte hinzu: »Entschuldige bitte, dass ich noch einen Hauch Anstand besitze, aber dich hält nichts davon ab, auf der Stelle zu verschwinden. Na los. Geh schon! Thadd und ich kommen allein zurecht.«

Ich wandte mich abrupt von ihm ab und starre geraeus. Meine Hände im Schoß waren fest miteinander verschlungen, und es schnürte mir die Kehle zu. Ich brauchte seine Hilfe nicht.

Ich spürte eher, als dass ich sah, wie Duncan zwischen Thadd und mir hin und her blickte. »Das habe ich damit nicht gemeint«, sagte er schließlich.

»Was hast du dann gemeint!«, rief ich. »Hör auf, ständig meine Entscheidungen in Frage zu stellen, oder denk dir wenigstens etwas Besseres aus!«

»Contessa?«, rief eine Frauenstimme über die Straße. »Gott steh uns bei. Tess?«

Ich riss den Kopf herum. »Heather?«, rief ich, wischte mir hastig die Augen und stand auf, als ich sie entdeckte.

Thadd hielt das Pferd an, und Duncan packte mich am Arm, damit ich nicht vom Wagen fiel.

»Wie sieht Ihr denn aus!«, rief meine Freundin und rannte über die Straße. »Ich wollte nachsehen, ob jemand

Euer Diadem abgeholt hat. Das tue ich jeden Tag in der Hoffnung, etwas von Euch zu hören. Oh, Schweinefeder! Woher habt Ihr ein blaues Auge? Und was tut Ihr hier auf der Straße ohne Kavenlow – und auf einem *Karren*?«

Ich sprang hinunter aufs Kopfsteinpflaster und fasste mir an die Wange. *Ich habe ein blaues Auge? Warum hat mir das niemand gesagt?* Heather erreichte uns, und ich schloss sie in die Arme. »Heather!«, rief ich beinahe schluchzend. »Ich bin so froh, dass es dir gut geht.«

Sie trat zurück und lächelte strahlend. »Na, warum auch nicht? Ich habe gehört, wie Ihr Euch mit« – sie musterte Duncan abschätzend – »diesem Mann gestritten habt«, fuhr sie fort, »und Eure Stimme sofort erkannt. Schließlich habe ich schon oft genug gehört, wie Ihr einen Diener gemaßregelt habt. Der Herr steh mir bei, wer hat Euer Haar so verunstaltet?«

Ich blickte auf und sah Duncans finstere Miene. »Er ist mein Freund, kein Diener«, erklärte ich leise. Sie wollte mein Auge berühren, und als ich zurückwich, zupfte sie stattdessen am Ärmel meines Kleides.

»Ich dachte, das hätte ich weggeworfen«, schwatzte sie drauflos und zog mich noch einmal so fest an sich, dass sie mir die Luft abdrückte. »Ich habe Euch vermisst«, sagte sie, als sie mit feuchten Augen zurücktrat. »Warum lassen sie niemanden mehr in den Palast?« Sie strich bestürzt über mein fettiges Haar. »Es heißt, Ihr würdet nächsten Monat heiraten. Ich wusste, dass das nicht stimmt. Ihr könnt doch nicht ohne mich heiraten. Und so bald!«

»Das ist Duncan«, sagte ich, sobald sie eine Pause machte, um Luft zu holen. »Und dies ist Thadd.«

»Angenehm«, sagte sie, und ihr Blick glitt von den

beiden zu mir zurück. »Warum lassen sie niemanden in den Palast hinein und auch niemanden heraus?«, fragte sie wieder. »Es gehen Gerüchte um, der König und die Königin seien tot. Am nächsten Tag sind sie noch am Leben, und Ihr seid tot. Aber Ihr seid hier! Ich erkenne auch keinen der Wächter am Palasttor. Sie wollten mir erzählen, es sei üblich, die Tore zu verschließen, wenn Angehörige eines ausländischen Königshauses zu Besuch sind. Ich habe erwidert, dass das Schuh an meinem Stiefel ist, und ihnen ordentlich die Meinung gesagt. Aber Ihr scheint nicht verletzt zu sein, bis auf das blaue Auge. Wer hat Euch geschlagen? Die Heiligen stehen Euch bei, Ihr starrt ja vor Dreck! Ich erkenne Euch kaum wieder. Wie habt Ihr Euch nur so schmutzig gemacht?«

»Wir brauchen einen Ort, wo wir uns ein wenig ausruhen können«, unterbrach ich sie, denn ihr Geplapper deprimierte mich allmählich. »Hast du eine Idee?«

»Bei mir zu Hause«, sagte sie aufgeregt, dann berührte sie mein Haar und verzog das Gesicht. »Ach, Tess. Ich weiß nicht, ob sich das wieder auswaschen wird. Das Haus gehört natürlich meinen Eltern. Ich mache Euch ein Bad. Und etwas Gutes zu essen.« Sie warf einen Blick auf Duncan und Thadd. »Und Euren Freunden auch. Sie haben beide Pferde, nicht wahr?« Sie fiel mir erneut um den Hals. Ihre blauen Augen weiteten sich, und sie hielt mich auf Armeslänge von sich weg. »Rette Euch der Himmel. Ist das etwa Euer roter Unterrock in Eurem Haar?«

»Heather!«, rief ich verlegen. »Können wir bitte gehen? Wir dürfen nicht auffallen.«

Ihre Lippen formten sich zu einem *O*, als sie begriff. »Ihr seid davongelaufen? Schämt Euch! Prinz Garrett sah doch recht gut aus.« Sie zögerte und blickte mich be-

stürzt an. »Er war es doch hoffentlich nicht, der Euch geschlagen hat? Warum sind es immer die hübschen Kerle, die den miesesten Charakter haben?«

»Äh, nein, er war es nicht«, sagte ich, und ihr Blick richtete sich auf Thadd. »Es war auch keiner von den beiden.«

»Hilf der Prinzessin auf den Wagen«, forderte sie pikiert, als hätte Thadd das längst tun sollen.

»Brennende Schohgruben«, brummte Duncan. »Hält die Frau denn nie den Mund?«

Thadd streckte eine fleischige Hand aus, und ich ließ mich hochhieven und setzte mich neben ihn. Heather strich mit einer Hand über ihr blondes Haar und schürzte die Lippen, bis er auch ihr die Hand hinstreckte. Sie setzte sich neben mich, zupfte ihr Kleid zurecht und warf Duncan einen Seitenblick zu. »Wie lange seid Ihr schon fort aus dem Palast?«, fragte sie weiter. »Dem Himmel sei Dank, dass ich Euch gefunden habe. Ihr solltet nicht allein unterwegs sein.« Sie warf Thadd einen Blick zu. »Obwohl Ihr ja eine Leibwache dabeihabt – oder etwas Ähnliches.«

»Sie sind keine Wachen«, erwiderte ich trocken. »Und ich hätte dich schon längst aufgesucht, wenn ich hier gewesen wäre, aber ich war erst in Saltolz und dann in Brenton.« Sie schnappte nach Luft, und ich warf einen Blick hinter uns. Die wenigen Leute, die unser Wiedersehen beobachtet hatten, schienen sich nicht weiter für uns zu interessieren. »Ich habe Kavenlow und die echte Prinzessin gefunden.«

»Echte Prinzessin? Was ...« Heather riss die blauen Augen auf und legte erschrocken die Hände an die Wangen. »Ach, Tess«, jammerte sie. »Ihr seid doch die echte

– «

»Nein!«, rief ich und griff an Thadd vorbei, um ihr den Mund zuzuhalten. Ich spürte Tränen in den Augen brennen. Das hatte mir gerade noch gefehlt.

»Aber, Tess«, sagte Heather im Flüsterton, sobald ich die Hand wegzog. »Was soll das heißen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Das spielt jetzt keine Rolle. Ich will nur baden und etwas essen. Die Pferde müssen in den Stall zurückgebracht werden, ehe jemand sie erkennt, und ich muss mir überlegen, was Kavenlow jetzt an meiner Stelle tun würde.«

Heather holte Luft, um auf einer Antwort zu bestehen, doch die Gewohnheit vieler Jahre, mir zu gehorchen, war schwer zu überwinden. Sie schluckte und deutete mit zitterndem Finger. »Da entlang«, sagte sie. »Und dort vorn rechts abbiegen.« Sie lächelte gezwungen. »Ich bereite Euch ein Bad. Und kleide Euch ordentlich, obwohl ich nicht weiß, woher ich ein Kleid nehmen soll, weil die Geschäfte jetzt schon so früh schließen. Wenn ich Euch erst anständig zurechtgemacht habe, fühlt Ihr Euch gleich besser, Ihr werdet schon sehen. Ihr seid die Prinzessin, Tess. Ganz gewiss.«

Ich schloss die Augen und ließ ihr Geschwätz über mich hinwegplätschern, tröstlich und nervtötend zugleich. Ich konnte riechen, wie die Schmiede hinter uns zurückblieb. Beim Duft nach gekochten Kartoffeln und Fisch wurde mir schwindlig vor Hunger. Der Gestank der vielen Menschen machte mir ebenso wenig aus wie die Tatsache, dass mein Kleid zu eng war und meine Füße schmerzten, weil die Stiefel ohne Strümpfe daran scheuerten.

Aber es war schwer für mich, Heather zu sehen, genau so, wie ich sie zuletzt gesehen hatte, mit rosigen Wangen und ganz in Weiß gekleidet. Und noch mehr schmerzte mich, dass sie mich behandelte, als sei ich immer noch

die Prinzessin. Im Herzen wusste ich ja, dass das nicht stimmte.

28

Das Wasser war himmlisch heiß, und ich ließ mich tiefer hineinsinken, bis es mir in die Nase zu laufen drohte.

»Ihr müsst aufrecht sitzen, Tess«, beklagte sich Heather. »Ich bin noch nicht so weit, Euer Haar auszuwaschen.«

Blubbernd stieß ich den Atem aus und richtete mich auf. Heather schrubbte so energisch an meinem Kopf herum, dass es wehtat. »Was habt Ihr Euch nur dabei gedacht?«, schalt sie. »Ihr hättest diese neue Farbe nehmen sollen, die sie am Hafen verkaufen. Ich hätte Euch etwas davon besorgt. Ihr hattet so schönes Haar. Jetzt könnte ich es Euch ebenso gut ganz abschneiden. Wir könnten behaupten, Ihr hättest an einem schweren Fieber gelitten. Das wäre zumindest romantisch.«

»Mmm«, murmelte ich, denn ich wusste genau, dass das eine leere Drohung war.

Sie wischte sich die Hände am Rock ab und drehte sich nach einem Eimer voll Wasser um. »Haltet die Luft an«, sagte sie und goss mir aus einer Kelle Wasser über den Kopf.

Ich beugte mich vor und schloss die Augen. Das Wasser lief an mir herab, und ich zitterte.

»Oh ... je«, sagte sie gedeckt, und ich öffnete die Augen.

»Was ist?«, fragte ich, als Seife hineingeriet. Die Seifenbläschen brannten in den Augen, und ich wedelte verzweifelt nach einem Handtuch.

»Nichts«, sagte sie mit zittriger, zu hoher Stimme.

Ein Tuch wurde mir in die Hand gedrückt, und ich wischte mir das Gesicht ab. Dann blickte ich mit zusammengekniffenen Augen zu ihr auf. Ihre Stirn war besorgt gerunzelt, und ihre blauen Augen blickten bekümmert drein. Eine Strähne meines Haars lag vor mir im Wasser, und ich sog zischend den Atem ein. Sie war rot. Das Schwarz hatte sich auswaschen lassen, doch mein Haar erinnerte nun an die Mähne eines prächtigen Rotschim-mels. Ich schloss die Augen. »Ist schon gut, Heather«, sagte ich und suchte in mir nach der Kraft, auch noch mit dieser jüngsten Demütigung fertigzuwerden. »Spül es einfach aus, so gut es geht.«

Mit zitternder Hand neigte Heather meinen Kopf nach vorn und goss eine zweite Kelle Wasser über mich. Wenn ihr entsetztes Schweigen nicht gewesen wäre, hätte ich beinahe glauben können, dass die vergangenen dreizehn Tage nur ein Albtraum gewesen waren und ich mich im Baderaum des Palastes befand. Ich öffnete die Augen. Der Anblick von Kavenlows Ring an einer Schnur, die an einem nahen Haken hing, führte mir alles lebhaft wieder vor Augen, und ich ließ den Kopf hängen.

Heathers Eltern wohnten in einem der besseren Stadtviertel, und Heather hatte mir stolz erklärt, dass sie ihnen dieses Haus von ihrem Palastgehalt gekauft hatte. Im Augenblick stand das zweistöckige Gebäude leer, weil ihre Eltern die Stadt verlassen hatten, als Garretts Wachen die dritte Nacht in Folge in der Stadt patrouilliert hatten. Sie hatten Heather überreden wollen, sie zu begleiten, doch sie war geblieben, weil ich sie gewiss brauchen würde.

Eine Schar Kinder rannte lärmend die schmale Straße zwischen den Häusern entlang, und ich lächelte. Diese

Art Lärm hatte ich schon so lange nicht mehr gehört. Ein Hund war auch dabei und trug seinen Teil zum fröhlichen Durcheinander bei. Im Palast hatte es keine Kinder mehr gegeben, seit ich erwachsen geworden war. Ich fand, dass die Prinzessin sich alle Mühe geben sollte, das zu ändern. Lachen musste wieder durch die Gärten hallen.

Heather kippte eine dritte Kelle Wasser über mich, und ich wischte mir das Wasser aus den Augen. »Was hört man denn aus dem Palast?«, fragte ich. Heather hatte sich an betont unwichtige Themen gehalten, seit ich ihr von Garretts Mord an meinen Eltern und meiner nächtlichen Flucht erzählt hatte. Ihre Art, mit unangenehmen Dingen umzugehen, bestand darin, sie zu ignorieren – außer, es handelte sich dabei um Klatsch, über den sie dann so lange sprach, bis alle ihn für wahr hielten.

Sie schüttelte mein altes Kleid aus, und ihre geschürzten Lippen sagten mir, dass sie es am liebsten verbrannt hätte. »Offiziell?«, fragte sie, faltete das schmutzige Ding zusammen und legte es sorgsam beiseite. »Die Costenopolier Gardisten, die sonst die Stadt bewachen, sind ausgeschickt worden, um den Sommerfest-Gästen mitzuteilen, dass nun statt einer Verlobung eine Hochzeit gefeiert wird. Inoffiziell heißt es, dass Prinz Garrett alle ermordet und den Palast übernommen hat.« Sie schlug die Augen nieder. »Seine Wachen beschlagnahmen schon Vieh und Nahrungsmittel, weil die Händler nicht mehr hierherkommen. Die meisten Schiffe sind auch fort. Der Hafen ist beinahe leer. Heute soll es auf dem großen Platz eine Bekanntmachung geben.«

Mein Blick fiel auf meine eingerissenen Fingernägel. Dreizehn Tage Dreck ließen sich nicht einfach so abwaschen. »Dann gehe ich dorthin«, sagte ich, hielt mich an den Rändern des Zubers fest und stand auf.

»Tess!«, jammerte Heather und beeilte sich, ein Handtuch zu holen. »Ihr könnt nicht ausgehen. Ich hatte doch noch gar keine Zeit, Euch ein ordentliches Kleid zu besorgen!«

Das raue Handtuch duftete nach Lavendel, und ich sog genüsslich den sauberen Geruch ein. »Ich kann eines von deinen tragen«, sagte ich und zögerte dann. »Wenn du mir eines leihen würdest?«, fügte ich leise hinzu.

»Ich ... ich habe nichts, was gut genug für Euch wäre«, erwiderte sie und wich ein wenig panisch zurück.

Ich wartete, bis ihr verängstigter Blick meinem begegnete. »Ich bin nicht die Prinzessin«, sagte ich ruhig, und zum ersten Mal schmerzte es mich nicht, das auszusprechen. »Ich bin ein Bettlerskind. Also hör bitte auf, mich so ehrerbietig zu behandeln.« Heather holte Luft, um zu protestieren, doch ich brachte sie mit einem Stirnrunzeln zum Schweigen. »Ich möchte lieber nichts von meinen alten Sachen anziehen, ehe ich dazu komme, sie zu waschen«, sagte ich und fand es ironisch, dass Heather der erste Mensch war, den ich tatsächlich anbettelte. »Hast du denn etwas, was mir passen könnte?«

Heathers Augen füllten sich mit Tränen. Sie schlug sich die Hand vor den Mund, krümmte die Schultern und rannte hinaus. Sie ließ die Tür offen, und ich hörte sie über die Dielen eilen. Gleich darauf fiel eine Tür zu, und ich hörte nichts mehr.

»Das ging doch großartig«, sagte ich zu den Wänden. Am ganzen Körper tropfend, streckte ich mich nach der Tür, um sie zu schließen. Hoffentlich würde Heather mit einem Kleid wiederkommen. Ich trocknete mich ab und musterte bedrückt mein blaues Auge in dem mit blinden Stellen gesprenkelten Spiegel. Meine roten Locken sahen grässlich aus, und ich arrangierte sie, feucht wie sie wa-

ren, zu einem Knoten auf meinem Kopf. Thadd hatte mein Gepäck heraufgebracht, ehe er sich zum Stall aufgemacht hatte, um die Pferde zurückzubringen. Duncan hatte erklärt, er werde ihn begleiten und stets zehn Schritte hinter ihm sein, falls es Ärger geben sollte. Kavenlows kleine Tasche mit dem Gift, achtlos an der Wand abgelegt, wirkte besonders schmutzig und fehl am Platz in dem ordentlichen Zimmer. Daneben lag meine zusammengerollte Peitsche. Ich fühlte mich genau so, wie die beiden aussahen – abgenutzt, mitgenommen und verlassen.

Ich warf einen Blick zur geschlossenen Tür, ehe ich meine Pfeile aus der Tasche hervorkramte. Ich überprüfte die Wirksamkeit jedes einzelnen, indem ich ihn an die Zunge führte, und versah mich mit einem wahren Arsenal tödlichen Haarschmucks. Ich steckte gerade die drei metallenen Pfeile von Kavenlow in den Knoten, als Heathers zaghaftes Klopfen mich aufschreckte.

»Komm herein«, sagte ich und zog das Handtuch fester um mich zusammen, als sich die Tür quietschend öffnete.

»Ich glaube, das müsste ... dir passen«, sagte sie. Obwohl sie den Kopf gesenkt hielt, erkannte ich an ihren fleckigen Wangen, dass sie geweint hatte. Sie tat mir so leid.

»Dein gelbes!«, rief ich mit gezwungener Fröhlichkeit. »Das hat mir schon immer besonders gut gefallen. Ich danke dir.«

Schweigend und mit kläglicher Miene half sie mir in die frische Unterwäsche, die sie ebenfalls mitgebracht hatte. Ich konnte mich erinnern, wann sie dieses Kleid zuletzt getragen hatte: bei einem Picknick im Park im vergangenen Frühjahr. Vorne hing es lose an mir herab,

ganz gleich wie fest sie das Mieder schnürte, und ich verzog einmal mehr das Gesicht über meine nicht vorhandene Figur.

Heather schniefte, und ich hatte sie zwei Mal dabei ertappt, wie sie sich mit der Hand über die Augen fuhr. »Der Rock müsste frisch eingefärbt werden«, sagte sie, während sie die Spitze am Kragen zurechtrückte. »Und die Naht am Rocksaum des Unterrocks ist ausgefranst. Ich musste eine neue Schnur für das Mieder nehmen, also passt sie farblich nicht genau –«

»Dieses Kleid ist das Schönste, was ich in dieser ganzen Woche getragen habe«, sagte ich und umarmte sie kurz. »Danke sehr.«

»Aber, Tess, es ist eines von meinen«, heulte sie auf, und um ihre Fassung war es geschehen. Sie blieb mit jämmerlicher Miene vor mir stehen und begann zu weinen. Ihre Schultern zuckten, und ihre Hände umklammerten hilflos die Ellbogen. »Lass nicht zu, dass sie deinen Platz einnimmt«, schluchzte sie. »Sie kann unmöglich netter sein als du, oder hübscher.«

Ich drückte ihre Schultern. »Heather? Heather!«, rief ich aus, um endlich ihre Aufmerksamkeit zu bekommen. »Es wird alles gut«, sagte ich leiser, als sie mich aus rot geränderten Augen ansah. »Sie ist nett – auf eine etwas ländliche Art.« *Um es sehr milde auszudrücken.* »Du wirst sie mögen. Versprochen.«

Heather hörte auf zu schluchzen und bekam einen Schluckauf. Davon ermuntert, hob ich einen Zipfel meines Rocksaums und trocknete damit ihre Tränen. »Ich habe ihr schon von dir erzählt. Sie wird sehr viel Hilfe brauchen. Du musst ihr mit Rat und Tat zur Seite stehen und ihr sagen, welche Wachen stillhalten werden, wenn sie im Mondschein im Garten spazieren gehen will, und

welche nicht. Du musst ihr das Tanzen beibringen und mit ihr Schneeflocken-Scherenschnitte machen und ihr zeigen, wie man ein Festmahl plant. Heather?« Ich drückte erneut ihre Schultern, bis sie aufblickte. »Sie wird dich brauchen.«

»Aber was wird aus dir?«, jammerte Heather mit erstickter Stimme.

Von irgendwoher nahm ich die Kraft zu lächeln. »Ich komme schon zurecht. Kavenlow glaubt, dass sie mich zu einer ihrer Ratgeberinnen machen wird. Sie hat mich selbst um Hilfe gebeten – sie muss dringend lernen, wie sie sich als Prinzessin zu verhalten hat. Aber sie wird auch eine Freundin brauchen.«

»Ich bin *deine* Freundin«, sagte sie und senkte den Blick.

Das Herz tat mir weh, und heiße Tränen traten mir in die Augen, weil sie mich nicht fallen ließ, nachdem sie die Wahrheit über mich erfahren hatte. »Du bist auch meine Freundin«, sagte ich und umarmte sie. »Gibst du ihr trotzdem eine Chance?«

Heather holte tief Luft, als wappnete sie sich für eine anstrengende Aufgabe. Eine vertraute Spannung breitete sich über ihr Gesicht. »Wenn sie versucht, mich herumzuschubsen, wird ihr das nicht bekommen.«

Ihre Stimme klang wieder so herrisch, wie ich es gewohnt war, und ich lächelte dünn. Heather würde wohl mehr ausrichten als ich, wenn es darum ging, eine hochnäsige Prinzessin in die Schranken zu weisen und dieses jähzornige Temperament zu zügeln. Unglückliche Bedienstete konnten einem jeden Tag verderben, und ein arroganter, herrischer Adliger sah seine Fehler recht bald ein, wenn das Abendessen stets kalt serviert und das Feuer vernachlässigt wurde.

»Sie wird bestimmt nett zu dir sein. Sie ist in einem Kloster aufgewachsen«, beruhigte ich sie und schlüpfte in meine Stiefel. Heather hatte sie geölt, und sie sahen beinahe ordentlich aus, wie sie so unter dem gelben Rocksaum hervorlugten. Meine Peitsche kam als Nächstes dran, und Heather sah mit großen Augen zu, wie ich sie mir um die Hüfte schlang und dann unter einer Schärpe versteckte. In diesen improvisierten Gürtel steckte ich hinten noch eines von Jecks Wurfmessern. Sie runzelte besorgt die Brauen, als sie die Waffen sah, und ich brachte nur ein verlegenes Schulterzucken zustande. Unten schlug eine Tür zu und bewegte die Luft sogar hier oben.

»Wir sind wieder da!«, hörte ich Duncan gedämpft rufen.

»Oh, gut.« Heather wirbelte zur Tür herum, offenbar erfreut über die Ablenkung. »Die Männer sind hier. Gehetn wir lieber nach unten, ehe sie den ganzen Tisch leer essen. Du musst unbedingt auch etwas essen, bevor wir zum Platz aufbrechen. Warum du diese Pferde so dringend zurückgebracht haben wolltest, ist mir ein Rätsel. Wir hätten stilvoll durch die Straßen reiten können. Jetzt müssen wir mit diesem Karren fahren, damit die Menschenmenge uns nicht erdrückt.«

Ich ging Heather voran die Treppe hinunter, und sie schwatzte munter weiter. Sie zählte allerhand Unglücksfälle und Beinaheunfälle auf, die in Menschenmengen so oft geschahen, als zögen Ansammlungen von Leuten das Unglück an wie Obstgärten die Wespen. Ich entspannte mich beim Klang ihrer Stimme, gab an den passenden Stellen die erwarteten, einsilbigen Laute von mir und ließ mich von ihr zum Esszimmer führen.

Wie versprochen, war bereits ein kaltes Abendessen aufgetischt worden. Mein Magen knurrte laut, und mir

fiel auf, wie lange es her war, dass ich zuletzt etwas gegessen hatte, das nicht ganz unten aus Duncans Bündel hervorgekramt worden war. Thadd und Duncan luden sich schon die Teller voll. Der massive Bildhauer blickte auf, als ich eintrat, und sprang dann mit großen Augen hastig vom Stuhl auf. Mir wurde warm ums Herz bei dem Gedanken, dass ich offenbar besser aussah, als ich dachte. Thadd trat gegen Duncans Stuhlbein, und der blickte auf.

»Oh, hallo. Das rote Haar gefällt mir, Tess«, sagte er und stopfte sich ein Stück kalten Braten in den Mund. »Gute Tarnung. Reich mal die Kartoffeln rüber, bitte, Thadd.«

Mein aufglimmendes Selbstwertgefühl erlosch; Thadds erstaunter Blick galt meiner Haarfarbe, nicht dem sauberen Kleid. Verlegen rückte Thadd erst mir einen Stuhl zurecht, dann Heather. Duncan häufte sich unanständig viele Kartoffeln auf den Teller. »Möchte noch jemand Kartoffeln?«

Niemand sagte ein Wort, also zog ich die Augenbrauen hoch und entgegnete: »Nur zu.« Mit zufriedenem Grunzen fiel er darüber her. Ich rieb mir die Stirn und gab Heather einen Wink, sich selbst auch etwas zu essen zu nehmen. Zögerlich und unsicher griff sie nach einer Schüssel. Wir hatten schon früher gemeinsam gegessen, aber nie an einem Tisch. Ihre Gewohnheiten im Umgang mit mir würden schwer abzulegen sein, und vermutlich würde sie nie etwas anderes in mir sehen als ihre gefallene Prinzessin, ungerechterweise des Throns beraubt.

»Danke, dass ihr die Pferde zurückgebracht habt«, sagte ich, und Duncan hielt in seinen Kaubewegungen inne.

»Mmm«, brummte er mit vollem Mund. »Wir haben

sie auf dem Hof stehen lassen.« Mit hämischem Grinsen wischte er sich Bratenfett von zwei Tage alten Bartstopeln. »Wir waren schon drei Straßen weiter, als der Stallmeister sie bemerkt hat. Man hätte glauben können, ein Engel hätte ihm einen Sack voll Gold vor die Haustür gelegt.«

»Es war ja auch ein Engel«, bemerkte Heather spitz, und Duncan schnaubte höhnisch. Da er den Blick nicht von seinem Teller wandte, entging ihm ihr mörderischer Blick. Ich würde die beiden im Auge behalten müssen. Heather würde ihn entweder umbringen oder heiraten.

Immer noch empört, erhob sie sich so abrupt, dass ihr Stuhl über den Boden schrammte. Thadd sprang hastig auf. Duncan blieb sitzen. »Ich schirre das Pony an«, erklärte sie. »Prin ...« Sie biss sich auf die Unterlippe. »Tess würde heute Abend gern eine kleine Ausfahrt unternehmen und sich die Verlautbarung des Palastes anhören.«

»Eine Ausfahrt unternehmen«, äffte Duncan sie nach, und Heathers Augen wurden schmal.

Thadd legte seine Serviette auf den Stuhl. »Ich helfe Euch, Madam«, sagte er, und in einem geschlossenen Raum wirkte seine Sprechweise noch schleppender.

»Danke sehr.« Heather reckte mit geröteten Wangen das Kinn. »Die Hilfe eines Mannes, der weiß, was sich gehört, ist mir hochwillkommen.« Mit knallenden Schritten stolzierte sie hinaus, und Thadd folgte ihr respektvoll. Ich seufzte tief. Heather brauchte einen Ehemann – dringend.

Das Fleisch war dünn aufgeschnitten und himmlisch saftig. Ein Glück, dass Heather nicht da war, denn ich aß gierig, ohne mich um Manieren zu scheren. Ich streckte den Arm halb über den Tisch und überlegte, dass diese

niedere Geburt vielleicht doch etwas für sich hatte, wenn ich mir so viele gefüllte Törtchen in den Mund stopfen durfte, wie ich wollte.

»Also ...«, sagte Duncan gedehnt und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Wie sieht dein Plan aus?«

Ich stützte die Ellbogen auf den Tisch und fand es herrlich, dass mir niemand einen mahnenden Blick zuwarf. »Ich will erst Garretts Verlautbarung hören, ehe ich eine Entscheidung treffe.«

Er zog die Augenbrauen hoch und sah mich an, als sei ich von Sinnen. »Engelsspucke, ich wusste es. Du hast über eine Stunde im heißen Wasser gefaulenzt und immer noch keinen Plan?«

»Ich habe einen Plan.« Ich hielt den Blick fest auf meine vernachlässigten, eingerissenen Fingernägel gerichtet, während ich eine grüne Frucht schälte, doch ich spürte über den ganzen Tisch hinweg, dass er mir nicht glaubte. »Ich werde in den Palast eindringen, Garrett töten und Kavenlow und Contessa befreien.« Ich zögerte. »Nicht notwendigerweise in dieser Reihenfolge.«

»Das ist alles?«, erwiderte er. »Schoh, Tess. Wenn du ein paar Ideen hören möchtest, ich hätte welche.«

Ich biss von der Frucht ab und hätte das Stück beinahe wieder ausgespuckt, als ich feststellte, dass sie entsetzlich sauer war.

Ich schluckte, suchte nach dem Honigtopf und fand keinen. »Ich habe doch gerade gesagt, dass ich erst hören will, was Garrett zu verkünden hat. Wir könnten natürlich auch tun, was Thadd für das Beste hält, nämlich das Haupttor erstürmen und nach drei Schritten von Schwestern durchbohrt tot umfallen. Aber so etwas habe ich schon gesehen«, sagte ich, und mir war auf einmal kalt. »Solche Szenen möchte ich vermeiden, wenn ich kann.«

Duncan blickte finster drein, und sein Haar war platt an den Kopf gedrückt, wo den ganzen Nachmittag lang sein Hut gesessen hatte. »Du kriegst mich da nicht rein ohne einen Plan, wie wir wieder hinauskommen.«

»Du bleibst sowieso draußen«, sagte ich und legte die Frucht auf dem Tellerrand ab.

Sein Kiefer spannte sich. »Den Teufel werde ich tun!«

Auf der Straße war das Getrappel kleiner Hufe zu hören, und ich vermutete, dass Thadd und Heather den Wagen bereit hatten. Ein Schauer der Aufregung überlief mich, als Heather zur Haustür hereinplatzte. Sie ging schnurstracks zu einer Truhe, die im Flur an der Wand stand, kramte darin herum und holte zwei Schultertücher und einen gelben Hut hervor, der zu meinem Kleid passte. »Lasst einfach alles auf dem Tisch stehen«, sagte sie, als sie eilig das Esszimmer betrat. »Hier, Tess. Ich habe ein warmes Tuch für dich. Später wird es sicher kalt. Die Leute sind schon unterwegs. Wenn wir nicht sofort aufbrechen, kommen wir nicht mehr nahe genug heran, um etwas zu hören.«

»Gut«, nuschelte ich mit vollem Mund, stand auf und wischte Krümel von meinem Kleid. Schohgruben, ich hatte es jetzt schon schmutzig gemacht. Aber zumindest trug ich endlich wieder Strümpfe.

»Thadd?«, sprach Duncan den gedrungenen Mann an, der ungeduldig in der Tür stehen geblieben war. »Du schuldest mir ein Kupferstück. Sie hat keinen Plan.«

Ich stieß einen Laut der Empörung aus und fuhr herum. »Ich habe dir doch eben erklärt, dass ich keinen sinnvollen Plan machen kann, bis ich weiß, was Garrett im Schilder führt!«

Ich winkte ab, als Heather versuchte, mir ihr bestes Tuch um die Schultern zu legen. Sie wich meiner Ab-

wehr mit dem Geschick jahrelanger Übung aus, schoss von vorn wieder heran und befestigte das Schultertuch mit einer Brosche. Ich warf einen Blick in den Spiegel über dem Kamin und strich über meinen Haarknoten. Mein blaues Auge sah schreckenerregend aus, und ich war noch dünner geworden. Doch die Aufregung belebte mich, und ich überprüfte schnell meine Pfeile. Das Gefühl glich jenem, das ich so genoss, wenn ich ein Spiel zu Ende brachte und meine Figuren so setzte, dass mein Gegner nur noch verlieren konnte. Es machte süchtig, dieses Gefühl. Ich fragte mich, ob ich mich vergiften sollte, um meine Fähigkeiten zu steigern, und entschied mich dann dagegen.

Duncan stellte sich hinter mich, während ich mich noch im Spiegel musterte. Im Zimmer war es dunkel geworden, weil wir uns nicht die Mühe gemacht hatten, Kerzen anzuzünden. »Ich gehe mit dir in den Palast, Tess«, raunte er mit tiefer, drohender Stimme. »Du kannst mich nicht daran hindern.«

Angst durchfuhr mich. Ich erinnerte mich daran, wie er mich am Nachmittag angeschrien und mit nichts als seiner Stimme rücklings an diesen Baum getrieben hatte. Im Spiegel begegnete ich seinem Blick. Sein stoppeliges Kinn war entschlossen gereckt; die Schatten ließen ihn unheimlich wirken. Mein Herz begann zu rasen.

Thadd trat in der Tür von einem Fuß auf den anderen, die großen Hände ineinander verschlungen. »Wir wollen alle helfen, Tess. Sag uns, was wir tun sollen«, erklärte er langsam.

Er hatte mich gerade zum ersten Mal mit meinem Namen angesprochen, und mir war bisher nicht bewusst gewesen, wie sehr sein Misstrauen mir zu schaffen gemacht hatte. Ich drehte mich mit einem flauen Gefühl im

Magen zu den beiden um. Ich konnte sie nicht bitten, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Was, wenn ihnen etwas zusteße? »Ich gehe allein dort hinein«, sagte ich, und Duncan schnaubte ärgerlich und wandte sich halb ab. »Ich werde erst Kavenlow und dann die Palastgarde befreien. Wenn Garrett unsere Wachen nicht verlegt hat, sind sie in den Zellen unter ihrem Quartier. Während sie den Palast zurückerobern, suche ich Contessa und schütze sie, bis alles vorbei ist. Sollte Garrett mir in die Quere kommen, werde ich ihn töten.«

Heather schnappte nach Luft und schlug sich die zitternde Hand vor den Mund.

»Das ist kein Plan.« Duncan hatte die Schultern hochgezogen, und seine Miene war säuerlich. »Das ist eine vage Idee. Wenn du mit nicht mehr als dieser Idee da hineingehst, wirst du nie wieder herauskommen. Und was ist mit uns? Du kannst das alles nicht allein schaffen.«

Ich wand mich innerlich – sicher hatte er gemerkt, dass ich ihn aus dem Weg haben wollte. »Ich brauche ein Ablenkungsmanöver, damit ich unbemerkt über die Mauer komme«, sagte ich.

»Ein Ablenkungsmanöver!« Duncans Heftigkeit erschreckte mich. »Ich spiele für niemanden die Ablenkung, Prinzessin. Weder für dich noch für sonst jemanden! Nie wieder.«

Mir wurde allmählich heiß, denn mein Zorn wuchs. »Was ist denn so schlimm daran, ein Ablenkungsmanöver zu sein? Ich war zwanzig Jahre lang eines!«

»Ach ja?« Duncan baute sich breitbeinig auf, beide Füße fest auf den Bodendielen verankert. »Du brauchst uns«, sagte er und deutete mit steifem Zeigefinger auf mich. »Und zwar nicht nur so lange, bis du über die Mauer gekommen bist!«

Er schrie mich an, und ich wandte mich verwirrt wieder dem Spiegel zu. Ich kniff mir in die Wangen, um meine Blässe zu verbergen. Meine Knie zitterten, und ich hatte ein flaues Kribbeln im Magen. »Ich brauche euch beide auf der Straße«, erklärte ich meinem Spiegelbild. »Ihr müsst die Leute gegen den Misdever Hund aufhetzen. Am Tor einen Aufstand anzetteln. Irgendetwas, das Garretts Gedanken von mir ablenkt.«

Heathers Augen waren kummervoll zusammengekniffen, als sie mit einem breitkrempigen Hut vortrat. »Was ist mit mir?«, fragte sie. Ihr Kinn bebte, und die Angst stand so deutlich in ihren blauen Augen, dass ich sie am liebsten in den Arm genommen und ihr gesagt hätte, alles würde wieder gut. »Ich kenne den Palast genauso gut wie du. Was soll ich tun?«

Ich konnte sie nicht hinter die Mauer schicken. Keinen von ihnen. »Könntest du mit den Leuten in der Stadt reden?«, fragte ich zögerlich und ergriff ihre Hände. Sie zitterten und waren kalt. »Ich könnte es nicht ertragen, dass sie womöglich glauben werden, ich sei davongelaufen.«

Sie nickte. »Ich werde allen die Wahrheit sagen«, versprach sie und war offensichtlich froh, dass sie nun doch nicht den Palast würde erstürmen müssen.

»Verdammter Tess«, sagte Duncan und verschränkte die Arme. »Du wirst unsere Hilfe brauchen. Thadd und ich können den Wägen mitsamt der Statue in den Palast fahren. Er hat einen schriftlichen Auftrag. Was sollen sie also tun? Ihn als Lügner bezeichnen? Du kannst dich in der Kiste verstecken, statt irgendwo über die Mauer zu klettern, und sobald wir an den Wachen vorbei sind, holen wir dich raus.«

Galle stieg mir die Kehle hoch, und ich schluckte sie herunter. Diese Kiste sah aus wie ein Sarg. »Nein.«

»Du hast Angst vor einer Kiste?«, höhnte Duncan.
»Eine große, starke Frau wie du fürchtet sich davor, in einer Kiste zu liegen?«

Ich versteifte mich vor Empörung. Draußen in der Wildnis war es leichter gewesen, mich daran zu erinnern, dass ich nicht mehr die Prinzessin war. Aber hier, in der Hauptstadt, in sauberer Kleidung und von Heather umsorgt wie eh und je, fiel es mir schwer. Ich strich mit zitternden Fingern über die stumpfen Enden der Pfeile in meinem Haarknoten. »Jeck weiß von der Statue«, sagte ich und wehrte Heathers hastige Versuche ab, mir den Hut aufzusetzen. »Es wäre sehr dumm von mir, in die Kiste zu steigen.«

Duncan schnaubte, was ihm einen finsternen Blick von Heather eintrug. »Du hast Angst«, stichelte er. »Aber nur zu, klettere ruhig über deine Mauer. Thadd und ich fahren mit dem Wagen rein und warten auf dich.«

»Nein.« Ich zog das Tuch fester um mich. Heather nutzte die Gelegenheit und stülpte mir diesen hässlichen gelben Hut auf das noch feuchte Haar. Immerhin verbarg er mein Gesicht, also nahm ich ihn wieder ab, steckte ein paar Pfeile aus dem Knoten in meinen Ärmel und das Blasrohr zu dem Messer in den hinteren Rockbund. Die Vorstellung, in dieser Kiste zu liegen, ließ mich schaudern. »Es überrascht mich, dass sie uns mit diesem Karren nicht schon am Stadttor aufgehalten haben«, bemerkte ich. »Wenn ihr tatsächlich versucht, mit Thadds Statue in den Palast zu gelangen, werdet ihr in Ketten enden.«

Duncan machte ein langes Gesicht, und zum ersten Mal schien er an seiner Idee zu zweifeln.

»Was ist denn?«, fragte Heather spitz. »Fürchtet sich ein großer, starker Mann wie du etwa vor ein bisschen Eisen?«

»Nein.«

»Heather«, sagte ich, weil ich fand, dass Duncan sich das Recht verdient hatte, sich vor eisernen Fußschellen zu fürchten. »Lass ihn in Ruhe. Der Plan ist ohnehin wertlos.«

Duncan regte sich schon wieder auf. »Der Plan ist vernünftig«, beharrte er. »Sobald wir alle drin sind, kann Thadd die Wachen aus dem Kerker befreien, und ich helfe dir, Contessa zu beschützen.«

Thadd räusperte sich und trat nervös von einem Fuß auf den anderen. »Ich werde Contessa retten, nicht ihr«, erklärte er mit seltener Entschiedenheit.

Ich schnaubte ungläubig. Diese Unterhaltung hatten wir schon den ganzen Vormittag lang immer wieder geführt. Ich hatte das Sagen. Schohgruben, warum begriffen sie das nicht endlich?

»Du?« Duncan warf Thadd einen Blick zu. »Du kannst doch keiner Fliege was zuleide tun, Thadd. Und es könnte Schwertkämpfe geben.«

Ich blickte voller Abscheu zwischen den beiden hin und her. Als ob einer von ihnen schon einmal einen Schwertkampf gesehen hätte. »Hört mir zu!«, schrie ich beinahe, so frustriert war ich. »Garrett spielt nicht. Er wird euch töten! Keiner von euch beiden kommt mit!«

Duncan setzte sich plötzlich in Bewegung, kam mit angespanntem Gesicht auf mich zu. Erschrocken wichen ich zurück. Thadd packte Heather am Arm, als sie sich auf Duncan stürzen wollte, weil der mich beinahe rücklings gegen die Wand drückte. »Ich lasse dich nicht allein da hineingehen«, sagte Duncan, und nur meine Hutkrempe war noch zwischen uns. Sein Atem bewegte die losen Strähnchen, die mein Gesicht einrahmten. Ich spürte seine Hitze durch mein dünnes Kleid, als er noch näher rückte, um mich einzuschüchtern.

Mein Atem ging keuchend, und mein Herz hämmerte. Mit geballten Fäusten hielt ich mich davon ab, ihn wegzustoßen, denn er sollte nicht glauben, dass seine Nähe mich verstörte. Was sie sehr wohl tat. »Du bist als Dieb gebrandmarkt, Duncan«, flüsterte ich, obwohl ich wusste, dass ihn das verletzen würde – aber ich musste ihn dazu bringen, von mir abzurücken. »Du kannst das Risiko nicht eingehen.«

Er erstarre. Mit zusammengebissenen Zähnen ließ er den Kopf sinken und trat einen Schritt zurück. Meine Hände zitterten, und ich bekam kaum Luft. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, weil ich das gesagt hatte, aber ich wollte ihn – und alle anderen – schützen. Ich würde sein Leben nicht aufs Spiel setzen. Ich würde keinen von ihnen in solche Gefahr bringen.

»Das war niederträchtig, Tess«, sagte er barsch. Er wandte sich ab und ging mit hängendem Kopf hinaus in den Flur. Die Haustür fiel krachend ins Schloss.

Ich kam mir vor wie der Bodensatz einer Schohgrube. Als ich aufblickte, sahen Thadd und Heather mich bedrückt und unsicher an. Der Lärm aufgereger Menschen drang von draußen herein. Ich wünschte, ich hätte nichts gegessen; es drehte mir den Magen um. »Wir sollten gehen«, sagte ich mit schwacher Stimme, und Thadd und Heather folgten mir schweigend hinaus.

29

Duncan wich meinem Blick aus, als ich vors Haus trat. Ich zögerte und fragte mich, ob wir überhaupt alle in die kleine Stadtkutsche passen würden, auf die Thadd zugegang. Ein griesgrämig wirkendes Pony war davor-

gespannt, und ich vermutete, dass Thadds riesenhaftes Zugpferd gerade damit beschäftigt war, den winzigen Garten aufzuwühlen, in dem Heather das Pony unterbrachte, wenn es ausnahmsweise einmal nicht auf der Weide stand.

Unter Rücken und Rutschen und verlegenen, nur halb zu Ende geführten Bemerkungen setzten wir uns zurecht, Thadd und ich hinten, Heather und Duncan vorn, uns zugewandt. Thadd führte die Zügel, die zwischen Duncan und Heather hindurchliefen. Anfangs weigerte sich das Pony störrisch, diese schwere Last zu ziehen, doch dann setzten wir uns in Bewegung.

Unglücklich kauerte ich auf meinem viel zu beengten Platz und dachte sehnslüchtig an meine wenigen Kutschfahrten durch die Stadt. In dem Wägelchen war ich den Menschen näher – ich hörte die Sorge in ihren Stimmen und sah die Aufregung in ihren Augen –, aber immer noch von ihnen getrennt. Ich erhaschte Gesprächsfetzen, die sich um Krieg drehten, und darum, dass der Krieg schon vorüber sei und wir ihn verloren hätten. Niemand kam auch nur auf die Idee, dass die Veränderungen im Palast allein auf meine verunglückte Hochzeitsplanung zurückzuführen waren. Es war niederschmetternd.

Noch schlimmer war Duncans steifes Schweigen. Inzwischen wünschte ich, ich hätte den Mund gehalten. Eine Entschuldigung würde er nur zurückweisen; er wich entschlossen meinem Blick aus. Aber er hatte mir Angst gemacht, also war ich zum Angriff übergegangen. Die Erinnerung an unseren Kuss drängte sich mir auf, und mir war noch elender zumute. Wenigstens darum würde ich mir wohl keine Gedanken mehr machen müssen.

»Fahr zurück«, sagte Heather atemlos, als wir den

Hauptzugang zum Platz erreichten, der von Menschenmassen versperrt war. »In diese Gasse da und ein Stück weiter vorn nach links. Dann kommen wir durch den schmäleren Zugang zwischen der Garnhandlung und dem Zuckerbäcker heraus.«

Die Leute drängten sich sofort in die Lücke, die entstand, als Thadd das Pony mit Schnalzen und Zurufen geschickt rückwärtslenkte. Er fuhr flott weiter, und wir schoben uns an anderen Kutschen und Reitern vorbei, die dasselbe Ziel hatten. »Sind wir vielleicht zu nah?«, fragte ich, als wir aus der Gasse auf den Platz rollten. Wir waren beinahe direkt neben der hastig errichteten, hohen Tribüne herausgekommen. Misdever Wachen in den Co-stenopolier Farben bildeten einen drei Reihen tiefen Ring etwa dreißig Schritt vor dem Gerüst der Bühne. Die jungen Soldaten sahen angespannt aus, und die Menge hielt freiwillig Abstand.

Die Distanz war zu groß für einen gezielten Pfeilschuss, aber ich hatte gewusst, dass Jeck es mir nicht so leicht machen würde. Eine Bewegung auf der hohen Bühne ließ den Lärm der Menschenmenge anschwellen, und wie alle anderen starrte ich hinauf.

Garrett, Contessa, Jeck und Kavenlow betraten nacheinander den kleinen, nach vorn offenen Raum auf dem Gerüst. In Pelze und Seide gehüllt, bauten sie sich hinter einer lebenden Wand aus sechs Gardisten auf. Am Fuß der steilen Treppe wartete eine geschlossene Kutsche, die sie rasch wieder hinter die Palastmauern bringen würde. Thadd sah verzweifelt aus, sein hilfloser Schmerz war beinahe greifbar.

Aus der Menge kamen Rufe wie »Wo sind der König und die Königin?« und »Wo ist die Prinzessin?«. Ich machte mich so klein wie möglich und hoffte, dass mich

niemand erkennen würde. Ansonsten könnte es ein Blutbad geben.

Garrett hatte offenbar vor, Jecks Endspiel einzuleiten, indem er verkündete, er habe die wahre Prinzessin gefunden und werde sie heiraten. Kavenlows Wort würde ausreichen, um die Bevölkerung von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen. Die eigentliche Frage war, wie der Misdever Hund den Tod unserer Eltern erklären wollte.

»Zieh den Kopf ein, Tess«, raunte Duncan, und als ich kurz aufblickte, sah ich einen Misdever Gardisten in der Menge herumlaufen. Mein Herz hämmerte, und meine Finger lagen an meiner Peitsche, als er an uns vorbeiging. Er murmelte »Stolze Bettlerin mit einem blauen Auge und guten Stiefeln« vor sich hin, immer wieder, wie eine Litanei. Ich war unendlich froh darüber, dass ich als ordentliche Bürgerin erschienen war, und auch mein rotes Haar machte mir nichts mehr aus.

Ich hob den Blick zu Kavenlow und versuchte, ihn durch meine Gedanken dazu zu bringen, mich anzusehen. Das tat er nicht. Ich runzelte die Stirn, als er auf seltsame, schlurfende Art einen Schritt machte. Seine Füße waren also aneinandergekettet. Er sah müde aus und hatte ein schwarzes Gewand an, das ihn sehr viel stärker behinderte als die enge Hose und das Wams, die er sonst trug. Ich fragte mich, ob er heute schon etwas gegessen hatte, und bekam ein schlechtes Gewissen ob meines vollen Bauchs. Sein Haar wirkte frisch gekämmt, sein Gesicht war sauber gewaschen. Es war offensichtlich, dass jemand versucht hatte, die Misshandlungen zu verbergen, die er zweifellos erlitten hatte. Ich war hin und her gerissen zwischen meinem Hass auf Garrett und meinem Mitgefühl für Kavenlow. Es schmerzte mich unerwartet heftig.

tig, ihn so zu sehen und überhaupt nichts für ihn tun zu können, und es drehte mir das Herz im Leibe um.

»Es tut mir so leid, Tess«, sagte Heather, die meinem Blick gefolgt war.

Garrett beugte sich zur Prinzessin hinüber und sagte etwas. Sie fuhr mit entsetzter Miene zurück. Kavenlows Lippen bewegten sich, und ein Gardist schlug ihm von hinten gegen die Beine. Ich schnappte nach Luft. Duncan packte meine Hände, die ich unwillkürlich ausgestreckt hatte.

Garrett gab dem Gardisten einen scharfen Befehl, und der ließ von Kavenlow ab. Duncans Griff verstärkte sich warnend, dann ließ er mich los. Thadd sah aus, als würde er gleich in Ohnmacht fallen vor lauter Anstrengung, nicht auf der Stelle das Gerüst zu erstürmen. Garrett bellte dem Wächter einen weiteren Befehl zu, trat an ihm vorbei nach vorn, blickte auf die Menge herab und hob die Hände.

»Wo sind der König und die Königin?«, schrie jemand, und mehrere andere nahmen den Ruf auf.

Garrett reckte die Hände noch höher. Von meinem Platz in dem Ponywagen aus konnte ich sein angenehmes, beruhigendes Lächeln sehen – und hassen. »Ich habe Antworten für euch«, sagte er, senkte die Arme, und die Menge wurde still. »Wie ihr guten Leute dieser Hafenstadt richtig vermutet, bin ich Prinz Garrett von Misdev. Ich bin in der Absicht hergekommen, um die Hand eurer Prinzessin anzuhalten und eine Ära der Freundschaft und des Handels zwischen eurem Königreich und dem meines Vaters einzuleiten.«

»Wo ist die Prinzessin?«, rief jemand, und wieder wurde die Frage laut wiederholt.

Völlig ungerührt wandte Garrett sich in Richtung der

ersten Stimme. »Sie steht sicher und wohlbehalten neben mir.«

»Schaff deine Hure weg«, brüllte eine andere Stimme.
»Prinzessin Contessa kauft bei mir ein.«

Die Menge wurde laut und übertönte Garretts Worte. Mein Herz hämmerte, und ich fragte mich, ob die Leute in Richtung Bühne stürmen und damit einen Kampf erzwingen würden, den sie nicht gewinnen konnten. Die im Halbkreis um das Gerüst herum postierten Wachen machten sich bereit, und die zornige Menge hielt sich gerade so außerhalb ihrer Reichweite.

»Man hat euch betrogen! Die Frau, die ihr Prinzessin nennt, ist gar keine!«, brüllte Garrett über den Lärm hinweg. »Sie war ein Wechselbalg, hier auf diesen Straßen gekauft, um die Attentäter zu täuschen, damit die wahre Prinzessin fernab der Stadt in Sicherheit aufwachsen konnte.«

Die Leute ganz vorn schwiegen entsetzt. Ein Raunen erhob sich, als Garretts Worte durch die Menge verbreitet wurden. Ich hörte: »Er lügt. Der Misdever Hund hat sie alle umgebracht!«, und Garrett sprach hastig weiter, ehe er die Kontrolle über die Menge verlor.

»Ich wusste auch nichts davon«, sagte er und legte einen verletzten Ton betrogener Unschuld in seine Stimme. »Man hat mich ebenso getäuscht wie euch. Doch eure wahre Prinzessin ist zurückgekehrt, aus dem Exil nach Hause geholt von eurem Kanzler und dem Hauptmann meiner Garde, als erster Beweis unserer Solidarität.« Jeck trat vor, berührte grüßend den Hut und trat wieder zurück.

Die Stimmen der Menge wurden lauter.

»Euer eigener Kanzler kann bestätigen, dass diese Frau die wahre Prinzessin und rechtmäßige Thronfolgerin von Costenopolis ist«, fuhr Garrett fort.

Es schnürte mir die Kehle zu, als Garrett Kavenlow einen Wink gab. Er trat vor, zu stolz, um sich anmerken zu lassen, dass er gefesselt war. Sein Blick schweifte über die Menge. Ich versuchte ihn einzufangen und hätte beinahe aufgeschrien, als unsere Blicke sich trafen und er sich zwang, sofort wieder wegzuschauen. *Er hat mich gesehen*, dachte ich. Ich kämpfte mit den Tränen und ballte die Fäuste. *Verflucht soll Garrett sein. Verflucht soll er sein für das, was er getan hat.*

»Die Frau, die hier neben mir steht«, sagte Kavenlow, dessen volltönende Stimme die Menge zum Schweigen brachte, »ist die Erbin des Throns von Costenopolis. Auf Anweisung der Königin brachte ich sie als kleines Mädchen von drei Monaten fern der Hauptstadt in Sicherheit, und in ihrem zwanzigsten Jahr holte ich sie wieder heim.«

Das gefiel der Menge nicht. »Wo sind der König und die Königin?«, rief jemand. Die Frage wurde von vielen weiteren Stimmen aufgenommen, bis Garrett erneut die Hände hob. Es wurde still. Langsam ließ er die Hände sinken.

»Eure falsche Prinzessin hat sie ermordet«, sagte Garrett.

Ich schnappte nach Luft und drehte mich zu Duncan um. Sein langes Gesicht spiegelte mein eigenes Entsetzen. Die Menge brüllte vor Zorn, und ich duckte mich und zog den Kopf ein. Es fühlte sich an, als würde ich geschlagen. Ich bekam keine Luft. Ich konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen.

»Sie hat sie getötet«, schrie Garrett. Die Menge versuchte ihm zuzuhören, konnte sich aber vor Empörung gar nicht mehr beruhigen. »Sie hat sie getötet, als sie ihr sagten, dass sie nicht die echte Prinzessin ist. Sie hat sie

ermordet und dann versucht, auch mich zu ermorden, weil ich die Wahrheit kannte. Sie ließ mich liegen in dem Glauben, ich sei tot, und machte sich auf die Suche nach der wahren Erbin, um auch sie zu töten und ihren Platz einzunehmen.«

Unter der breiten Hutkrempe hervor sah ich fassungslos zu, wie Garrett die Prinzessin nach vorn zog. »Erzählt Eurem Volk, wie sie Euch angegriffen hat«, sagte er, und die Menge verstummte. Ich glaubte, jeden Augenblick in Ohnmacht zu fallen. Die Lippen der Prinzessin bewegten sich, doch ich hörte nichts. »Lauter!«, verlangte Garrett.

»Ich bin Prinzessin Contessa von Costenopolis«, sagte sie mit zitternder Stimme. Sie sah unserer Mutter sehr ähnlich und glich ihr heute sogar noch mehr, da sie eines von Mutters Kleidern trug. Das reichte aus, um selbst den argwöhnischsten Bürger zu überzeugen. »Sie hat mich angegriffen, aber das war –«

Jeck zog sie sacht zurück, und sie wurde bleich vor Angst. Thadd stöhnte. Schweiß rann ihm über den Nacken, doch er rührte sich nicht.

»Eure falsche Prinzessin hat euren König und die Königin getötet und versucht, auch deren Tochter zu ermorden«, sagte Garrett. »Sie ist jetzt hier, in dieser Stadt, und plant einen weiteren Mordanschlag auf das Leben ihrer Schwester. Ich werde den Mann, der sie mir bringt, zum Ritter schlagen.«

Die Menge brach in lautes Gebrüll aus. Ich sackte auf der Bank zusammen und steckte den Kopf zwischen die Knie – eher, um nicht in Ohnmacht zu fallen, als weil ich mich verstecken wollte. Jemand legte mir eine nach Lavendel duftende Decke über die Schultern. Wie betäubt starre ich auf die gelben Bretter des Wagenbodens hin-

ab, der unter dem Lärm der erbosten Bürger bebte. Wie konnte er so niederträchtig sein, den Tod meiner Eltern mir in die Schuhe zu schieben?

»Ich werde eure mörderische, falsche Prinzessin aus der Gosse aufspüren!«, brüllte Garrett über den allgemeinen Tumult hinweg. »Eure zukünftige Königin hat eingewilligt, mich zum Monatsende zu heiraten, und gemeinsam mit ihr werde ich Costenopolis Gerechtigkeit bringen!«

Der Lärm der Menge, die ihre widerstreitenden Meinungen, ihren Widerspruch und zustimmenden Jubel hinausschrie, wälzte sich schwer über mich hinweg. Ich spürte, wie der Karren sich ruckhaft bewegte, und hörte unser Pony verängstigt wiehern.

»Schaff sie hier raus«, sagte Duncan. »Thadd, steig aus, du musst das Pony führen.«

Der Karren schwankte, ruckelte vorwärts und bewegte sich dann schneller. Das Gedränge lichtete sich. Urplötzlich wurde der Lärm gedämpft. Stattdessen hallte nun das scharfe Hufgetrappel unseres Ponys auf dem Pflaster, als wir die leeren Straßen erreichten. Es gab eine kurze Verzögerung, und der Karren schwankte, als Thadd schwerfällig wieder einstieg. Ich hörte das gedämpfte Gebrüll der Menge an- und abschwellen wie die Brandung im Sturm, während Garrett weiterhin seine Lügen verkündete. Die Luft war abendlich kühl, und als ich den Kopf hob, sah ich Duncan mir gegenüber sitzen, der mich erwartungsvoll musterte.

»Was willst du jetzt tun, Tess?«, fragte er. Er wirkte ernst, und in den grauen Schatten der Straße zeichnete sich die winzige Narbe an seiner Oberlippe hell ab.

Ich erinnerte mich an Kavenlow in Ketten und das grob unterbrochene Eingeständnis der Prinzessin. Meine

Verwirrung wurde von einem Gefühl der Unvermeidbarkeit und Entschlossenheit verdrängt. Unsicherheit konnte ich mir nicht mehr leisten. Costenopolis gehörte mir, und ich musste das Spiel meines Meisters für ihn gewinnen. Ich holte tief Luft.

»Ich werde ein gutes Seil brauchen.«

30

Das Gedränge der Leute, die auf dem Platz vor dem Palasttor nach Antworten suchten, war überwältigend. Ich konnte nicht einmal das metallene Gitter des zweiflügeligen Tors sehen. Ich lehnte mich an einen Laternenpfahl, rückte die Tasche mit meinem Seil auf der Schulter zurecht und versuchte, meine Panik angesichts der Menschenmenge zu verdrängen. Es war noch nicht dunkel genug, um über die Mauer zu klettern, und ich war hergekommen, um abzuschätzen, wie viel Ablenkung diese Menschenmenge verursachte, da Duncan schmolte und sich weigerte, mir zu helfen. Mein Volk war noch nicht zornig, aber die Leute regten sich immer mehr auf. Die Wachen hinter dem Tor hatten sich bereits ein Stück zurückgezogen, und die lauten Rufe und Fragen waren ihnen sichtlich unangenehm.

Meine Hände waren feucht, und ich wischte sie an der Hose ab, die ich mir von Duncan geliehen hatte. Ich fühlte mich nackt, als trüge ich nur meine Unterwäsche, und bei jedem Schritt rieb die Hose an meinen Beinen. Thadd hatte meinen Haarknoten unter einer Mütze versteckt und mich entschlossen zu einem feschen jungen Burschen erklärt, doch Heathers gequältes Gesicht hatte mir gesagt, wie dünn diese Verkleidung wirklich war. Zum ersten

Mal war ich froh um meine große, alles andere als weibliche Gestalt.

»He! Platz da!«, hörte ich eine vertraute Stimme und fuhr überrascht herum. Mir blieb der Mund offen stehen, als ich Duncan und Thadd sah, die sich auf dem Wagen mit der Statue durch die Menge drängten.

»Nein«, flüsterte ich, als mir klar wurde, warum Duncan so energisch darauf beharrt hatte, dass er mit meinem Plan nichts zu tun haben wolle. Er ging trotzdem in den Palast. Obwohl ich nein gesagt hatte!

»Aus dem Weg!«, schrie er, stand vom Kutschbock auf und wedelte mit einer schmutzigen Hand. »Wichtige Lieferung für den Palast. Macht Platz!«

Sein verfluchter Stolz hatte ihn dazu getrieben, das war es. Verängstigt versuchte ich, seinen Blick aufzufangen. Er wirkte selbstsicher und vertraute voll und ganz auf einen Plan, der schiefgehen musste. Thadd hingegen war angemessen starr vor Angst, und ich verfluchte Duncan dafür, dass er den Burschen da mit hineinzog.

Die mächtigen Hände des Bildhauers umklammerten in fiebriger Anspannung die Zügel. Seine ganze Haltung passte haargenau zu seiner Geschichte vom Kunsthanderwerker, der aufgeregt ein bestelltes Werk ab liefert, und ich war sicher, dass er das nicht vorspielte. Duncan brüllte erneut, und nun wandten sich Köpfe nach ihm um, sowohl die der Bürger als auch der Wachen. Widerstrebend bildete sich eine Gasse, an deren Ende die Palasttore und die friedliche Anlage dahinter sichtbar wurden. Ein Gar-dist trat vor. Seine Hand lag am Schwertknauf. »Nein, nein, nein«, flüsterte ich. Ich hätte sie alle vergiften und bewusstlos liegen lassen sollen! Ich hätte sie irgendwo einsperren müssen! Ebenso gut hätte ich sie selbst den Wachen ausliefern können!

Ich drängte mich grob ein Stück rückwärts, als der Wagen knarrend vor dem hohen Torflügel hielt. »Setz dich«, sagte Thadd und zerrte Duncan zurück auf die Bank. Der Bildhauer drückte Duncan die Zügel in die Hand und stieg vom Wagen. Mit zitternden Fingern reichte er dem Wächter ein Blatt Papier durch das Gitter. Das kollektive Gemurmel der Leute schwoll fragend an.

»Ich habe eine Lieferung im Palast abzugeben«, sagte Thadd, und seine schwerfällig-schleppende Aussprache ließ das Raunen beinahe verstummen. Wenn mein Volk eines war, dann neugierig. »Mein Vater hatte den Auftrag, eine Reihe von Statuen anzufertigen. Ich habe die letzte hier. Der König und die Königin wollten sie als Verlobungsgeschenk für die Prinzessin geliefert haben.«

Ich reckte den Hals und beobachtete, wie der Wächter so tat, als lese er das Dokument. Er nickte, faltete es zusammen und schob es in seine Jacke. »Niemand darf herein«, sagte er. »Fahr nach Hause.«

»Ich kann sie nicht zurückbringen«, protestierte Thadd und ballte nervös die starken Hände zu Fäusten. »Sie ist zu schwer, um sie den Berg hinaufzufahren. Und gebt mir mein Papier zurück. Das brauche ich, um mir mein Geld zu holen.«

Die Menge drängte näher heran. Ich wurde fast gegen das Tor geschoben und schlüpfte hastig hinter einen großen Mann. »Gebt ihm sein Geld«, rief jemand. »Lasst ihn ein!«, forderte ein anderer. Der Ruf wurde aufgegriffen und immer lauter wiederholt.

»Der König und die Königin haben ihrer Tochter dieses Geschenk gekauft«, schrie jemand. »Er soll es abliefern.«

»Der König und die Königin sind tot!«, erwiderte der Gardist. »Und ihr alle geht jetzt nach Hause.«

Das war unklug von ihm. Die Stimmung der Menschenmenge drohte zu kippen. Duncan drehte sich um, als das sonst so gelassene Pferd nervös zurückzuweichen versuchte.

»Lasst ihn ein!«, erscholl es von Neuem. »Er hat ein Papier. Lasst ihn seine Arbeit tun.«

Ich duckte mich. In alle vier Winkel der Erde sollte Duncan verflucht sein. Er wollte wohl unbedingt sterben.

Der Lärm schwoll an. Der scharfe Knall einer Peitsche sorgte vorübergehend für Ruhe, doch bald lief neuerlich ein Raunen durch die Menge. Vorsichtig legte ich dem Mann vor mir die Hand auf die Schulter und stellte mich auf die Zehenspitzen. Mein Herz machte einen Satz, und vor Schreck duckte ich mich sofort wieder.

Der Hauptmann stand in seiner feschen schwarz-grünen Uniform hinter dem Tor und trug wieder diesen albernen Hut mit den ausladenden schwarzen Federn. Er las den Brief. Der Wächter stand unbehaglich und steif neben ihm. Jeck runzelte die Stirn, glättete sie sogleich wieder und faltete das Blatt Papier zusammen. Er hob den Blick zu Thadd und Duncan.

Duncans so gelassene Haltung wich einer gefährlichen, aufgeregten Anspannung. Mein Atem beschleunigte sich, als ich sah, wie er begriff, dass sie bereits ertappt worden waren. Die beiden Männer starnten einander über die Köpfe der Menge hinweg an. Duncans Schultern wurden steif, als er erkannte, dass er unmöglich fliehen konnte. Jecks Auge zuckte, und Duncan biss sichtlich die Zähne zusammen, als er offenbar stumm akzeptierte, was auch immer die beiden eben wortlos geklärt hatten.

»Holt sie hier herein!«, befahl Jeck, den Blick fest auf Duncan geheftet, und die versammelten Neugierigen murmelten aufgeregt. Ich zog den Kopf ein.

»Aber, Hauptmann ...«

»Holt sie rein«, wiederholte Jeck und stopfte dem Wächter zornig den Brief zurück unter die Jacke. »Sie haben ein Dokument mit der Unterschrift des verstorbenen Königs Stephen. Selbstverständlich erkennen wir es an. Nehmt eine ganze Abteilung, um die Menge zurückzuhalten, aber ich will die beiden hier drin haben.« Er beugte sich vor. »Auf der Stelle.«

Sie waren gefangen. Ich hatte gewusst, dass es so kommen würde, und schnaufte frustriert, als die Gardisten in zwei Reihen durch das kleine Wachtor in der Mauer ausrückten. Die Leute wichen freiwillig zurück, und ich wurde wieder an den Rand gedrängt. Laute Rufe erhoben sich, als Jeck mit Schellen und Ketten auf den Platz trat. »Was soll das?«, rief jemand, als Jecks Absicht deutlich wurde.

Ich geriet beinahe in Panik, hin und her gerissen zwischen meiner Hilflosigkeit und dem Drang, doch irgendwie einzugreifen. Jeck hob die Hand. »Es sind schon früher Attentäter offen durch das Tor in den Palast gelangt«, sagte er mit besänftigendem Lächeln. »Wenn sie die sind, die sie zu sein behaupten, wird ihnen nichts geschehen. Sollten sie aber Betrüger sein, werdet ihr morgen früh ihre Köpfe an der Mauer sehen.«

Ich schlug die Hand vor den Mund, und Duncan wurde grob vom Wagen gezerrt. Metall klimperte laut, als man ihm die Stiefel auszog und Schellen um seine und Thadds Knöchel legte. Duncans Miene war angespannt und zornig. Thadd hatte die Hände zu Fäusten geballt.

Der Lärm der Menge schwoll an, als das Haupttor entriegelt wurde. Ein Gardist schwang sich auf den Wagen und schnalzte mit den Zügeln. Das schwitzende Pferd floh vor der Menge auf das Palastgelände, über das sich

allmählich die Abenddämmerung breitete. Der Ring der Wachen zog sich zurück, dem Wagen nach. Thadd und Duncan wurden ebenfalls durch das Tor gestoßen. Jeck ging als Letzter hindurch. Er ließ den Blick über die Menge schweifen, während das Tor geschlossen wurde. Das laute Scheppern durchfuhr mich wie ein Schlag, und mein Gesicht fühlte sich kalt an.

»Was sollen wir mit ihnen machen, Hauptmann?«, fragte einer der besser gekleideten Gardisten.

»Meldet Prinz Garrett, dass wir sie haben«, sagte er, den Blick immer noch auf das Gedränge vor dem Tor gerichtet. »Und holt mir eine Brechstange und einen Hammer. Ich will diese Kiste öffnen.« Ohne ein weiteres Wort folgte Jeck dem Wagen, den grässlichen Hut halb zerknüllt in der Hand. Die Finger des Gardisten zitterten, als er das Schloss am Tor noch einmal überprüfte, ehe er Jeck nacheilte. Mit gezogenen Schwertern bauten sich die übrigen Wachen im Schutz des geschlossenen Tores drohend wieder auf.

Als sei Jecks Abgang ein Signal gewesen, stürmte die Menge an mir vorüber. Ich blieb wie angewurzelt stehen und wurde geschubst und angerempelt. Der Lärm klang angriffslustig, und die Soldaten machten Anstalten, mit ihren Schwertern durch das Gitter zu stoßen. Ich wich zurück, bis sich die Menge etwas lichtete. Beinahe blind drehte ich mich um und eilte die Straße entlang. Ich fühlte mich eigenartig leicht und unwirklich. Ich musste da hinein. Jeck würde die beiden umbringen.

Der Baum, der über die Mauer ragte, war nicht weit entfernt, doch der Weg schien ewig zu dauern. Die Schatten wurden immer dichter. Der Mond würde erst spät aufgehen, so dass mir viel schützende Dunkelheit blieb. Ich blickte abwechselnd auf das Pflaster und die

ununterbrochene Linie der Mauerkrone vor dem Himmel. Ich berührte meine Peitsche, dann das Messer und suchte weiter nach meinem Baum.

Die Laternen wurden angezündet, und ich verlangsamte meine Schritte, als ich an einer vorüberging. Ein unguutes Gefühl überkam mich – ich erkannte diese Ecke. Hier hatte ich Kavenlows Nachricht verbrannt. Verwirrt drehte ich mich nach der Mauer um, die sich scharf vor dem helleren Himmel abzeichnete. Ihre obere Linie war ungebrochen, kalt und leer.

Mein Baum war weg.

Starr vor Entsetzen blieb ich stehen. *Sie haben ihn gefällt. Sie haben meinen Baum gefällt!* Unvernünftiger Zorn wallte in mir auf. Wie konnte Jeck es wagen, meinen Baum zu fällen! Das war mein sicherer Baum gewesen, das Herz all meiner Spiele mit Kavenlow. Es war, als hätte er ein geliebtes Haustier getötet. Und wie sollte ich nun hineinkommen?

Frustriert und wütend ließ ich mich gegen die Mauer sinken und rutschte daran herab, bis ich auf dem spärlichen Gras saß, das sich in den Winkel klammerte, wo die Mauer auf das Straßenpflaster traf. Das war wirklich ungerecht. Ich musste da hinein, Duncan und Thadd befreien und die Prinzessin retten. Jeck hatte alles verdorben!

Ich schlang die Arme um die Knie und kämpfte gegen die widerstreitenden Impulse, in Tränen auszubrechen und mit den Fäusten gegen die Mauer zu schlagen. Wenn ich nicht hineinkam, würden Duncan und Thadd sterben. Warum hatte er nur nicht auf mich gehört?

Ein Grüppchen schwatzender Menschen ging an mir vorbei, gesichtslos im Halbdunkel. Sie ignorierten mich wie eine Bettlerin, und wenn ich nicht bald über diese Wand kam, würde ich genau das sein. Aber wie? Die

Mauer war so gebaut, dass sie sogar einer kurzen Belagerung standhalten konnte. Selbst hundert Männer hätten sie nicht überwinden können.

Hoffnungslosigkeit machte mir das Herz schwer, schwerer noch als in jener Nacht, als ich meinen Hund Banner im Stich gelassen hatte, während er für seinen treuen Gehorsam getreten und geschlagen worden war. Mein Baum war weg, vermutlich war nicht mehr als ein Stumpf davon geblieben. Ich konnte mein Seil nicht um einen Stumpf binden.

Mein Kopf fuhr hoch. »Aber Banner könnte es«, flüsterte ich. Hundert Männer konnten die Mauer nicht erstürmen, aber eine einzelne Frau vielleicht schon – wenn niemand sie sah. Mein Blick huschte die leere Straße entlang. Mit hämmерndem Herzen zog ich einen meiner kostbaren Pfeile aus dem Haarknoten und stach ihn mir in den Oberschenkel. Ich verzog das Gesicht – wie ich diesen scharfen Schmerz hasste. Ein Pfeil würde meine Widerstandskraft nicht allzu sehr herabsetzen, und ich brauchte jede Unterstützung, um unbemerkt zu bleiben und Banner dazu zu bringen, das Unmögliche für mich zu tun.

Ich zog mir die Mütze wieder auf und blickte die Straße auf und ab. Es war still, so weit entfernt vom Palasttor. Ich zog das Seil aus meiner Tasche und rollte es lockerer auf. Die Knoten, die im Abstand von je einer Armeslänge hineingeknüpft waren, stießen gegen meine Finger.

»Banner«, flüsterte ich und blieb mit geschlossenen Augen stehen. Jetzt, da ich wusste, was das Gift bewirkte, konnte ich es spüren und den kribbelnden Strom von der Stelle aus verfolgen, wo ich mich gestochen hatte. Ich folgte der Empfindung, die durch meine Adern rann

und sich hinter meinen Augen zu sammeln schien. Es fühlte sich an, als würde meine Nase brennen, und ich drängte die Empfindung dazu, sich weiter auszubreiten. »Banner?«, flüsterte ich wieder und dachte an Stöckchen und Knochen und fröhliche Spiele. »Banner, ich bin wieder da. Komm und spiel mit mir.« *Was, wenn sie ihn getötet haben?*

Ein gedämpftes Winseln und ein kurzes Bellen hinter der Wand ließen mein Herz rasen. Er lebte, und er war frei – und er stand drüben am Fuß der Mauer. Es funktionierte. Es klappte tatsächlich!

Ich rief mir in Erinnerung, wie es sich angefühlt hatte, in die Gedanken der Maus versetzt zu sein, und versuchte, in Banners Geist zu schlüpfen. Die Eindrücke der Nacht schwächten sich ab und wurden wieder stärker, als ich ihn fand. Er trat unruhig auf dem feuchten Boden von einer Pfote auf die andere. Wie eine anschwellende Flut strömten seine Gefühle zu mir herüber und vermengten sich mit meinen zu einer unangenehmen Brühe. Ich bemühte mich, seine Eindrücke in einen Zusammenhang zu bringen, mit dem ich etwas anfangen konnte.

Er war ein wesentlich komplexeres Wesen als die Maus. Seine Weltsicht verstehen zu wollen, war ein wenig so, als versuchte man, kurz vor dem Einschlafen ein Gedicht zu verfassen. Ich konnte mich einfach nicht konzentrieren und wurde ständig von dem seltsamen Prozess selbst abgelenkt. Jedes Mal, wenn ich es schaffte, uns so weit zu trennen, dass ich mich daran erinnern konnte, was ich eigentlich wollte, kam ich wieder durcheinander und musste von vorn anfangen. Es war frustrierend, und nur das Wissen, dass ich es schon einmal geschafft hatte, ließ mich überhaupt weitermachen.

Allmählich begann ich zu verstehen. Er war hungrig. Er war hungrig und fror. Seine Hüfte schmerzte, weil er darauf geschlafen hatte, und er hatte sich einen Zehenballen aufgerissen. Aber Banners Triebe waren viel komplizierter als die Suche einer Maus nach Futter und Wärme. Er besaß die Fähigkeit, Schlüsse zu ziehen und zu lernen, dass er ein Ergebnis erzielen konnte, indem er eine Handlung ausführte, die damit scheinbar keinerlei Zusammenhang hatte. Es war seine Fähigkeit zu spielen, die ich mir zunutze machen musste.

Er winselte, und ich spürte, wie mir zugleich ein Seufzen entchlüpfte. Diese enge Verbindung machte mir Angst, und ich riss die Augen auf. Der Anblick der glatten Mauer erschreckte mich beinahe. Ich hatte halb erwartet, Banners zottelige Schnauze und sein raues Fell vor mir zu sehen. Ich vergewisserte mich, dass das Ende des Seils sich frei entrollen und nicht verheddern würde, und schleuderte so viele Schlaufen wie möglich über den Rand der Mauer.

Ich stöhnte vor Anstrengung, fand das Gleichgewicht wieder und sah zu, wie das Seil in einem leichten Bogen emporflog. Mit leisem Rascheln glitt es über die Mauer. »Nimm es, Banner«, flüsterte ich und hoffte, dass das Seil auf der anderen Seite tief genug hing und er es erreichen könnte. »Nimm es und zieh. Komm, wir spielen Tauziehen.« Ich packte die groben Stränge des Seils fester. »Nimm es mir weg, Junge. Versuch es nur. Zieh.«

Ich hielt den Atem an, als mir mehrere Knoten ruckartig durch die Finger glitten. Er tat es! Banner war ein schwerer Hund, doch mein Gewicht würde er allein nicht halten können. Ich musste ihn dazu bringen, das Seil um den Baumstumpf zu wickeln, falls die Misdever Gardi-

sten faul genug gewesen waren, einen Stumpf zurückzulassen.

Vom Tor drang dumpfes Gebrüll herüber, und ich warf rasch einen Blick die Straße entlang. Ich hatte meine Ablenkung, doch zu welchem Preis? Ich schloss meine Gefühle energisch weg und konzentrierte mich. Dieses Unterfangen war so gut wie unmöglich, obwohl Kavenlow Banner daran gewöhnt hatte, vom Gift unterstützte Befehle anzunehmen.

»Banner«, flüsterte ich vor mich hin und stellte mir die verstümmelten Überreste meines Baumes vor. »Bring mir das Seil. Komm schon, mein Junge. Ich verstecke mich hinter dem Baumstumpf.«

Der Gedanke, dass ich geduckt hinter dem Baumstumpf hockte, machte Banner schier verrückt. Er bellte laut und hoch zur Begrüßung. Das Seil erschlaffte. Ich spürte, wie er verwirrt auf der Stelle trippelte, und seine Enttäuschung war so gewaltig, dass ich ein schlechtes Gewissen bekam, weil ich ihn derart manipulierte. Ich schob mein Mitleid beiseite und versuchte es noch einmal. »Hol das Seil, Banner«, flüsterte ich und formte den Gedanken, dass er still sein und das Seil zwischen die Zähne nehmen sollte. »Ich verstecke mich. Gleich hinter dem Baumstumpf. Bring mir das Seil, dann können wir spielen. Hol das Seil, Banner. Nimm das Seil.«

Seine Verwirrung wich neuer Hoffnung, und ich verstärkte seinen Gedanken, dass ich ihn streicheln und ihm sagen würde, was für ein guter Hund er war, wenn er mit dem Seil im Maul zu mir kam. Ich stellte mir vor, wie er gerade so meine Zehenspitzen hinter dem Baumstumpf verschwinden sah. Ich hörte ein freudiges Bellen. Mein Puls raste. Er war so aufgeregt, dass ich nicht feststellen

konnte, ob er das Seil noch zwischen den Zähnen hatte oder nicht.

»Zieh, Banner«, sagte ich. »Na los. Versuch, mir das Seil wegzunehmen.«

Ich zupfte am Seil. Mir sank der Mut, als es sich frei bewegte. Ich zog erneut, bis es hängen blieb. Ermutigt hielt ich die Luft an. Ich hatte es erst ein wenig spannen müssen, das war alles. Banner hatte es tatsächlich um den Baumstumpf gewickelt. Hoffte ich.

Mit schweißnassen Händen packte ich das Seil. Meine Lippen bewegten sich in einem stummen Gebet, und ich zwang mich, Banner und meiner unsichtbaren geistigen Arbeit zu vertrauen. Das Seil hielt, als ich mein ganzes Gewicht daran hing. Ich setzte einen Fuß gegen die Mauer, balancierte mich aus, zog mich einen Schritt empor und dann noch einen. Meine Arme schmerzten von der Anstrengung und der einsetzenden Lethargie durch das Gift, aber ich konnte jetzt nicht innehalten.

Eine Mannslänge hoch, dann noch eine. Der Kiefer tat mir weh, so fest biss ich die Zähne zusammen, und Schweiß trat mir auf die Stirn. Meine Hände verkrampten sich, während sich die Arme anfühlten wie nasse Lappen. Als ich endlich oben ankam, raste mein Herz. Ich versuchte, ein Bein über die Mauerkrone zu schwingen, verfehlte sie aber. Die plötzliche Last meines ganzen Gewichts an meinen Schultern entlockte mir einen lauten Aufschrei.

Banner bellte eine begeisterte Begrüßung. Ich holte tief Luft und wünschte mir, er solle still sein. Ich hielt den Atem an, warf das Bein hoch und über den Rand, wobei ich mir heftig den Knöchel anstieß. Mit einem schluchzenden Laut stieß ich den Atem aus, doch gleich darauf lag ich auf der Mauerkrone. Ich presste

die Wange an den kühlen Stein und versuchte, neue Kraft zu schöpfen. Meine Beine fühlten sich völlig kraftlos an, und meine Arme waren taub, aber ich hatte es geschafft.

Ich blickte auf die Straße hinab und stellte erleichtert fest, dass mich niemand gesehen hatte. Banner bellte wieder – ein verspieltes, freudiges Bellen –, und ich wandte mich dem stillen Palast zu. Stolz breitete sich warm in mir aus, bis ich meinen Baum entdeckte, gefällt und achtlos liegen gelassen, das grüne Laub schon angefault. Es war nichts geblieben als ein drei Fuß hoher Stumpf, aus dem noch der Saft sickerte – und um den nachlässig mein Seil gewickelt war.

Es waren keine Wachen zu sehen. Duncans Ablenkung hatte geklappt.

»Hallo, Banner«, flüsterte ich, als er sich mit den Vorderpfoten an der Wand aufrichtete. »Guter Junge. Einen Augenblick noch. Ich bin gleich bei dir.« Der Schwanz des riesigen Hundes peitschte über den Boden.

Ich zog das Seil von der Straße herauf und ließ es in den Park fallen. Dann holte ich tief Luft, schloss die Augen und glitt von der hohen Mauerkrone, obwohl ich solche Angst davor hatte, wie ich sie noch nie im Leben vor irgendetwas empfunden hatte.

Einen blinden Augenblick lang sackte mir der Magen in die Kniekehlen. Ich riss die Augen auf, weil ich das Gefühl hatte, dass ich inzwischen auf dem Boden hätte aufschlagen müssen. Erschreckend plötzlich schob mir der Boden die Füße hoch und rammte mir die Knie gegen das Kinn. Sterne blitzten vor meinen Augen auf. Ich kippte zur Seite. Schmerz pochte in meiner Hüfte und an meinem Mund. Ich schmeckte Blut; offenbar hatte ich mir auf die Lippe gebissen. Banner fuhr mir mit der Zun-

ge übers Gesicht, und das brachte mich schneller als alles andere dazu, mich aufzusetzen.

»Platz. Aus, Banner«, japste ich und versuchte, ihn abzuwehren. Er wollte von meinen Befehlen nichts hören, weder verbal noch in Gedanken. Er warf sich mit dem ganzen Körper auf mich, so dass ich nicht einmal aufstehen konnte. Tränen liefen mir übers Gesicht, während ich ihn lange an mich drückte. Dann krabbelte ich ein Stück rückwärts und versteckte mich unter einem Busch.

Er winselte und warf sich mir zu Füßen, und ich kraulte ihm die Ohren und sagte ihm, dass er ein braver Junge war, der beste Hund, den man nur haben konnte. Sein Fell war schmutzig und verfilzt. Seine Pfoten waren mit Dreck verkrustet. Er stank nach nassem Hund, und ich sog tief seinen Geruch ein in der Gewissheit, dass er mir bereits alles verziehen hatte. »Guter Junge«, sagte ich und wischte mir mit dem Handrücken über die nassen Augen. »Du bist ein guter Junge.«

31

Banners ausgehungerter, magerer Körper vibrierte, als er Garretts Wachen entdeckte und leise knurrte. Ich spürte es durch den Arm, den ich auf seinen Rücken gelegt hatte. Es war offenkundig, dass er harte Zeiten hinter sich hatte. Seine Rippen zeichneten sich deutlich ab, und sein Kopf wirkte zu groß für den Körper. »Ruhig, Banner«, besänftigte ich ihn und spähte unter dem Gebüsch hervor, in dem wir lagen. Sein Grollen verstummte, während sein Schwanz flehentlich klopfte. Ich tastete nach der glatten Oberfläche meines Blasrohrs. Mit Kavenlows Gift hatte

ich nur wenige meiner Pfeile füllen können, aber ich würde nicht zulassen, dass sie Banner je wieder wehtaten.

Der Park um den Palast sah aus wie ein Schlachtfeld. Garrett hatte das geraubte Vieh frei in den Gärten laufen lassen, und die Tiere hatten das Gras zu Matsch zertrampelt und die Wurzeln der seltenen, empfindlichen Pflanzen ausgegraben, die ich jahrelang sorgsam gehegt hatte. Der erbärmliche Anblick überzeugte mich noch mehr davon, dass Garrett ein ungehobelter Barbar war.

Banner und ich blickten auf eine kreisrunde Terrasse, die von knospenden Rosenbüschchen umgeben war. In der Mitte standen der Wagen und ein Häuflein Wachen. Das Pferd hatte man in den Stall gebracht, und Duncan und Thadd waren nun auch die Hände gefesselt, während sie immer noch die Schellen um die nackten Fußknöchel trugen. Niemand tat mehr so, als könnten die beiden einfach freigelassen werden.

Jeck stand ihnen reglos gegenüber. Seine kraftvolle Gestalt war auch im flackernden Fackelschein unverkennbar. Er trug wieder diesen protzigen Hut, und die schwarzen, abgebrochenen Federn hingen ihm schlaff über den Nacken. Nun nahm er ihn ab und zerknüllte ihn in einer behandschuhten Hand. Er sah zornig aus.

Ganz im Gegensatz zu Garrett. Die Bewegungen des Prinzen waren ein wenig hektisch vor Aufregung, und er lief von einem Ende der Terrasse zum anderen. Sein Umhang wallte ihm um die Knöchel und ließ seine prächtigen Gewänder hervorblitzen. Äußerlich war er jeder Zoll der Prinz und begehrenswerte Ehemann. Bitter dachte ich daran zurück, wie unschuldig und ahnungslos ich gewesen war.

Mein Blick glitt am dunklen Turm empor. Kavenlows

Fenster war schwarz, doch aus meinem Salon drang ein schwacher Lichtschein. Ich war sicher, dass Contessa dort drin saß, und ich hoffte, dass es ihr gut ging.

Rufe und ein lautes Scharren und Kratzen durchbrachen die abendliche Stille und zogen meinen Blick zurück zur Terrasse. Sechs Wachen rangen mit der Kiste, die Thadd quer durch das halbe Königreich gekarrt hatte. Sie war schwer; Thadd arbeitete mit Marmor. Jeck hielt reichlich Abstand. Er beobachtete auch nicht die Kiste, sondern die Umgebung der Terrasse. Langsam ließ ich den Atem entweichen und zitterte in der Kälte.

»Seid vorsichtig!«, sagte Thadd und streckte unwillkürlich die gefesselten Hände aus, als die Kiste polternd auf den Boden schlug. Die Steinplatte darunter bekam einen Sprung, und ich konnte seine Bestürzung sogar von hier aus sehen. Ein Wächter versetzte ihm einen Hieb, um ihn zum Schweigen zu bringen, und nur Duncans rasche Reaktion verhinderte, dass der gedrungene Mann zu Boden ging. Ein weiterer derber Stoß, und Duncan und Thadd waren wieder voneinander getrennt.

Garrett trat ungeduldig vor die Kiste. Banner knurrte bei seinem Anblick. »Sei still«, flüsterte ich, dachte aber, dass ich den Prinz selbst gern noch einmal beißen würde, und Banner winselte verwirrt.

»Zurück!«, schrie Garrett die drei Wachen an, die ihm auf Schritt und Tritt folgten. »Lasst mich in Ruhe, ihr macht mich noch verrückt. Fort mit euch! In die Hölle sollt ihr alle verdammt sein!«

Die drei Männer wichen zurück, als Jeck die Hand hob. Sofort nahm er ihren Platz ein. »Mehr Fackeln«, befahl Garrett laut. »Ich will das Blut dieser Gossenhure fließen sehen, wenn ich sie endlich aufgespürt habe.«

Mein Unterkiefer sackte vor Entsetzen herab. Sie

glaubten, ich sei in der Kiste! Deshalb hatten sie sie umzingelt. Ich schloss kurz die Augen und war sehr froh, dass ich Duncans Rat nicht angenommen hatte.

Garrett lief auf und ab, während zwei Gardisten die Latten aufzustemmen versuchten. »So wollte sie sich also in den Palast schmuggeln«, sagte Garrett spöttisch zu Duncan und Thadd. »Sie ist nicht besonders klug, was?«

Jeck sagte nichts. Sein Blick blieb auf den umliegenden Park gerichtet.

»Ich weiß nicht, wofür ich Euch eigentlich bezahle, Hauptmann Jeck«, höhnte Garrett. »Ihr habt eine ganze Woche darauf verwendet, diesen dummen Weiberrock zu jagen, und habt sie nicht zu fassen bekommen. Ich habe dazu nichts weiter gebraucht als ein wenig Geduld.«

Jeck straffte die Schultern. Seine Hand wich nie weit von der Öffnung seines Wamses, und ich fragte mich, ob sein Blasrohr darin versteckt war. Die Wachen kehrten mit mehreren Fackeln zurück, und Jeck wies ihnen Posten am Rand des gepflasterten Kreises zu. Die Terrasse war nun erleuchtet wie für ein großes Fest, und die Ironie der ganzen Situation drehte mir den Magen um.

»Bitte«, flehte Thadd, als die Kiste aufrecht hingestellt wurde. »Bitte seid vorsichtig.«

Garrett rieb sich erwartungsvoll die Hände. »Seht ihr?«, kicherte er. »Sie ist da drin.«

Atemlos sah ich zu, wie die Soldaten die Kiste bearbeiteten, mit geringem Erfolg. Garrett hielt die Spannung offenbar nicht mehr aus. Er riss eine Axt vom Boden hoch und stieß einen Gardisten beiseite. Unter lautem Ächzen holte er aus und hieb auf das dicke Holz ein.

»Nein!«, schrie Thadd und stürzte vor. Ich musste mir den Mund zuhalten, als vier Wachen über ihn herfielen und ihn zu Boden rissen. Jeck rührte sich nicht. Er hatte

keinen Blick für Thadd übrig, sondern blieb ganz auf den Rand des Kreises konzentriert. Er suchte nach mir.

Thadd kämpfte, bis sie ihn so festhielten, dass er freie Sicht auf Garrett hatte. Mit vor Entsetzen verzerrtem Gesicht sah er zu, wie der Prinz auf die Kiste eindrosch. »Ich bin von Idioten umgeben!«, brüllte Garrett und hieb immer wieder mit der Axt auf das Holz. Die vordere Wand barst mit einem beängstigenden Krachen. Garrett stieß einen triumphierenden Schrei aus, ließ die Axt fallen und zerrte an den gesplitterten Brettern. Mehrere Wachen packten an den Rändern zu, und in einem Schauer von Sägespänen fiel die vordere Wand der Kiste auseinander.

Auf der Terrasse wurde es still. Sägespäne rieselten von Prinzessin Contessas Statue und enthüllten Thadds von Herzen kommende Hommage an die Frau, die er liebte. Im weichen Licht wirkten die hellen Falten ihres Gewandes so leicht, als sollte die abendliche Brise sie sacht bewegen. Sie hielt eine Taube in der Hand und neigte den Kopf so zur Seite, dass ihr anmutiger Hals und der Fall ihres langen Haars zur Geltung kamen. Drei Herzschläge lang betrachteten alle diese Vision der Anmut und Schönheit.

Dann verzerrte sich Garretts Gesicht zu einer Fratze, und er zog das Schwert. »Das ist sie nicht!«, brüllte er und holte aus.

»Nein! Nicht!«, rief Thadd und versuchte verzweifelt, aufzustehen.

Garretts Klinge traf mit einem dumpfen Klirren auf die Statue. Meine Augen weiteten sich, als ein Brocken exquisit verarbeiteten Steins abbrach und eine weitere Terrassenplatte zertrümmerte. Schockiert warf ich einen Blick auf Jeck. Seine Lippen waren schmal, und er hatte die Hände in die Hüften gestemmt. Brüsk gab er einem

der Gardisten einen Wink, und der Mann trat zu ihm. Er konnte den Blick nicht vom Wutanfall des Prinzen losreißen, während Jeck ihm etwas ins Ohr flüsterte.

»Sie hätte da drin sein sollen!«, rief Garrett. Thadd senkte den Kopf, als Garretts Klinge erneut gegen die Statue prallte und mit einem scharfen *Pring!* zerbrach. »Aargh!«, brüllte Garrett und schleuderte das abgebrochene Schwertheft ins Gebüsch. Rasend vor Zorn trat er vor Thadd, der immer noch unter mehreren Wachen auf dem Boden lag.

»Wo ist sie?«, schrie er und zerrte den Bildhauer auf die Füße, nachdem die Wachen ihn eilig losgelassen hatten. »Wo?«

»Ihr seid ein mörderischer Hund«, sagte Thadd, der beinahe in Tränen ausbrach, weil sein Lebenswerk zerstört worden war. »Ich hätte es Euch vorher schon nicht gesagt. Jetzt sage ich es Euch erst recht nicht.«

Garrett griff nach seinem Schwert. Seine Hand klatschte gegen die leere Scheide. Offensichtlich aufgebracht darüber, dass er die zerbrochene Klinge schon vergessen hatte, rammte er Thadd stattdessen die Faust in den Magen. Der gedrungene, kräftig gebaute Mann krümmte sich und hätte mit seinem Gewicht fast die Wachen mit umgerissen.

Kochend vor Wut stapfte Garrett zu Hauptmann Jeck hinüber. »Ich will, dass sie befragt werden«, spie der Prinz beinahe aus. »Legt den Größeren zuerst auf die Streckbank. Wir finden schon heraus, wo das Gossenweib steckt.«

Ich schlug mir in Todesangst um die beiden die Hand vor den Mund. Banners Knurren wurde wieder hörbar.

»Es gibt keine Streckbank, Prinz Garrett«, sagte Jeck. »König Stephen hat so etwas nicht benutzt.«

»Dann improvisiert ein wenig – Hauptmann«, entgegnete Garrett in bissigem Tonfall. »Ihr geht indes hinaus in die Stadt und brennt sie nieder, eine Straße nach der anderen, bis sie sich stellt. Sie ist nicht hier.«

»Bei allem Respekt, Prinz Garrett, ich werde den Palast nicht verlassen.«

Garrett blieb ruckartig stehen. Die Wachen wechselten unruhige Blicke. »Ich habe Euch einen Befehl gegeben!«, schrie Garrett, und im Fackelschein glänzte Speichel an seinen Lippen, während seine Stimme von den fernen Mauern widerhallte. »Geht und sucht sie!«

»Ich werde das Gelände nicht verlassen – Prinz Garrett.« Gespannt und mit angehaltenem Atem sah ich zu, wie Jeck vor Garrett stehen blieb und ihm trotzte. »Ich habe Euch gesagt, dass sie nicht in dieser Kiste ist. Das war nur ein Ablenkungsmanöver. Die Männer von der Mauer abzuziehen, war ein Fehler. Wenn sie nicht bereits in den Palast eingedrungen ist, wird sie es bald tun. Ich werde die Gefangenen zu ihren Zellen bringen und dann zurückkommen und hier nach ihr suchen.«

»Ich habe Euch einen Befehl erteilt!«, rief Garrett. »Ich bin der König! Ihr tut gefälligst, was ich Euch sage, oder Ihr werdet mit den beiden aufgehängt!«

In dem Kreis aus Rosenbüschchen war es totenstill geworden. Mit steifem Nacken und zorniger Miene sagte Jeck: »Ihr seid nicht mein König. Euer Vater ist mein König. Ich stehe unter seinem Befehl. Mir wurde befohlen, Euch am Leben zu erhalten. Und das werde ich auch tun, bis zu meinem letzten Atemzug. Wenn ich den Palast verlasse, wird sie Euch töten – Prinz Garrett.«

»Wir sind hier nicht in meines Vaters Königreich!«, erwiderte Garrett mit schriller Stimme. »Sondern in meinem. *Ich bin Euer König!*«

Ein Fensterladen knallte gegen die Wand des Palasts, und mein Blick schoss zu dem erleuchteten Fenster empor. Contessa stand da, vom Gegenlicht umrahmt. »Ihr seid kein König, Prinz Garrett«, sagte sie laut und deutlich. »Dies ist mein Land. Ihr seid ein Zweitältester Sohn, und mehr werdet Ihr niemals sein.«

Vor Schreck stieß ich leise zischend den Atem aus. Das konnte nur wahre Tapferkeit sein. Niemand war so dumm.

Garrett lief rot an, und sein Zorn war so gewaltig, dass er im Wahnsinn begründet sein musste. »Schafft sie zurück in ihr Zimmer!«, rief er, und ein Schemen zog die protestierende Prinzessin vom Fenster weg. Thadd stöhnte in hilfloser Wut. Garrett fuhr wieder zu Jeck herum. »Gebt mir Euer Schwert, Hauptmann«, sagte er, und seine knappen Worte enthielten keinen Hinweis auf seine Absichten.

Ungläubig sah ich zu, wie Jeck nach seinem Schwert griff. Bei dem leisen, glatten Geräusch, mit dem es aus der Scheide fuhr, überlief mich ein Schauer. Garrett streckte die Hand aus. Die flackernden Schatten der Fackeln tanzten auf der Klinge, die zu flammen schien. Mein Herz raste. Jeck übergab das Schwert mit dem Heft voran.

Garrett riss es an sich und rammte es grob in das leere Futteral an seinem Gürtel. Meine Schultern sanken herab, obwohl ich selbst nicht verstand, weshalb ich so erleichtert war. »Ich will, dass sie verhört werden«, knurrte Garrett. »Es ist mir gleich, ob sie dabei umkommen. Bis Sonnenaufgang will ich wissen, wo sie ist.« Der Prinz stapfte davon, gefolgt von den drei unglückseligen Wachen, die Jeck ihm mit einem Wink hinterherschickte.

Jeck wartete, bis sie außer Hörweite waren, und mur-

melte dann: »Ich bin sicher, sie wird uns selbst wissen lassen, wo sie ist – Prinz Schoh-Kopf –, und zwar lange vor dem Morgengrauen.« Verärgert drehte er sich zu der Statue und dem Ring aus Wachen um. »Du«, sagte er und deutete auf einen schlaksigen Gardisten, der sich sichtlich noch im Wachstum befand. »Gib mir deine Waffe.«

Der Junge gehorchte, und Jeck steckte sie ein. »Geh in mein Zimmer und hol mein zweites Schwert. Du findest mich unten im Kerker oder beim Prinzen. Wer von euch zur Wache an der Mauer eingeteilt ist – ihr bleibt immer paarweise zusammen.«

»Paarweise?«, brummte ein junger Gardist. »Wen erwartet er denn? Den Todesengel?«

Jeck wirbelte herum, und der Wächter erschrak. »Genau den, und wenn du ihr nicht verfrüht begegnen möchtest, schlage ich vor, dass du ab sofort jeden Windhauch wie einen Eindringling behandelst. Verstanden?«

Der Gardist nahm Haltung an. »Jawohl, Hauptmann!« Leder knirschte, als alle bis auf sechs Wachen die Terrasse verließen. Nichts ahnend liefen sie an mir vorbei. Ich brauchte nur liegen zu bleiben und still zu sein. Ich legte Banner eine Hand auf den Kopf, und sein leises Knurren verstummte. Er war für die Jagd auf Elche und Wölfe gezüchtet worden. Er verstand, dass er still sein und den Angriff aufschieben musste, bis sich eine günstigere Gelegenheit ergab.

Jeck bedeutete den übrigen Wachen, Duncan und Thadd abzuführen. Der Bildhauer schlurfte mit hängendem Kopf vorwärts. Ich bekam Mitleid mit ihm, als ich sah, wie sein Schatten sich dahinschleppte. Nichts konnte ihn jetzt mehr aufrütteln, außer, Contessa geriete in Gefahr.

Duncan zog die Schultern an, entschlossen und zornig,

als sie ihn abführten. Er war ein gebrandmarkter Dieb, der den Tod riskierte, falls er wieder bei einem Diebstahl erwischt wurde. Ich hatte ihm gesagt, er solle es bleiben lassen, aber er hatte es trotzdem tun müssen. Und wenn es mir nicht gelang, ihn zu befreien, würde er mit demselben trotzigen Blitzen in den Augen sterben.

Jeck folgte dem dicht gedrängten Grüppchen durch den Rosengarten zur Wachkaserne, den Hut fest in der Hand, und blickte sich nur ein Mal um. Den Fackelschein nahmen sie mit, und auf der Terrasse wurde es still. Thadds Traum stand einsam und gebrochen da. Ich blieb im Gebüsch liegen, obwohl ich wusste, dass ich gefahrlos aufstehen konnte – aber ich vermochte mich nicht zu rühren.

Was sollte ich tun? Ich brauchte den Schlüssel aus Jecks Tasche, um Thadd und Duncan zu befreien. An den Schlüssel würde ich erst herankommen, wenn ich den Palast zurückerobert hatte. Ohne Thadds und Duncans Hilfe konnte ich aber den Palast nicht erobern. Ein enger Kreis, in einen eisernen Ring eingeschlossen.

»Warum, bei allen Schohgruben, regnet es eigentlich nicht?«, flüsterte ich. Bedrückt ließ ich den Blick auf den Bruchstücken von Thadds Statue ruhen. Sie war wunderschön gewesen. Ich erinnerte mich deutlich an den liebevoll nachgezeichneten Schwung ihres Nackens und die anmutige Linie, die er ihrem Kleid verliehen hatte. Garrett hatte das Kunstwerk unrettbar zerstört, ehe seine Klinge gebrochen war. Thadd arbeitete eben mit Marmor, und sein Werkzeug war stärker als Garretts Schwert.

Thadds Werkzeug?, dachte ich, und mein Blick huschte zu dem Wagen.

Langsam kroch in ein Stück rückwärts und setzte mich

auf. Thadds Werkzeug lag gewiss noch unter der Bank. Und seine Meißel und Hämmer könnten vielleicht ein Schloss aufbrechen ...

Banner spürte meine Aufregung, stand auf und wedelte mit dem Schwanz. Ich blickte zu den Mauern des Palastes und stellte mir wachsame Augen vor. Ich würde es riskieren müssen, meine Deckung zu verlassen. Vielleicht war es inzwischen dunkel genug.

Ich befahl Banner zu bleiben und schlich mich an die Terrasse heran. Hinter den dornigen Ranken einer hochgewachsenen Kletterrose hielt ich inne, um mich zu sammeln. Aus dieser Nähe wirkte die Verstümmelung von Thadds Werk niederschmetternd.

Steinsplitter und Sägespäne waren über den Boden verstreut. Ich holte tief Luft und rannte zum Wagen. Ich stellte mich auf die Speichen des Vorderrads und griff unter die Kutschbank. Blind tastete meine Hand im Dunkeln herum. Ein leises Seufzen entfuhr mir, als ich das in Stoff gerollte Bündel fand und zu mir heranzog, um es dann mit beiden Händen vom Wagen zu heben.

Es war schwer, und ich drückte es fest an mich, während ich wieder in Deckung hastete. »Banner«, flüsterte ich. Ehe ich bis drei zählen konnte, war er mit seinem fröhlichen, breitbeinigen Gang wieder bei mir. Er schob mir die Nase in die Hand und wollte gelobt werden – er war beinahe so aufgereggt wie vorhin, als ich von der Mauer gefallen und wieder in seiner Welt gelandet war. »Braver Junge, Banner«, sagte ich und hielt die Werkzeuge fest umklammert, während ich ihn abwehrte.

Ich würde mir etwas überlegen müssen, denn er würde nirgends lange bleiben, wenn ich außer Sicht geriet. Irgendwann würde er sich auf die Suche nach mir machen, und sein auffälliges Verhalten würde Jeck schnurstracks

zu mir führen. Ich brauchte eine Ablenkung für den treuen Hund. Ein Lächeln zupfte an meinen Mundwinkeln. Die Küche lag auf dem Weg zur Wachkaserne.

»Komm mit«, sagte ich, tätschelte ihn und setzte mich mit neuer Zielstrebigkeit in Bewegung. »Wir holen dir jetzt einen wohlverdienten Knochen.«

32

Komm, Banner«, flüsterte ich und schlich mich die Hecke entlang. Der riesige Hund lief neben mir her und freute sich sichtlich darüber, dass es weiterging. Banners Knochen würde ein wenig warten müssen, weil ich vor der Küchentür zwei Wachen entdeckt hatte. Anscheinend nahm Jeck mich jetzt wirklich ernst.

Während ich mich von einer Deckung zur nächsten, von Bäumen zu Mauern zu Felsen fortbewegte, hörte ich hin und wieder einen Ruf, wenn ein Schwein oder Schaf die Aufmerksamkeit eines Wächters erregt hatte. Dass Vieh im Park und in den Gärten herumlief, war ein unerwarteter Vorteil. Das durfte ich nicht vergessen.

Die leisen Schritte zweier Männer ließen mich mit pochendem Herzen erstarren. Ich zischte Banner zu, mir zu folgen, wich hastig von dem mit Sägespänen bedeckten Pfad ab und duckte mich an die Grundmauer des Palastes. Banner knurrte, und ich zwang ihn, sich hinzulegen. Ich wagte kaum zu atmen, als zwei Männer keinen Steinwurf entfernt vorbeigingen. Mit langsamem, vorsichtigen Bewegungen überprüfte ich meinen Haarknoten und verzog das Gesicht, als Thadds Werkzeug schepperte. Kavenlows drei Metallpfeile waren kalt und zwischen den Knochennadeln deutlich zu spüren.

»Stellt zusätzliche Wachen an der Außenmauer auf«, hörte ich Jecks angespannte, leise Stimme sagen und erschauerte ängstlich. »Bis der Mond aufgeht, wird es so dunkel sein, dass sie über die Mauer steigen könnte.« Er blickte in Richtung der Stadt, die von hier aus nicht zu sehen war. »Haben die Gardisten, die nicht für den Wachdienst eingeteilt sind, schon mit der Durchsuchung des Palastes begonnen?«

»Jawohl, Hauptmann«, sagte der zweite Mann. »Verteufeltes Mädchen. Soll ich die Wachen bei der Prinzessin verdoppeln?«

»Ja, und die bei Prinz Garrett ebenso. Sorgt dafür, dass er möglichst in seinem Zimmer bleibt.« Jecks Stimme wurde leiser, als die Männer weitergingen. Erleichtert atmete ich auf und tätschelte Banner. Vor Aufregung kribbelte es mich bis in die Zehenspitzen. Mein Herzschlag verlangsamte sich, als sich wieder nächtliche Stille ausbreitete.

Ich stand auf und blickte zum Wohnquartier der Garde hinüber: ein einstöckiges Gebäude mitten auf einer offenen Fläche. Darunter lagen die Zellen, aus der Erde geegraben und mit Stein vermauert. Ich hatte einmal eine als Spielhaus bezogen und erinnerte mich daran, dass sie trocken gewesen war und nach Erde gerochen hatte. Die Wachen zogen den bedauernswerten Gardisten, den ich für dieses Spiel als meinen »Ehemann« verpflichtet hatte, bis heute damit auf. Meine Wangen brannten beim Gedanken daran, wie unschuldig schamlos ich damals gewesen war.

Ich schlich die letzten Schritte bis zum Rand der Wiese. Ab hier gab es kein Versteck mehr, und selbst im Dunkeln war es eine beängstigende Vorstellung, diese offene Fläche überqueren zu müssen. Ich schlug ein ge-

lassenes, gleichmäßiges Tempo an und ging den mit Sägespänen bestreuten Pfad entlang, als gehörte ich hierher. Man würde Banner und mich entdecken – oder eben nicht. Ein Zittern erwachte in meinen Beinen, und das Schwindelgefühl, das gleichzeitig aufkam, sagte mir, dass ich meine durch das Gift erworbenen Fähigkeiten allzu sehr beanspruchte, um unbemerkt zu bleiben. Die Wirkung des Pfeils von vorhin ließ so schnell nach?

Vor Anspannung hatte ich einen Knoten im Magen, bis ich endlich den Fuß auf die breite, überdachte Vordertreppe setzte. Mit angehaltenem Atem blieb ich im offenen Eingang stehen und wartete auf die Aufforderung, mich zu erkennen zu geben. Nichts. Besorgt blickte ich zu Banner zurück, der sich beim Geruch von Garretts Wachen ängstlich geduckt hatte. Ich konnte ihn nicht mitnehmen. »Bleib«, sagte ich bestimmt und rückte vorsichtig einen Schritt von ihm ab. Er winselte. Ich nahm seinen schweren Unterkiefer in beide Hände und beugte mich dicht über sein Gesicht. »Bleib«, sagte ich erneut und schüttelte sacht seinen Kopf. Mir wurde schwindlig, aber er ließ sich nieder und blieb an der Tür sitzen.

Ich konnte wieder klar sehen und richtete mich unsicher auf.

Sollte ich meine Fähigkeiten verstärken und es Jeck damit leichter machen, mich bewusstlos zu schießen, falls er mich fand, oder sollte ich möglichst wenig Gift im Körper haben und mich auf mein Glück verlassen? Ich hatte das Gefühl, dass diese Frage alle Spieler irgendwann quälte, und meine Finger fuhren an den Haarknoten und zählten, was mir noch blieb. Es waren nicht genug Pfeile, um mich sicher zu fühlen, und da Banner offenbar geneigt war, brav an seinem Platz zu bleiben, wiederholte ich das Kommando noch einmal besonders

streng und ging dann hinein. Solange er dort saß, würde ich zumindest gewarnt sein, falls jemand durch die Tür kam.

Die Treppe zu den Zellen lag im Aufenthaltsraum mitten im Gebäude. Auf dem Weg dorthin musste ich an zwanzig offenen Stockbetten vorbei. Aber es war niemand da. Alle suchten nach mir. Leider war ich mir ziemlich sicher, dass die Situation unten im Kerker anders aussehen würde.

Mir sträubten sich die Härchen im Nacken, während ich durch den offenen Kasernenraum lief, das Blasrohr schussbereit. Als ich endlich die Treppe erreichte, zitterte ich. Unwillkürlich rümpfte ich die Nase über den widerlichen Gestank, der aus der Öffnung heraufstieg. Am oberen Treppenabsatz hätten zwei Wachen stehen sollen, doch den murmelnden Stimmen nach zu schließen, hatten sie sich leichtsinnigerweise unten zu den anderen gesellt.

Ich nahm meine Mütze ab und stopfte sie mir hinten in den Hosenbund, ehe ich mich in die Dunkelheit hinabschlich. Nur ein schwacher Schimmer wies mir den Weg. An den Öllampen waren die Dochte zu kurz eingestellt, und sie qualmten. Ich legte meine Tasche auf der untersten Stufe ab. Mit zitternder Hand überprüfte ich meine Pfeile und zog einen weiteren heraus. Als ich an der ersten Zelle vorbeikam, hörte ich jemanden nach Luft schnappen.

»Nein«, formte ich erschrocken mit den Lippen, als sich ein schmuddeliges Gesicht an die vom Boden bis zur Decke reichenden Gitterstäbe presste. Ich schüttelte den Kopf und ertappte mich überrascht dabei, dass ich die Aufregung im Blick des Gardisten mit einem Grinsen erwiderte. Ich erkannte ihn. Weitere Männer bemerkten mich, hielten aber still, um mich nicht zu verraten.

Ich blickte den dunklen Gang entlang zu der offenen, hell erleuchteten Kammer von Garretts Wachen. »Zwei neue Männer?«, fragte ich den Soldaten vor mir. »Sind sie hier?«

»In der Th-elle gegenüber vom Th-ich«, lispelte er absichtlich, damit die Zischlaute nicht zu den Wachen drangen.

Am liebsten hätte ich mir die Nase zugehalten, so sehr stank der Mann. Der Geruch war übler als eine Schohgrube im Sommer. »Kavenlow?«, fragte ich, doch meine Hoffnung zerschlug sich, als er den Kopf schüttelte.

»Der Mithdever Hund th-agt, Ihr th-eid ein Bettlerkind, ein Wech-elbalg. Wuthte doch, dath er lügt.«

Ich schlug die Augen nieder. »Er hat die Wahrheit gesagt«, gestand ich. »Aber die wahre Thronerbin ist hier.« Ich biss mir auf die Lippe, und seine schockierte Miene tat mir weh. »Ich versuche, Euch zu befreien. Seid bereit.«

Er nickte und wich aus dem schwachen Lichtschein zurück. Ich hörte den Hauch eines Flüsterns und spürte, wie sich eine Atmosphäre gezielter Aufregung ausbreitete. Die Nachricht von meiner Anwesenheit kam schneller voran als ich selbst, und begierige, hoffnungsvolle Blicke aus stummen Gesichtern verfolgten meine Schritte.

Auf leisen Sohlen schlich ich mich voran, bis ich so nah an den Wachen war, dass sie mich sehen mussten, falls einer von dem Würfelspiel aufblickte. Ich verzog das Gesicht, denn ich zählte sechs Mann. Sie wirkten besonders groß, da sie sich in einem Raum drängten, der für vier gedacht war. Meine Chancen, sie alle auszuschalten, standen sehr schlecht. Entmutigt ließ ich die Schultern hängen, doch aus einer Zelle hob sich ermunternd ein Arm, und ich schöpfte neue Kraft.

Zitternd duckte ich mich hinter der Ecke. Der Grund dafür, dass die Wachen mich nicht bemerkt hatten, war offensichtlich und empörend. Die Zellen hätten hell erleuchtet sein müssen, damit sich niemand in den Schatten verbergen konnte. Dass ich unentdeckt so nah an die Wachstube herankommen konnte, war ungeheuerlich, Magie hin oder her. Thadd und Duncan hatte ich noch nicht entdeckt, und meine Angst um die beiden vervielfachte sich.

Drei Wachen saßen auf Stühlen, zwei auf der Tischkante, und der letzte stand. Er warf zwei Würfel, und raues Lob erhob sich. Dass sie alle auf engem Raum zusammengepfercht waren, konnte vielleicht ein Vorteil sein. Sie würden sich gegenseitig behindern, wenn sie sich auf mich stürzen wollten, und mir damit die Zeit verschaffen, die ich brauchte, bis das Gift wirkte. Garrett mochte es gelungen sein, mit derart unerfahrenen Soldaten den Palast einzunehmen, aber ihn mit diesen Leuten halten zu wollen, war ein Scherz. Offensichtlich hatte sein Vater ihm nur seine schlechtesten Männer mitgegeben.

Mit angehaltenem Atem zog ich fünf weitere Pfeile aus meinem Haar und hatte nun sechs in der Hand und einen im Blasrohr. Unerfahren mochten sie sein, aber sie waren groß, kräftig und bewaffnet. Ich spürte, wie die Männer meines Vaters alle gemeinsam den Atem anhielten, als ich den ersten Pfeil abschoss.

»Au«, rief ein Wächter und schlug sich unter dem Tisch auf die Wade. »Verdammte Flöhe.«

Der zweite Pfeil war schon unterwegs, als er die Nadel herauszog und hochhielt, so dass alle sie sehen konnten.

Der dritte traf einen Soldaten in den Nacken, und erst jetzt erkannten sie, dass sie angegriffen wurden.

Der vierte Pfeil bohrte sich in die Brust des Mannes, der auf mich zeigte.

Meine Augen weiteten sich, als alle sechs auf die Füße sprangen. »Das ist sie!«, rief einer. Ich geriet in Panik und konnte mich nicht mehr erinnern, ob ich ihn schon getroffen hatte, also schoss ich einen Pfeil auf ihn ab. Meine kostbaren Augenblicke der Verwirrung waren vorüber. Keiner der Männer war gefallen. Einer, vielleicht sogar zwei waren noch nicht vergiftet.

Es wurde dunkel im Gang, als sie sich vor die Lampen schoben. Verängstigt richtete ich mich auf. Ich stopfte einen Pfeil falsch herum ins Blasrohr und stach mich daran. Ich ließ ihn fallen, zog eine beinerne Nadel aus meinem Haar und rammte sie dem Gardisten, der mich am Arm packte, direkt in die Brust.

»Prinzessin!«, schrie jemand. In Panik zerrte ich an den Fingern des Mannes, der mich gepackt hielt. Ich stolperte, als ein Costenopolier Gardist den Arm durch das Gitter streckte und den Angreifer nach hinten riss. Japsend schwankte ich rückwärts, bis ich mit dem Kopf gegen eine Wand knallte. Sterne flackerten vor meinen Augen auf. Der Schmerz in meinem Kopf raubte mir den Atem.

Ich kämpfte darum, bei Bewusstsein und auf den Beinen zu bleiben, und sah, wie sich der Wächter, der mich gepackt hatte, stöhnend am Boden krümmte. Ich befühlte meinen Hinterkopf und fand eine Beule, aber kein Blut.

Ein einzelner Mann stand noch, die leeren Hände hoch erhoben. Er hatte Angst und war kaum alt genug, um einen Bart zu tragen. »Du«, keuchte ich und rang nach Luft. »Stell dich mit dem Rücken ans Gitter, so dass meine Männer dich greifen können.« Die Augen des jungen Soldaten weiteten sich, und ich wedelte drohend mit

meinem leeren Blasrohr. »Ich kann dich von hier aus erledigen«, sagte ich. »Stell dich ans Gitter.«

Mit kalkweißem Gesicht gehorchte er, und ein haarseriger Arm schnellte eifrig hervor, schlang sich um seinen Hals und presste ihn rücklings an die Gitterstäbe. Meine Schultern sanken erleichtert herab. Ich hatte es geschafft.

»Sie hat es geschafft!«, jubelte jemand gedämpft.

»Duncan?« rief ich und fand ihn in einer Zelle, wo er sich mit offenem Mund ans Gitter drückte.

»Er hat den Schlüssel!«, sagte Duncan und zeigte mit blutverschmierter Hand auf einen Gardisten. »Der hat den Zellenschlüssel. Aber den Schlüssel für die Fußschellen hat Hauptmann Jeck.« Er krümmte sich vor Schmerz und stützte einen Arm mit dem anderen ab. Eine Hälfte seines Gesichts war angeschwollen und voller Blutergüsse. »Lass uns hier, Tess. Wie können zwar heraus, aber was nützen wir dir mit diesen Dingern?« Er wackelte mit einem Fuß, so dass die Schellen und Ketten an seinen Fußgelenken klirrten.

Ich bahnte mir zwischen den zuckend am Boden liegenden Wachen hindurch vorsichtig einen Weg zu Thadd. Der Bildhauer saß da wie ein Häuflein Elend, offensichtlich überzeugt davon, dass er seine Liebste im Stich gelassen hatte. »Steh auf«, flüsterte ich. »Ich glaube, ich kann euch die Schellen abnehmen. Und du hast recht, Duncan. Ich habe eure Hilfe tatsächlich gebraucht. Wenn ihr nicht gewesen wärt, hätte ich es nicht über die Mauer geschafft.«

»Aber wir haben keinen Schlüssel für die Schellen«, protestierte Duncan, als ich in die Hocke ging und die Kleidung des Gardisten nach dem Zellenschlüssel absuchte.

Ich grinste, als ich das aufgeregte Raunen meiner Gardisten hörte. »Aber ich habe Thadds Werkzeug dabei.«

Thadd hob den Kopf, und Hoffnung flackerte in seinen hohlen Augen auf. »Du hast meine Meiβel?«, fragte er und streckte die Hand durch das Gitter.

»Und deinen Hammer.« Ich machte einen großen Schritt über einen sich windenden Wächter hinweg und steckte den Schlüssel in das einfache Zellenschloss. Die Tür schwang auf. Das Licht fiel nun ohne die Schatten der Gitterstäbe auf die beiden Männer. »Kannst du die Schellen aufbrechen?«

»Ich versuche es.« Er schlurfte wie ein junger Bär aus der Zelle heraus und schob mit dem Fuß einen der Gardisten beiseite. Ich rannte zurück zur Treppe, um sein Werkzeug zu holen. Duncan drückte sich neben dem Tisch herum und beobachtete nervös, wie ich Thadd das Bündel brachte. Stumm musterte ich Duncans Blutergüsse, und mir wurde übel. In der kurzen Zeit, seit er abgeführt worden war, hatten sie ihn wegen dieses trotzigen Funkelns in seinen Augen so zugerichtet.

Metall klapperte, als Thadd den größten Meiβel auswählte, und zog meine Aufmerksamkeit wieder auf ihn. Ich war hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, zuzusehen, und den gedämpften Rufen der Männer in den Zellen. Auch sie trugen Fußeisen, doch ich konnte sie zumindest herauslassen. Thadd schwang einen Fuß an der langen Kette auf den Tisch und setzte den Meiβel an.

Ich schloss die erste Zellentür auf, als ein scharfes Scheppern zu hören war. Thadd sagte nichts, und ich reichte den Schlüssel an den ersten Gardisten weiter, der herauskam, und kehrte an den Tisch zurück. Mit konzentriert gerunzelter Stirn rückte Thadd den Meiβel am Schloss der Fußfessel zurecht und hob erneut den Hammer. Seine Muskeln spannten sich, und mit Kraft und ungeheurer Präzision ließ er den Hammer herabsausen.

»Schoh!«, rief er aus, als der Meiβel vom Metall abglitt und eine klaffende Wunde in sein Bein riss.

»Du hast es geschafft!«, flüsterte Duncan laut, und hinter uns erhob sich aufgeregtes Gemurmel.

»Ja, aber sieh dir an, was ich mit meinem Bein gemacht habe.« Thadd zog die Schelle von seinem Fuß und schwang den anderen auf den Tisch. Er begann, auf den zweiten metallenen Ring einzuhämmern.

Die Costenopolier Wachen blinzelten im helleren Licht, als sie unter leisem Klinnen aus ihren Zellen kamen. Ihr Lächeln war grimmig, aber aufrichtig. Ohne große Absprachen schleppten sie die fünf bewusstlosen Wächter und den verängstigten Jungen in eine Zelle und schlossen sie ein. Die Stimmung hier unten im Kerker war umgeschlagen.

»Ich hab's«, sagte Thadd, und ein scharfer Knall von Metall auf Metall brach die Spannung. Es hörte sich anders an. »Heilige Glöckchen«, fluchte er. »Mein Meiβel ist zerbrochen.« Thadd richtete sich auf. Mit hoffnungsvollem Blick warf er seine Fesseln in die leere Zelle. »Duncan?«, sagte er, und dieser hob vorsichtig das Bein an und legte es auf den Tisch, wobei er vor Schmerz den Atem anhielt. Den linken Arm gebrauchte er gar nicht, sondern hielt ihn an die Brust gedrückt. Sein Gesicht wirkte abgebrämt, und Blutergüsse lugten auch unter seinem Hemd hervor. Garrett war ein Tier.

Während zwei Costenopolier Gardisten oben an der Treppe Position bezogen, sahen wir übrigen mit schwinder Hoffnung zu, wie Thadd nacheinander jeden seiner Meiβel zerbrach. »Es tut mir leid, Duncan«, sagte der Bildhauer, als der letzte mittendurch splitterte. »Ich hätte deine zuerst öffnen sollen.«

Ernst blickte ich in den Kreis entschlossener Gesich-

ter. Sie waren hungrig. Sie waren tapfer. Sie stanken. Und sie würden alles für mich tun. »Dann nehmen wir den Palast eben in Fußschellen wieder ein«, sagte ich.

Duncan wurde ganz still. Er hob mit einer fließenden Bewegung den Kopf und richtete den überraschend intensiven Blick seiner braunen Augen auf mich. Seine Lippen waren schmal. »Thadd, gib mir den letzten Meißel.«

»Er ist zerbrochen.« Thadd drückte ihm trotzdem den Griff in die Hand. »Er taugt nichts mehr.«

Duncan schwieg drei Herzschläge lang. Sein Gesicht, das bewusst nichts preisgab, erschütterte mich. Er hatte mir zuvor nur gezeigt, was er wollte – jetzt würde ich mehr sehen. Ein Funken glühte in mir auf, noch heißer als unser Kuss. Als er bemerkte, wie mir der Atem stockte, nickte er kaum merklich, als gebe er mir recht.

Ein Gardist lachte schnaubend, als Duncan den Meißel sorgfältig in die Öffnung des Schlosses setzte. Er runzelte die Stirn, drehte das Metall hin und her und hielt es in einem seltsamen Winkel fest. »Haarnadel«, flüsterte er. Sein Blick war auf das rostige Schloss an seinem Bein gerichtet, und seine Stimme verlangte Gehorsam.

Ich tastete hastig an meinem Knoten herum und reichte ihm eine Haarnadel – ohne Gift, eine ganz gewöhnliche Nadel. Das Haar fiel mir nun beinahe über die Ohren, und ich steckte Kavenlows metallene Pfeile so zurecht, dass sie es besser hielten.

»Meinst du, er schafft es?«, hörte ich jemanden rauen.

»Sieh dir seine Hände an«, entgegnete ein anderer. »Er ist ein Dieb, so sicher, wie Schohgruben stinken!«

»Ich bin kein Dieb«, widersprach Duncan und stieß hörbar den Atem aus, als das Schloss mit einem Klicken

aufsprang. »Ich bin Falschspieler.« Er blickte mit gesenktem Kopf zu mir auf. »Das ist ein Unterschied.«

»Du hast es geschafft!«, rief Thadd aus, und Duncan warf die Fußschellen beiseite.

Duncan nickte, doch sein Blick blieb auf mich geheftet. Die Wachen drängten sich um ihn, doch ich konnte den Blick nicht abwenden. Ich sah ihn in seinen dreckigen Kleidern und mit dicken Bartstoppeln da stehen, den übel zugerichteten Körper seltsam gekrümmmt, um dem Schmerz auszuweichen, und meine Knie fühlten sich an wie aus Wasser. Die Hitze unseres Kusses durchströmte mich. Er war nicht der, für den ich ihn gehalten hatte.
Gott steh mir bei. Was fühlte ich da nur?

»Prinzessin«, sagte ein Gardist, und ich riss den Blick von Duncan los. »Wir haben gehört, wie Prinz Garretts Männer die Kaserne verlassen haben. Was ist passiert?«

Ich blinzelte, als ich Resh erkannte, den Hauptmann der Garde meines Vaters. »Ich erobere den Palast zurück«, erklärte ich. »Wisst Ihr, wo Kavenlow festgehalten wird?«

»Nein. Ich werde ihn suchen. Ihr bleibt hier.« Er bedeutete zweien seiner Männer, zu meinem Schutz zurückzubleiben.

»Nein«, sagte ich. »Ich bin nicht die Prinzessin. Und ich werde nicht hierbleiben, wenn ich etwas tun kann.«

»Prinzessin ...«, begann er und verstummte, als ich ihn stirnrunzelnd ansah. Alte Gewohnheiten waren schwer abzulegen.

»Ich kann nicht warten, bis ihr alle frei seid«, erklärte ich. »Prinzessin Contessa braucht mich. Nehmt Ihr den Palast ein. Thadd und ich werden dafür sorgen, dass Prinz Garrett nicht mit ihr entkommt.« Er runzelte die Brauen, und ich funkelte ihn an. »Solange Ihr noch diese

Schellen tragt, könnt Ihr mich wohl kaum daran hindern, Hauptmann Resh«, sagte ich und winkte Thadd, mir zu folgen.

Der Mann zögerte, und ich nutzte seine Verwirrung, um mich auf den Weg zu machen.

»Du bekommst sie doch frei?«, fragte ich, und Duncan blickte von einer Fessel auf. Das Glitzern in seinen Augen erschreckte mich. Darin lag das gerissene Wissen, dass ich sein harmloses Äußeres durchschaut und einen Blick auf den wahren Mann dahinter erhascht hatte – und dass ich mich trotz Stoppeln und Schmutz zu ihm hingezogen fühlte. *Rettet mich vor mir selbst*, dachte ich. Dass ich mächtige Männer so begehrswert fand, würde noch mein Tod sein, wenn Jeck dem nicht zuvorkam.

»Rette die Prinzessin, Tess«, sagte er, und bei seinem Blick wurde mir unerwartet warm. »Ich kümmere mich hierum.«

Wir verloren einander aus den Augen, als Thadd mir den Uniformrock des kleinsten Misdever Gardisten reichte. Ich schlüpfte hinein und fand den Geruch ebenso scheußlich wie die Tatsache, dass die Jacke mir fast bis zu den Knien reichte. Thadd wirkte verängstigt, aber fest entschlossen in seiner geliehenen Misdever Jacke. Seine Füße steckten in irgendjemandes Stiefeln, und er humpelte nur leicht. Obwohl er nicht viel größer war als ich, fühlte ich mich neben seiner muskulösen, massigen Gestalt geborgen. Trotz seines früheren Misstrauens mir gegenüber war ich nun sicher, dass er sein Leben für mich opfern würde, wenn er glaubte, Contessa dadurch helfen zu können.

Ich marschierte zwischen den Gardisten meines Vaters hindurch zur Treppe und fragte mich, ob mich jemals irgendjemand so lieben würde.

33

Langsamer«, keuchte ich, als Thadd auf die Tür zustrebte, die sich als helleres Rechteck in der dunklen Baracke abhob. »Und blick dich nicht ständig um«, fügte ich hinzu. »Lass die Schultern locker hängen und schwing die Arme mit. Du siehst aus, als könnte dir jeden Augenblick jemand vom Himmel herab auf den Kopf fallen.«

Thadd verlangsamte seine Schritte, und ich holte ihn ein. »Entschuldige, Tess«, sagte er mit schleppender, bedrückter Stimme. »Ich kann das nicht so gut.«

»Doch, du kannst das«, ermunterte ich ihn und dachte im Stillen, dass ich auch nicht sonderlich viel Übung im Erobern hatte. Thadd sagte nichts, packte aber den schweren Hammer noch fester. Mein Herz schlug schneller, als wir uns dem Eingang näherten, und ich versuchte, nach draußen zu spähen. Ein wüstes Knurren ließ uns innehalten. Mein Schreck verflog, als ich Banner erkannnte.

»Gott steh uns bei«, flüsterte Thadd, packte mich am Arm und schob mich hinter sich in Sicherheit, als sich Banners mächtige Silhouette auf der Schwelle erhob.
»Was zum Teufel ist das für ein Ungeheuer?«

»Banner«, sagte ich eher zu dem Hund denn zu Thadd.
»Das ist mein Hund. Bleib hier.«

Thadd nickte unsicher, und ich trat zu dem aufgeregten Tier. Es dauerte ein Weilchen, aber mit gutem Zureden und festem Beharren auf Gehorsam nahm Banner schließlich Thadd als jemanden an, dessen Nähe toleriert werden konnte. Es half nicht gerade, dass wir beide in unseren Jacken wie Misdever Gardisten stanken.

»Ich weiß nicht, wie wir zu Contessa durchkommen sollen«, sagte Thadd und tätschelte Banner sehr vorsichtig. »Sie suchen nach uns. Und nimm es mir nicht übel, Tess, aber du siehst nicht aus wie ein Gardist. Du siehst nicht einmal aus wie ein Mann.«

»Danke sehr«, erwiderte ich aufrichtig und spähte nach draußen. Ich fühlte mich unwohl in Duncans Hose, und meine geborgte Uniformjacke stank so fürchterlich nach Schweiß, dass sie vermutlich seit dem Webstuhl nicht mehr gewaschen worden war. »Aber wenn wir es in den Palast schaffen, kann ich uns ungesehen in meine Gemächer bringen.«

»Was ist mit den Wachen vor ihrer Tür?«, protestierte er.

Ich setzte mich langsam in Bewegung. Ich hatte mich schon so oft aus meinem Zimmer hinaus- und wieder hineingeschlichen, dass der Stein unter meinem Fenster glatt geschliffen war. »Auch an denen komme ich vorbei«, sagte ich und bedeutete Thadd, mir zu folgen.

Auf dem Weg zur Küche sahen wir niemanden. Die meisten Wachen auf den Mauern hatten Fackeln, und sie waren so weit weg, dass wir uns um sie nicht zu sorgen brauchten. Bei den Stallungen herrschte hell erleuchteter Aufruhr. Ich hörte ein Pferd schrill wiehern und runzelte die Stirn. Das klang wie Tuck.

Die Wachen standen immer noch an der Küchentür, als Thadd und ich uns in der Nähe versteckten. Danach zu schließen, wie oft sie sich die Finger ableckten, aßen sie etwas Klebriges. Ich schüttelte verächtlich den Kopf über die Qualität von Garretts Männern. Sie fielen nach einem kurzen Augenblick der Verwirrung, jeder von einem Pfeil getroffen. Thadd und ich schleiften die zuckenden Männer in eine dunkle Ecke.

»Was willst du mit ihnen machen?«, fragte Thadd, dessen Stimme stärker zitterte als seine kräftigen Hände. Ich wusste, dass ich mich auf ihn verlassen konnte, aber er sah aus, als könnte er jeden Augenblick die Nerven verlieren.

Banner hatte den Schwanz eingezogen und wirkte angriffslustig und furchtsam zugleich. Das war eine gefährliche Kombination. Ich nahm meine Tasche ab und holte das Seil heraus. »Fessle sie und leg sie in eine der Feuergruben«, sagte ich und schnitt mit dem Messer Seilstücke von brauchbarer Länge ab. »Ich komme gleich wieder.«

»Tess«, protestierte er, doch ich stand schon an der Küchentür. Ich lugte hinein und fand sie leer vor. Ein Kessel Wasser dampfte über dem Feuer, und auf einem Tisch warteten mehrere geköpfte Hühner. Garrett bekam aber gewiss bessere Speisen, und im Müllfass entdeckte ich einen Knochen mit reichlich Fleisch daran. *Davon wird Banner sich eine Woche lang nicht weg bewegen*, dachte ich befriedigt.

Leiser Gesang ließ mich wieder aufblicken. Da kam jemand. Erschrocken blickte ich zur Tür. Zu weit weg. Ich flüchtete mich in eine Nische neben der Speisekammer und presste mich geduckt an die Wand. Der Gesang wurde lauter, und ein Mann trat ein. Mein Herz hämmerte. »Bleib, wo du bist, Thadd«, flüsterte ich. »Bitte, bleib draußen.«

»O-o-oh, ich muss nicht auf der Mauer wachen«, sang der Mann aus voller Kehle und furchtbar schief. »Und auch nicht meine Stiefel putzen. Ich muss nur die Hühnchen ausnehm' und sie für die Suppe rupfen.«

»So ein Unsinn«, brummte ich. »Und das reimt sich nicht einmal.« Es war der Misdever Gardist, den man zum Koch gemacht hatte. Offenbar genoss er seinen neu-

en Posten, bei dem er Hühnchen statt Männer aufspießen durfte. Ich verzog müde und gereizt das Gesicht, als er eine spontane Ballade über die Wärme von Eingeweiden an den Fingern in einer kalten Nacht anstimmte. »Den Mann könnt ihr für immer vom Schlachtfeld nehmen ...«, hauchte ich.

Ich spähte um die Ecke und sah den ehemaligen Soldaten in der Schürze, der zufrieden ein Hühnchen in heißes Wasser tauchte, um es zu rupfen. »Kurt!« drang ein schwacher Ruf anscheinend aus dem Bankettsaal herüber, und der Koch blickte auf. »Der Kanzler will Wasser!«

Kavenlow!, dachte ich gespannt. Sie hielten ihn im Bankettsaal fest?

Der Gardist summte fröhlich. »Wasser für den Kanzler, bringt mich nicht in Not. Lieber bin ich Koch als ein Soldat und dann bald tot.«

Ich duckte mich unentschlossen, als der Koch mit einem Krug hinausging. Ich wollte Kavenlow sehen, aber wenn ich Thadd noch länger allein ließ, würde er sich ebenso sicher auf die Suche nach mir machen wie Banner. Aus dem Bankettsaal drang Hohngelächter herüber, und ich fragte mich, was sie mit Kavenlow anstellen mochten. Besorgt ließ ich den Blick durch die leere Küche schweifen und rannte dann mit dem Knochen in der Hand zur Gartentür.

»He!«, rief der Koch, und ich fuhr mit heißen Wangen herum. Er stellte seinen Krug an der Tür hin und wischte sich die Hände an der schmutzigen Schürze ab. »Bist du nicht die –«

»Putzen reimt sich nicht auf rupfen.« Ich hob das Blasrohr an die Lippen und pustete kräftig.

Er runzelte die Stirn, als ihn der Pfeil seitlich in den

Hals traf. »Du kleine Hure«, sagte er, zog ihn heraus und machte einen Schritt. Dann breitete sich ein gequälter Ausdruck über sein Gesicht. Er stöhnte und griff sich an die Schulter. Ich stieß den angehaltenen Atem aus, als er umkippte und das Bewusstsein verlor, noch ehe er auf dem Boden aufschlug. Mit hämmerndem Herzen beobachtete ich ihn. Er zuckte nicht einmal. Hoffentlich war er nicht tot.

Banner winselte an der offenen Tür. Thadd stand neben ihm, bleicher, als ich mich fühlte. Mit wackeligen Knien blickte ich vom leeren Durchgang ins Speisezimmer zu dem niedergestreckten Koch. Niemand kam herbeigelaufen. Niemand hatte etwas gehört. »Komm schon«, zischte ich und packte den Koch bei den Armen. »Hilf mir, ihn rauszuschaffen.«

Thadd schleifte den Mann mit den Füßen voran nach draußen, und ich gab Banner seinen Knochen. Der riesige Hund ließ sich auf der Stelle damit nieder und begann zu nagen. Ich folgte Thadd zu den Feuergruben und half ihm, den Gardisten zu fesseln und ihn mit einem Lumpen zu knebeln. Thadd schob den bewusstlosen Koch auf die anderen in der Grube, und ich zog die Abdeckung darüber.

»Banner, komm«, lockte ich den riesigen Hund und ließ ihn sich auf den Grubendeckel setzen. »Bleib.« Banners Schwanz klopfte hohl auf die hölzerne Abdeckung, und er legte sich wieder hin. Er interessierte sich mehr für den Knochen als für mein Lob. Ich war sicher, dass er liegen bleiben würde, und wenn man den Koch und die beiden Wachen vermisste, würden Garretts Männer es nicht wagen, das ausgehungerte Tier, das sie gequält hatten, beim Fressen zu stören.

Thadd nahm mich beim Arm, als ich auf die Tür zu-

ging. »Hier«, sagte er und hielt mir einen Gürtel mit einem Schwert daran hin.

Ich starrte auf die lange Klinge, die mir nicht gefiel. »Ich kann damit nicht umgehen«, protestierte ich leise.

»Dann tu eben so«, sagte er, legte mir den Gürtel um und runzelte die Stirn, weil er kein Loch fand, das für meine Taillenweite gepasst hätte. »Und hier hast du dein Messer«, fügte er hinzu, und ich nahm es ein wenig zitterig an. Das gefiel mir nicht. Das gefiel mir gar nicht.

Ausgestattet mit einer Waffe, die ich nicht führen konnte, betrat ich die Küche und schlich an dem kochenden Wasser vorbei. »Warte hier«, flüsterte ich. »Ich will nach Kavenlow sehen.«

»Was soll ich tun, wenn jemand hereinkommt?«

»Ihm den Hammer auf den Kopf schlagen?«, riet ich ihm, und er blickte entsetzt darauf hinab, als hätte er den Hammer noch nie in diesem Licht gesehen.

Ich schob mich langsam in das kleine, dunkle Speisezimmer vor. Mein Blick huschte zu dem Wandbehang, der mir das Leben gerettet hatte. Ich schluckte schwer, als ich feststellte, dass davon nichts mehr übrig war als drei Ringe und ein Fetzen Stoff. Auf einem Schemel in dem offenen Kamin stand ein Spiel Diebe und Könige. Meine Wangen brannten, als ich erkannte, dass dies die Partie war, die ich Jeck auf dem Tisch im Wirtshaus hinterlassen hatte. Entschlossen trat ich an das Brett und machte einen Zug mit meinem Dieb. Es blieben noch einige Züge, aber im Grunde war das Spiel vorbei. Sein König gehörte mir. Das war unklug. Ich wusste ohne jeden Zweifel, dass ich später dafür bezahlen würde. Aber ich konnte nicht anders.

Echos einer Unterhaltung drangen aus dem Bankettsaal herüber. Der Saal war hell erleuchtet, und das

Rechteck aus Licht, das durch die Tür fiel, reichte bis zu meinen Füßen. Ich schlich weiter und spähte durch den Durchgang. Bekümmert presste ich eine Hand vor den Mund.

Kavenlow lag in Ketten mitten im Saal auf dem Boden. Das Kinn war ihm auf die Brust gesunken. Er rührte sich nicht, auch als ich ihm aus voller Seele meinen Wunsch sandte, er möge den Kopf wenden und mich sehen. Er war von Wachen umgeben, die lässig an den Wänden lehnten. Und er war tropfnass. Mein Entsetzen schlug in Zorn um. Wie konnten sie ihn so behandeln? Ihn in Ketten auf dem Boden liegen lassen!

Doch dann erkannte ich Jecks Absicht dahinter. Mitten im Raum blieb Kavenlow so gut wie nichts, womit er sich die Flucht hätte ermöglichen können. Schlimmer noch, wenn ich ihm helfen wollte, musste ich mich zeigen. Allein der Versuch, seine Aufmerksamkeit zu erregen, könnte schon zu meiner Entdeckung führen. Aber wenn Duncan mit einem abgebrochenen Meißel und einer Haarnadel Schlosser knacken konnte, war ich ziemlich sicher, dass Kavenlow das mit zwei guten, im Feuer gehärteten stählernen Pfeilspitzen auch gelingen würde. Ich hatte einen leeren Pfeil aus den Kerkern mitgenommen. Und ihn mit dem Inhalt des zweiten zu vergiften, würde ihn gewiss nicht in Gefahr bringen, denn er konnte seit Tagen keinen Kontakt mehr zu Pfeilgift gehabt haben. Vielleicht half ihm die Dosis sogar, zu entkommen.

Es fühlte sich köstlich verboten an, auf meinen Lehrmeister anzulegen. Er zuckte zusammen, als der erste Pfeil ihn in den Oberschenkel traf, und hielt sich in gespannter Erwartung bereit. Ich setzte den zweiten unmittelbar daneben, und Kavenlow sank wieder in sich zusammen. Ich wartete ab, bis ich sicher war, dass er nicht

das Bewusstsein verloren hatte. Die Wachen unterhielten sich weiter darüber, ob sie sich mehr Lampen bringen lassen sollten. Kavenlow schob vorsichtig die Hand am Bein hinab und zog die Pfeile heraus. Sie verschwanden sofort in seiner Hand. Ich lächelte, als nun beide Hände langsam zu den Fußschellen vorrückten. Ich hatte jetzt nur noch einen beinernen und einen metallenen Pfeil übrig, aber Kavenlow freizubekommen, war mir hundert Pfeile wert.

»Viel Glück, Kavenlow«, hauchte ich, als ich ging – ich wusste, dass er keinen Blick zu mir herüber riskieren würde.

Von neuer und vermutlich nicht gerechtfertigter Zuvorsicht erfüllt, zog ich mich in die Küche zurück. »Hier entlang«, sagte ich, und Thadd setzte sich schwerfällig in Bewegung. Ich wusste es zu schätzen, dass er keine Fragen stellte. Für einen so starken jungen Mann sah er sehr verängstigt aus.

Ich konnte mich nicht entscheiden, ob ich von Deckung zu Deckung schleichen oder auf meine schlechte Kostümierung vertrauen und offen durch die Flure marschieren sollte. Wir taten ein wenig von beidem. So gelangten wir zwei Stockwerke höher, wobei wir manchmal aus der Ferne gesehen, aber von niemandem angehalten wurden. Manche Flure waren gänzlich unbeleuchtet, und ich runzelte die Stirn. Wenn Garrett nicht einmal einen Palast führen konnte, wie wollte er dann ein Königreich regieren?

»Nein«, sagte Thadd und hielt mich am Fuß der Treppe im zweiten Stock zurück. »Ich habe sie vom Park aus gesehen. Sie ist auf diesem Stockwerk.«

Ich zog an seinem Ärmel, als ich schlurfende Schritte näher kommen hörte. »Komm schon!«, flehte ich, doch

ebenso gut hätte ich versuchen können, einen Baum vom Fleck zu bewegen. »Mein altes Kinderzimmer liegt ein Stockwerk darüber. Von dort aus können wir uns mit dem Seil hinablassen«, erklärte ich, und er ließ sich von mir die Treppe emporziehen. Mein Herz hämmerte, als wir den nächsten dunklen Treppenabsatz erreichten. Wir hatten es gerade so geschafft.

»Heda!«, rief eine Männerstimme von unten. »Wart ihr schon oben im Turm?«

Ich sah Thadd an und geriet beinahe in Panik. »Antworte ihm«, raunte ich, und das Herz schlug mir bis zum Hals.

»Äh, nein«, sagte Thadd und ließ seine Stimme noch tiefer klingen als sonst. »Wir sollen den dritten Stock noch einmal überprüfen. Äh ...« Er zögerte. »Noch keine Spur von ihr?«

»Ach was«, sagte der Mann und stellte einen Fuß auf die unterste Stufe. »Die ist nicht hier. Ich hätte heute Abend Ausgang haben sollen, stattdessen muss ich jetzt nach einem verdammten Weibsbild suchen, mit dem ich mich dann nicht mal amüsieren darf.« Er zog schnaubend die Nase hoch und spie auf den Boden.

Thadd rückte einen Schritt weiter in die Dunkelheit vor. »So ein Pech.«

Ich behielt die beiden Wachen dort unten im Auge, wich in den Schatten zurück und versuchte vor allem, meine Tasche zu verbergen. Das trübe Licht machte es ihnen schwer, uns zu erkennen. Mein Schwert fühlte sich sehr schwer an, das Messer drückte sich kalt gegen meinen Rücken. Ich befürchtete meine Peitsche. Sie hatte einen unverkennbaren Knall, und ich wollte sie nicht benutzen.

Der erste Wächter stand missmutig da und starnte zu uns herauf. »Hauptmann Jeck ist verrückt geworden.

Habt ihr schon gehört, dass er diesen Kanzler von sechs Männern bewachen lässt? Warum durchkämmen *die* nicht den Palast? Der alte Mann ist so lammfromm, dass man ihm nur zu sagen bräuchte, er soll sich nicht von der Stelle rühren.« Der übellaunige Gardist entriss seinem Kameraden die Lampe und stapfte von dannen. »Komm schon, Wilk. Je schneller wir fertig sind, desto eher kriegen wir was zu essen. Aber es wird wohl nicht viel geben, weil ja alle nach einem *verfluchten Weib* suchen!«

Die letzten Worte schrie er zornig heraus, und ich schluckte schwer, als sie durch die Flure hallten. Der andere Wächter winkte uns zu und eilte fröhlich hinter seinem mürrischen Kameraden her. Besänftigend versuchte er, ihm zu erklären, dass der Hauptmann schon wisse, was er tat, und wenn sich der Kanzler unter schwerer Bewachung mitten in einem leeren Saal befindet, dann gebe es gewiss einen Grund dafür. Thadd und ich stießen gleichzeitig den angehaltenen Atem aus.

Thadds Hände zitterten, als er den Griff des Hammers in seiner Hand zurechtrückte. Ich nahm seinen Arm, als suchte ich Schutz bei ihm, und er richtete sich auf. »Danke, Thadd«, sagte ich. »Ich glaube, du hast mir gerade das Leben gerettet.« Er sagte nichts, doch sein nächster Atemzug klang zittrig.

Wir liefen weiter. Ein schiefes Lächeln breitete sich über mein Gesicht, als wir die Tür zu meinem alten Kinderzimmer erreichten. Ich strich über eine Scharte im Türrahmen. Die hatte ich mit neun Jahren ins Holz geschlagen, mit einem Schwert, als ich Drachentöter gespielt hatte. Niemand hatte den großen, fehlenden Holzsplitter je erwähnt. Und der Gardist, den ich beinahe enthauptet hätte, hatte wohl auch niemandem Bericht erstattet.

»Hier?«, flüsterte Thadd. Er blickte zum Ende des Flurs voraus, wo zwei Wachen in einem kleinen Kreis aus Fackelschein standen. Sie unterhielten sich und blickten uns entgegen.

»Ja, die Tür ist es. Wink ihnen zu, ehe wir reingehen«, sagte ich, und Thadd winkte.

Ich schob die Tür auf und sog den vertrauten Geruch nach alten Polstern in der erdrückenden Dunkelheit ein. Meine Mutter hatte den Raum beinahe in ein Nähzimmer verwandelt. Ich hatte meine zweite, inoffizielle Zimmertür nicht verlieren wollen und protestiert, der Raum sollte für meine eigenen Kinder unverändert bleiben. Das Herz wurde mir schwer, und ich schob diese Erinnerung beiseite. Kinder, die ich niemals bekommen konnte. Kinder, die sie niemals sehen würde.

In fast völliger Dunkelheit verbarrikadierte Thadd die Tür mit seinem Schwert. Er sah sich um und schob noch die schwere Wickelkommode davor. Das war nicht viel, aber ich fühlte mich besser. Er trat an das größte Fenster und öffnete die Läden. Ein kühler Wind strich mir durchs Haar. Der Mond würde bald aufgehen. »Können wir von hier aus zu ihr gelangen?«, fragte er und beugte sich hinaus.

»Ja.« Ich legte meine Tasche auf den zu niedrigen Tisch und holte das Seil mit den Knoten heraus. Ich trat ans westlichste Fenster, schob die Läden auf und blickte hinunter. Links unter mir lockte das Fenster meines Salons als hell erleuchtetes Rechteck.

»Gut«, flüsterte ich. Angespannt trat ich an die hölzerne Klappe in der Wand, hinter der ein Schacht zur Küche hin abfiel. Ein Kasten war darin an einem Flaschenzug befestigt gewesen, und ich war damit hinauf- und hinuntergefahren, bis Kavenlow dahintergekommen war und

den Kasten hatte entfernen lassen. Ich klemmte das Ende des Seils hinter den eisernen Haken, mit dem die Klappe verschlossen wurde, und zog es durch, bis einer der Knoten stecken blieb. Ich zog kräftig am Seil, und der Knoten rutschte durch. Ich runzelte die Stirn und hoffte, dass die Knoten kein Problem darstellen würden. Normalerweise rutschte ich am doppelt geführten Seil herunter und zog dann ein Ende hier oben heraus, sobald ich mein Zimmer erreicht hatte. Mit den Knoten könnte das schwierig werden. Ich warf Thadd einen besorgten Blick zu, zog das restliche Seil durch, bis es doppelt lag, knotete die Enden zusammen und ließ es über das Fensterbrett hinunter.

Thadd wirkte unsicher. »Das wird doch halten?«, fragte er, und ich nickte und zog kräftig daran. Immer noch nicht überzeugt, legte er den Hammer weg und stemmte sich in das doppelte Seil, als wollte er ein schweres Netz aus dem Wasser ziehen.

Ein Rütteln an der Tür ließ uns hochfahren. Thadd griff nach seinem Hammer. Wir starnten einander an, zu erschrocken, um zu sprechen. »He«, rief eine schwache Stimme. »Braucht ihr Hilfe da drin?«

»Du zuerst«, flüsterte Thadd und sagte dann laut: »Die Tür klemmt!«

Ich nickte ihm zu und schob mich über das Fensterbrett. Das Schwert klatschte gegen mein Bein, und da seines die Tür verbarrikadierte, reichte ich es ihm. Aufregung packte mich, als ich die Beine über das Fensterbrett schwang. An der Rosenterrasse und den Stallungen waren Lichter zu sehen. Mir stockte der Atem, als ich Jecks Silhouette vor einem großen Feuer zu erkennen glaubte, an der Stelle, wo zuvor der Gärtnergeschuppen gestanden hatte. Ich rutschte hinunter, schneller als gewöhnlich, dank der Knoten und Duncans Hose.

»Beeil dich, Tess«, drängte Thadd flüsternd und beugte sich aus dem Fenster. »Ich fürchte, sie glauben mir nicht.«

Ich schluckte, drehte mich wieder zu den kalten Steinen um und ließ mich auf den steinernen Sims vor meinem Salon herab. Niemand war darin. Nicht einmal eine Wache. Zuversichtlich schwang ich das Bein über das Fensterbrett und ließ mich auf den Boden fallen. Dann lauschte ich mit angehaltenem Atem. Nichts.

Ich richtete mich auf, als das Seil vom Fensterbrett glitt und wieder frei aus dem Kinderzimmerfenster hing. Ich spähte hinaus und sah, dass Thadd bereits unterwegs war. Zumindest waren die Wachen noch nicht ins Kinderzimmer vorgedrungen. Ein zartes Schniefen aus meinem Schlafgemach erregte meine Aufmerksamkeit.

»Contessa?«, flüsterte ich und fuhr entsetzt zurück, als an ihrer Stelle ein alter Gardist mit gezücktem Schwert aus meinem Schlafzimmer geschossen kam. Einen Herzschlag lang starnten wir einander an.

Ich griff nach meinem Blasrohr. Er holte Luft, um Alarm zu geben. Ich zielte auf seinen Hals und traf ihn haargenau. Dann wich ich ans Fenster zurück und schob den letzten metallenen Pfeil ins Blasrohr. Nun hatte ich nichts mehr übrig. Er würde um Hilfe rufen, ehe die Wirkung des Giftes einsetzte. Ich hatte versagt.

Ein dumpfer Schlag war zu hören, und der Mann stöhnte. Er verdrehte die Augen und schwankte. Hinter ihm, eine Kaminschaufel hoch über einer Schulter erhoben, stand die blosse, verängstigte Contessa.

Ich stürzte vor, um den Mann aufzufangen. Jeglicher Lärm würde die Wachen auf dem Flur alarmieren. Er war schwer, und es gelang mir nur, seinen Sturz zu verzögern. Gemeinsam gingen wir zu Boden. Es presste mir

die Luft aus der Lunge, als er auf mich fiel, und ich versuchte verzweifelt, ihn von mir zu schieben. Mein Blasrohr fiel mir aus der Hand und verschwand in den Falten des Teppichs.

»Tess!«, flüsterte die Prinzessin, legte die Schaufel weg und zerrte an dem Gardisten. »Bist du verletzt? Was tust du hier? Garrett will dich umbringen! Er ist vollkommen verrückt!«

»Ist das der Einzige?«, japste ich und rutschte mühsam halb unter ihm hervor.

»Der Einzige hier drin.« Ihre Augen waren weit aufgerissen, ihre Wangen gerötet. »Vor der Tür stehen noch drei«, sagte sie atemlos. »Vogelfedern! Du bist ja wie ein Mann gekleidet!« Sie berührte ihr Haar, und in ihren Augen stand die stumme Frage nach meiner neuen Haarfarbe.

Sie schnappte nach Luft, als eine Bewegung am Fenster ihre Aufmerksamkeit erregte. Die Liebe, die plötzlich aus ihren Augen leuchtete, ließ ihr Gesicht erstrahlen. Jubel, Hoffnung und Sehnsucht vermischten sich, und sie bot einen Anblick, als sei ihre Statue im Wintergarten lebendig geworden. Ohne mich umzudrehen, wusste ich, dass Thadd am Fenster erschienen war. Schmerz durchfuhr mich. Ich durfte niemanden lieben. Wenn mir jemand etwas bedeutete, würden sie das gegen mich einsetzen.

»Thadd!«, rief sie gedämpft, schluchzte auf und eilte ihm entgegen. Ich musste mich allein unter dem Gardisten hervorkämpfen. Ich sah nicht hin und redete mir ein, dass ich den beiden einen ungestörten Augenblick gönnen wollte, doch in Wahrheit hätte es einfach zu wehgetan.

»Ich dachte schon, ich würde dich nie wiedersehen«, sagte Thadd leise. »Hat er dir etwas getan? Geht es dir gut?«

Ich versuchte, ihr tränenreiches Geflüster zu ignorieren, kroch zu den Seilenden und löste mühsam den Knoten. Ich musste das Seil oben aus dem Haken ziehen, ehe die Wachen ins Kinderzimmer vordrangen und dem Seil nach unten folgten.

Als Thadd sah, was ich tat, legte er Contessa beide Hände auf die Schultern und drückte sie entschlossen auf meinen Diwan. Sie blieb stumm sitzen und ließ ihren Tränen freien Lauf. Er zückte sein Messer und durchtrennte das Seil. Es schnalzte durch die Luft. Ich wich zurück, als Thadd kräftig an einem Ende zog. Das Seil zauderte, dann rutschte es weiter. Wieder blieb es hängen, und Thadds Muskeln schwollen an.

»Das Seil!«, drang ein Ruf zu uns herab. »Pack das Seil!«

Verzweifelt griff ich nach dem Seil, um Thadd zu helfen, doch der zog daran, als hing der Himmel selbst am anderen Ende, und wäre beinahe zu Boden gestürzt, als das Seil endlich nachgab. Es flog am Fenster vorbei und hing nun bis zum Boden hinab.

Die Wachen im Kinderzimmer riefen aus dem Fenster. Es würde nicht lange dauern, bis sie dahinterkamen, in welchen Raum wir uns abgeseilt hatten. Dann würden sie hier vor der Tür stehen.

Mit hämmерndem Herzen eilte ich zur Tür und legte vorsichtig den Riegel vor. Gut geölt und lautlos glitt er ins Schloss. Jeck hatte gewiss den Schlüssel, aber so verschaffte ich uns noch ein paar Augenblicke.

»Wir müssen zum Fenster hinaus, Contessa«, sagte Thadd und band das Ende des Seils um ein Bein des Diwans. Seine Augen waren weit aufgerissen, und seine kräftigen Hände zitterten. »Es ist nicht tief.«

»Tess geht zuerst«, erklärte sie.

»Lauft zum Kerker«, sagte ich zu Thadd und ignorierte sie. »Dort seid ihr sicher.«

Thadd nahm sie auf die Arme und setzte sie aufs Fensterbrett. Die Prinzessin warf ihm einen finsternen Blick zu und schob seine massige Gestalt mit dem Zeigefinger beiseite. »Du kommst auch mit«, sagte sie streng zu mir.

Ich warf einen Blick zur Tür. Jeck würde jeden Augenblick hereinplatzen, da war ich ganz sicher. »Ich habe gesagt, dass ich Garrett töten würde, und das habe ich auch vor«, erwiderte ich und hielt ihr mein Messer hin. Sie brauchte eine Waffe, und ich hatte ja noch einen Pfeil – irgendwo hier. »Nimm das und verschwinde.«

Sie reckte störrisch das Kinn. »Du wirst diesen Mann nicht töten, nicht einmal um unserer Eltern willen. Damit würdest du einen Krieg anzetteln, das weißt du genau. Du bleibst jetzt bei uns, bis wir die äußeren Garnisonen befreit und den Palast zurückerobert haben.«

»Wenn ich unsere Armee hätte einsetzen wollen, hätte ich die Garnisonen schon vor zehn Tagen befreit«, entgegnete ich scharf. »Ich kann den Palast jetzt gleich zurückerobern, durch den Tod eines einzelnen Mannes. Raus mit euch.«

»Bitte, Contessa«, flehte Thadd, der die mächtigen Hände hilflos zu Fäusten ballte und wieder öffnete. »Es war so schwer, dich zu erreichen. Bitte verdirb nicht alles mit deiner Sturheit.«

Ihre Augen blitzten auf, und rote Flecken traten auf ihre Wangen. »Ich befehle es dir als dein Staatsoberhaupt«, sagte sie »Du wirst nicht versuchen, den Palast zu erobern. Du wirst mit uns fliehen.«

Ich funkelte sie an. *Wer ist sie eigentlich, dass sie mir Befehle erteilt?* Hinter ihr zappelte Thadd nervös herum.

»Sag es einfach«, formte er mit den Lippen und sah mich flehentlich an.

Ich rang mit meinem Stolz und zügelte meinen Zorn. »Ich folge euch«, sagte ich, und Thadd entspannte sich sichtlich. *Wenn ich hier fertig bin*, fügte ich im Stillen hinzu.

Sie warf mir mit gerunzelter Stirn einen argwöhnischen Blick zu und wog meine Worte gegen meinen trotzigen Blick ab. Ihr Gesichtsausdruck hätte an mir ärgerlich gewirkt. Auf ihrem Gesicht sah er entzückend aus.

Ein leiser Wortwechsel auf dem Flur erregte unsere Aufmerksamkeit. Ich erkannte Garretts Stimme, und mein Magen krampfte sich zusammen.

»Schnell, Contessa«, sagte Thadd, als am Türgriff gerüttelt wurde. »Wenn nicht um deinetwillen, dann für dein Königreich.«

Das hätte ich selbst nicht besser ausdrücken können. Der Protest der Prinzessin wich der Angst, als das Rütteln in ein Hämmern überging. Sie schwang das zweite Bein über das Fensterbrett und schaute zum dunklen Boden hinab. Sie warf mir einen letzten Blick zu, senkte dann den Kopf und ließ sich hinab.

»Ich komme nicht mit. Bring ihr das«, sagte ich und drückte ihm mein Messer in die Hand.

»Danke«, erwiderte Thadd. Dann war auch er verschwunden.

Besorgt sah ich zu, wie sie hinabrutschten, und bekam einen furchtbaren Schrecken, als ich glaubte, Jeck von dem Feuer weglauen zu sehen. Er hatte die Wachen an meinem Kinderzimmerfenster wohl endlich gehört.

Die Unterhaltung auf dem Flur setzte sich fort, Garrett bellte Fragen und erhielt knappe Antworten. Das bleiche

Gesicht der Prinzessin erschien als heller Fleck unter mir, als sie aufblickte. Thadd erreichte den Boden, packte sie am Arm und rannte mit ihr davon. Lautlos löste ich den Knoten vom Diwan und ließ das Seil aus dem Fenster gleiten. Ich würde nirgendwohin gehen.

34

Das Geräusch meines Türschlosses, das sich öffnete, ließ mich herumfahren. Garrett hatte den Schlüssel? Aber ich war noch nicht bereit! Einen Moment lang dachte ich daran, aus dem Fenster zu springen, aber ich wusste, dass das vermutlich mein Tod sein würde. Ich hatte meine Chance vertan und geriet in Panik, als die Tür aufging und ein Stück hell erleuchteter Flur und Garretts Schulter in der Öffnung erschienen.

»Ich sage euch, was ihr zu tun habt, nicht dieser verfluchte Narr von einem Hauptmann«, erklärte er bissig. Er stand mit dem Rücken zu mir in der offenen Tür. »Es genügt, wenn einer von euch mit mir da drin ist. Ihr übrigens bleibt draußen.«

Er drehte sich um. Unsere Blicke trafen sich. Überraschung ließ seine angenehmen Züge erstarren, dann breitete sich langsam ein tückisches Lächeln über sein Gesicht. *Schohgruben*, dachte ich, doch Garrett sagte kein Wort zu den Wachen draußen, sondern trat über die Schwelle und schob selbstsicher mit einer Hand die Tür zu. Der Riegel rastete ein. Er griff hinter sich, schloss zusätzlich ab und steckte den Schlüssel in seine Tasche.

Meine Finger zuckten und wollten nach dem fehlenden Blasrohr greifen. Ich wagte es nicht einmal, den

Blick zu senken und danach zu suchen. Mein Herz raste. So hatte ich das nicht geplant.

»Ach, wie reizend«, sagte er, als sein Blick auf den Gardisten auf meinem Salonteppich fiel. »Ist er tot?«

»Nein.« Ich wischte einen Schritt zurück. Wo zum Teufel war mein Blasrohr?

»Die Prinzessin?«, fragte er und trat vor, so dass der Abstand zwischen uns gleich blieb.

»Fort.«

Er nickte, als wäre diese Neuigkeit weder überraschend noch Besorgnis erregend. »Das rote Haar gefällt mir. Und eine Hose?« Er begaffte mich, als sei ich nackt, und so fühlte ich mich auch. »Ich denke, ich werde dich immer so kleiden. Wir werden so viel Spaß miteinander haben, kleines Spielzeug.«

»Ihr habt verloren, Garrett«, sagte ich mit aufgesetzter Kühnheit. »Die Prinzessin ist geflohen. Mich könnt Ihr nicht heiraten. Die Stadt kennt jetzt die Wahrheit. Oder zumindest einen Teil davon.«

Er schüttelte den Kopf, und sein überhebliches Lächeln geriet keinen Moment lang ins Wanken. »Weshalb sollte ich ein Hurenbalg heiraten, wenn ich eine schöne Frau von königlichem Geblüt haben kann? Sie wird nicht weit kommen.«

Meine Knie fühlten sich an wie nasse Lappen. Wo war mein Blasrohr? Ich hatte nur noch diesen einen Pfeil, aber es war einer aus Metall, der doppelt so viel Gift enthielt; für Garrett würde das reichen. Ich wischte unauffällig weiter zurück, um mir Platz zu verschaffen, während ich an dem Knoten nestelte, mit dem die Peitsche festgebunden war.

»Was soll ich tun? Ach, was denn nur?«, höhnte Garrett mit einer Singsang-Stimme. Er trat vor, bis er mit

dem Stiefel an den gefallenen Gardisten stieß. »Soll ich um Hilfe rufen oder dich gleich selbst töten?« Sein Kiefer spannte sich, und er griff nach seinem Schwert. »Ach, ich glaube, ich töte dich lieber selbst.«

Ich dachte daran, wie ich ihn mit seiner Wertlosigkeit verhöhnt hatte, und wünschte, ich könnte diesen Spott zurücknehmen. Das Geräusch der metallenen Klinge, die aus der Scheide glitt, lähmte mich. Ich blieb stehen wie erstarrt. Er hatte meine Eltern getötet. Mich konnte er ebenso leicht töten. Wo war mein Blasrohr?

Garrett machte einen Schritt zur Seite und setzte mit großer Geste den Fuß auf den Boden. Das Geräusch von splitterndem Holz durchfuhr mich wie ein körperlicher Schmerz. Mein Blasrohr. »O weh«, sagte er und zermaulte es mit dem Absatz. »Entschuldigung. Das gehörte dir, nicht wahr?«

Völlig unerwartet holte er tief Luft, hob das Schwert hoch über den Kopf und stieß es wie einen Speer in den hilflos daliegenden Gardisten.

»Nein!«, schrie ich und streckte die Arme nach ihm aus. Der Mann war zwar bewusstlos, stöhnte aber dennoch, als sein Bauch durchbohrt wurde. Ohne den Blick von mir abzuwenden, drehte und zerrte Garrett sein Schwert aus seinem Unterleib. Ich schlug mir entsetzt die Hand vor den Mund, als das Blut des Gardisten auf meinen Teppich strömte. Ein starker Gestank nach Galle stieg zu mir empor, und ich würgte.

»Prinz Garrett?«, drang es dumpf vom Flur herein.

»Bleibt draußen!«, schrie Garrett die verschlossene Tür an. Seine Augen wirkten wild, das Blau besonders leuchtend vor seinem blonden Haar. »Ich töte jeden, der versucht, durch diese Tür zu kommen!« Er lauschte einen Herzschlag lang und warf dann mit einer Kopfbewegung

sein Haar zurück. Aus dem Flur war eine gedämpfte Auseinandersetzung zu hören. »Zeugen erinnern sich doch nie richtig«, bemerkte er ruhig.

»Niemand verdient es, so zu sterben«, sagte ich mit zitternder Stimme.

»Ich erwarte von einer *Gemeinen* nicht, dass sie das versteht.«

Seine spitzen Bemerkungen über meine niedere Geburt waren mir gleichgültig. Falls er gehofft hatte, mich damit ärgern zu können, hatte er sich geirrt.

Ohne unseren Blickkontakt zu unterbrechen, ging Garret in die Knie und hob das Schwert des Toten auf. Er schleuderte es in mein Schlafgemach, weit außerhalb meiner Reichweite, und trat über den Gardisten hinweg. Mein Herz pochte, ich schüttelte die Peitsche aus, und ein Schauer überlief mich beim gleitenden Flüstern der Schnur auf dem Boden.

Er hielt nachdenklich inne. »Du kannst damit nicht umgehen.«

Ich fuhr mir mit der Zunge über die Lippen, fand aber nicht genug Speichel, um zu schlucken. »Natürlich nicht.«

Seine Haltung wurde locker, und er lachte. »Dummes Weib. Du bist schon so gut wie tot. Ich habe alles. Die Prinzessin ist sehr leicht formbar. Ich brauche nur ein unschuldiges Leben zu bedrohen, und schon tut sie, was ich will.« Er lächelte und leckte sich anzüglich die Oberlippe. »Alles.«

Zorn flackerte durch meine Angst hindurch auf. »Ihr werdet sie nicht anrühren.«

»O doch«, sagte er und betrachtete meine zitternde Hand. »Ich werde sie anrühren, wo und wie es mir gefällt.«

Er stürzte sich auf mich. In Panik holte ich mit der Peitsche aus, und die lange Übung ließ mich sofort feste-
ren Stand einnehmen. Mein Muskeln folgten dem ver-
trauten Ablauf von allein. Der scharfe Knall fühlte sich
an wie ein Schock. Ich erstarrte, als Garrett aufschrie und
rückwärtstaumelte. Er stolperte, fiel aber nicht. Er richte-
te sich wieder auf, befuhrte seinen Kiefer und sah Blut an
seiner Hand.

»Du kleine Schlampe!«, brüllte er, und seine rasende
Wut entstellte ihn. »Du hast mich geschlagen!«

»Es tut mir leid«, erwiederte ich mit schriller, verzwei-
felter Stimme. Das war das Dümmste, was ich je im Le-
ben gesagt hatte. Aber ich hatte auch noch nie jemanden
geschlagen. »Bleibt zurück! Kommt ja nicht näher.«

»Niemand schlägt mich!« Er ballte die Hände zu Fäu-
sten und biss die Zähne zusammen. Blut troff von seinem
Kiefer, und er trat einen Schritt auf mich zu. Ich streckte
warnend die freie Hand aus, doch es war der Lärm
schwerer Schritte auf dem Flur, der ihn innehaltend ließ.

»Sie ist da drin!«, brüllte einer der herbeigeeilten Gar-
disten.

Ich hielt den Atem an, um nicht in Ohnmacht zu fal-
len, als Garrett sich nach der Tür umblickte.

»Die falsche Prinzessin!«, rief der Mann draußen. »Sie
haben sich vom oberen Stockwerk abgesetzt. Sie ist da
drin.«

»Aber Prinz Garrett ist in diesem Zimmer!«, erwiederte
ein Wächter entsetzt.

Garrett runzelte ärgerlich die Stirn. »Bleibt draußen!«,
brüllte er, ohne den Blick von mir abzuwenden. »Hier ist
niemand außer mir ... und meiner Liebsten.«

Schweigen, gefolgt vom Raunen eines hektischen, ge-
dämpften Wortwechsels.

»Hauptmann Jeck!«, rief jemand auf dem Flur erleichtert aus, und Garretts ebenmäßiges Gesicht verzerrte sich vor rasender Wut. »Dem Allmächtigen sei Dank, dass Ihr da seid.«

Ich hielt Garretts Blick stand, als das Poltern von Jecks schnellen Schritten vom Befehl des Hauptmanns übertönt wurde: »Die Tür aufbrechen! Schnell!«

Die Tür erbebte unter einem donnernden Schlag. Unter krachendem Splittern verrutschte der Türrahmen. Garretts Gesicht nahm einen zornigen Ausdruck an. »Verflucht soll er sein, dieser Bauer«, knurrte er. Er wischte sich das Blut vom Unterkiefer und brüllte durch die Tür: »Der Mann, der Hauptmann Jeck in dieses Zimmer lässt, wird gevierteilt. Und alle eure Köpfe stecken morgen früh auf der Mauer. Tötet ihn!«

Im Flur herrschte Totenstille. Ich stellte mir vor, wie nervöse Blicke gewechselt wurden. Wenn ich mich nicht irrte, waren sie zu acht gegen ihren Hauptmann. Nicht einmal ein Spieler konnte acht Männer mit Schwertern besiegen. Die Stille endete mit einem wütenden Aufschrei und dem Klingen von Klingen.

Garrett straffte die Schultern und lächelte zuversichtlich. Mein blutiger Treffer hob sich leuchtend rot von seiner sommersprossigen Haut ab. »Mein ehemaliger Hauptmann wusste eben nie zu schätzen, wie kostbar die Zeit ist, die Mann und Frau allein miteinander verbringen«, höhnte er, wobei er die Stimme heben musste, um den Kampflärm im Flur zu übertönen. »Andauernd unterbricht er mich. Also, wo waren wir gleich? Ach ja.«

Ich wich zurück, als er mit drei schnellen Schritten den Raum durchquerte. Wieder ließ ich die Peitsche vorschicken. Sie traf ihn am Arm und zerfetzte sein Hemd. Er biss die Zähne zusammen, schwang meinem nächsten

Schlag das Schwert entgegen, und meine Peitsche schlängelte sich um sein Handgelenk.

»Das ist der Nachteil an Peitschen«, grollte er. »Sie wirken nur bei Tieren und Feiglingen!« Er packte meine Peitschenschnur und riss daran.

Ein Aufschrei entfuhr mir. Ich ließ die Peitsche fallen, damit er mich nicht zu sich zerrte. Rote Flecken erschienen auf seinen Wangen, und er bleckte die Zähne. »Komm hierher«, sagte er und schleuderte die Peitsche in eine Ecke. Ich stürzte mich auf mein zerstörtes Blasrohr. Neben dem toten Gardisten fiel ich auf die Knie und tastete zwischen den Holzsplittern nach Metall. Als ich den Atem ausstieß, klang es wie ein Schluchzen.

»Steh auf, damit ich dich vernünftig töten kann.« Garrett packte mich an der Schulter und riss mich hoch.

Ich warf mich herum und versuchte, mich ihm zu entwinden. Den Blick fest auf sein blutiges Schwert geheftet, tastete ich blindlings auf dem Frisiertisch hinter mir nach irgendetwas Nützlichem. Fläschchen klapperten und kullerten davon. Er holte mit dem Schwertarm aus, und seine Augen glänzten fiebrig.

»Lasst mich los!«, schrie ich. Meine Finger schlossen sich um einen Parfümflakon. Ich packte ihn und schlug zu. Meine geschlossene Faust traf Garrett ins Gesicht. Er lockerte leicht den Griff und wich ein Stückchen zurück. Sein Gesicht nahm einen Ausdruck entrüsteter Überraschung an. Ich schleuderte den Flakon nach ihm. Er duckte sich. Das Glasfläschchen zersprang auf dem Boden. Fliederduft übertünchte den Gestank nach Blut und Galle des toten Gardisten. Garrett befühlte seinen Kiefer, und sein Blick wurde mörderisch.

»Hure!«, brüllte er über das laute Poltern an der Tür hinweg.

Schräg hinter ihm auf dem Boden sah ich Metall zwischen den Überresten meines Blasrohrs schimmern. Ich stürzte mich darauf. Meine Finger tasteten hastig zwischen den Splittern umher. Ich sog scharf den Atem ein, als ich den metallenen Pfeil fand – er war noch ganz. Ich richtete mich auf die Knie auf und verbarg den Pfeil in der Faust.

Mit einem donnernden Krachen gab der Riegel an meiner Tür nach. Ich riss den Kopf hoch. Die Tür knallte gegen die Wand. Jeck stand auf der Schwelle. Seine Miene war zornig, das Kinn entschlossen gereckt. Hinter ihm wanden sich mehrere Leiber am Boden. Noch während ich hinsah, sackte ein Gardist an der Wand zusammen, rutschte daran herunter und blieb neben seinen Kameraden liegen. Jeck hatte die Männer als Rammbock benutzt.

Meine Angst verlieh mir Kraft. Ich hechtete zum Fenster. Jeck durfte mich nicht erwischen! Ich würde den Sturz riskieren.

»Ich habe doch gesagt, Ihr sollt draußen bleiben!«, fauchte Garrett.

»Nein!«, rief Jeck. »Prinz Garrett! Weg von ihr!«

Eine Hand packte mich an der Schulter und riss mich herum. Garrett presste mich rücklings an seine Brust und schlängelte den Arm um meinen Hals. Ich packte sein Handgelenk und versuchte, seinen Griff zu lockern, damit ich atmen konnte. Er zerrte mich rückwärts mit sich an die Wand. Sein keuchender Atem drang in mein Ohr. Sein Schwert wurde an meine Seite gedrückt. Ich schloss die Augen und erinnerte mich an das Geräusch, mit dem die Kleidung des Gardisten unter diesem Schwert zerrissen war. Beim Gedanken an das Messer, das meiner Mutter über die Kehle fuhr, stiegen mir Tränen in die Augen.

»Ich werde sie töten, Hauptmann!«, brüllte Garrett, und ich riss die Augen auf. »Hinaus mit Euch, damit ich Euch nicht auch noch töten muss.«

Jeck zögerte, offenbar unentschlossen. Hinter ihm im Flur wurde das leise Stöhnen zu lauterem Hilferufen. Mein Puls raste. Keuchend streckte ich zwei Finger, um Jeck den Pfeil zu zeigen, den ich an Prinz Garretts Arm hielt. Ein Lächeln breitete sich über mein Gesicht, als Jeck ihn sah und seine Miene versteinerte.

»Wärt Ihr wohl so gütig, die Tür zu schließen?«, bat ich, scheinbar Garretts Gefangene, doch in Wirklichkeit war es genau andersherum. »Sonst stirbt er auf der Stelle.«

Garrett lachte und quetschte mir den Hals, bis es schmerzte. Ich biss die Zähne zusammen, und meine Finger zitterten so stark, dass ich ihn beinahe stach.

»Wartet«, sagte Jeck und hob die Hand. »Ich habe eine Idee.«

Garrett, der die Gefahr immer noch nicht erkannte, schnaubte höhnisch. »Ich bezahle Euch nicht fürs Denken, Hauptmann«, sagte er. »Sie ist jetzt nichts mehr wert, außer für meinen Stolz, und der will sie tot sehen.«

»Die Tür?«, wiederholte ich ruhig, obwohl ich innerlich zitterte.

Ohne den Blick von mir abzuwenden, schob Jeck den Fuß eines Gardisten aus dem Weg und schloss die Tür.

»Verbarrikadiert sie mit Eurem Schwert«, sagte ich, »und dann geht ein paar Schritte davon weg.« Er gehorchte.

Der Druck auf meinen Hals ließ ein wenig nach. »Was zum Teufel tut Ihr da?«, fragte er Jeck. »Raus mit Euch! Raus, oder ich lasse Euch als Aufständischen hängen. Die Prinzessin ist aus dem Palast entkommen. Geht und holt sie zurück, falls Ihr glaubt, dazu fähig zu sein.«

Jeck runzelte die Stirn und strich sich mit einer in Leder gehüllten Hand über den Bart. »Ihr macht es mir wirklich schwer, mich dafür zu rechtfertigen, dass ich Euch am Leben erhalte, Prinz Garrett.«

»Wer soll mich schon töten?«, rief Garrett, und sein Atem bewegte mein Haar. »Ich bin derjenige mit dem Schwert!«

Jeck kniff die Augen zusammen. »Ihr seid derjenige mit dem Giftpfeil an der Pulsader – Ihr Narr.«

Garrett schnappte erschrocken nach Luft. Er spannte die Muskeln, um beiseitezuweichen, und ich packte seinen Arm so fest, dass meine Fingerknöchel weiß wurden.

»Röhrt Euch nicht«, flüsterte ich, und der Geruch seiner Angst vermengte sich mit dem Fliederduft und dem Gestank des toten Gardisten. »Lasst das Schwert fallen.«

»Lass die Nadel fallen, Hafenhure«, sagte Garrett. »Oder ich durchbohre dich auf der Stelle.«

Jeck schüttelte den Kopf. »Das ist mein Schwert, Prinz Garrett. Die Klinge ist ein Knochenbrecher. Sie ist nicht scharf genug, um ohne den richtigen Schwung zu verletzen, und das weiß sie genau.«

»Zur Hölle sollt ihr alle verdammt sein!«, brüllte Garrett. »Schafft sie mir vom Leib, Hauptmann!«

Ich piekste ihn mit dem Fingernagel, und er keuchte vor Angst auf. Mein Rücken, an seine Brust gepresst, wurde feucht von seinem Schweiß. Wenn er es wirklich versuchte, könnte er mir möglicherweise entkommen, aber ich glaubte nicht, dass er das riskieren würde. Er hatte das Gift schon einmal zu spüren bekommen. »Lasst es fallen«, sagte ich, und das Schwert landete mit einem dumpfen Schlag auf dem Boden. Ich tat einen flachen Atemzug. »Lasst meinen Hals los.« Er gehorchte.

Ich schob mich langsam an seinem vor Angst stinken-

den Körper vorbei, bis ich hinter ihm stand und ihm den Pfeil an den Hals hielt. Er stand stocksteif da. Seine Ader pulsierte heftig und schnell. Wenn ich da hineinstach, würde das Gift direkt in sein Gehirn strömen. Er würde binnen Sekunden zu Boden gehen und beinahe auf der Stelle sterben. »Ich höre, Hauptmann Jeck«, sagte ich. »Allerdings muss ich Euch recht geben, dass es mir immer schwerer fällt, seinen Tod aufzuschieben.«

Jeck stand mitten in meinem Salon, und seine Stiefel berührten beinahe den toten Soldaten. »Ich würde ihn auch lieber tot sehen, allerdings gibt es keinen guten Grund, ihn jetzt zu töten, und mehrere gute Gründe dafür, ihn am Leben zu lassen.«

Garrett rang nach Atem. »Du verräterischer Hund!«, schrie er. »Ich bringe dich vor meinen Vater, und seine Wölfe werden dir die Eingeweide herausreißen!«

»Haltet den Mund«, sagte ich und wandte mich dann leiser an Jeck: »Ich habe mir geschworen, ihn zu töten, und das werde ich auch tun.«

Jeck lächelte. Es war ein aufrichtiges Lächeln, ganz ähnlich wie sein erstes, das ich in ebendiesem Raum gesehen hatte. »Lass ihn mit der Erinnerung leben, dass du ihn besiegt hast.«

»Nichts, was ich getan habe, ist von Bedeutung«, erwiderte ich bitter, »solange ich ihn nicht getötet habe.«

Jeck schüttelte den Kopf. »Du hast mich davon überzeugt, dass du halten kannst, was dir gegeben wurde«, sagte er. »Die anderen werden meinem Beispiel folgen.«

Ich biss mir auf die Lippe und fragte mich, ob ich ihm trauen konnte. Es klang zu einfach. »Dann die anderen Könige«, beharrte ich in dem Wissen, dass Garrett zu viel hörte, doch er würde ohnehin sterben, also spielte das keine Rolle. »Sie werden Costenopolis in Fetzen rei-

ßen, wenn ich Garrett mit dem Mord an meinen Eltern davonkommen lasse.«

Jecks Miene wurde grimmig. »Dieses Risiko besteht immer, aber – äh – niemand von wahrer Bedeutung wird sich gegen dich verschwören. Wenn du Garrett jedoch tötest, wird es mir unmöglich sein, König Edmund da zu halten, wo er hingehört. Deine Vorstellung, du könntest ihn davon überzeugen, dass der Mord an seinem Sohn gerechtfertigt war, ist ein Irrtum. Ganz gleich wie dumm Garrett ist, er ist immer noch sein Sohn. Sein Tod wird den Krieg auslösen, den du verhindern wolltest. Das weißt du auch. Deshalb hast du ihn beim ersten Mal nicht getötet.«

»Aber er hat sie ermordet«, protestierte ich. Meine Hand bebte, als ich mich daran erinnerte, dass er sie wie Tiere im Park hatte verscharren lassen. Garrett stockte der Atem, als die Pfeilspitze seine Haut leicht eindrückte, sie aber nicht verletzte. »Sie sind fort«, sagte ich, hörte einen flehentlichen, kummervollen Unterton in meiner Stimme und wünschte, ich könnte ihn abstellen.

Jecks Augen über dem schwarzen Bart wurden kalt. »Ja. Sie sind tot, obwohl sie noch viele Jahre hätten leben können. Aber ein ganzes Königreich leiden lassen, um dein Bedürfnis nach Rache zu stillen? Du hast gewonnen, Tess. Lass die nächste Runde nicht auf dem Schlachtfeld stattfinden.«

Zorn packte mich, und Garrett japste, als ich meinen Griff verstärkte. »Du erzählst mir, dass Rache falsch ist«, sagte ich. »Dass ich darüberstehen und ihn leben lassen sollte. Das kann ich aber nicht! Ich kann ihn nicht am Leben lassen, Jeck. Ich kann nicht!«

Jeck hob beschwichtigend die Hände. »Ganz ruhig, Tess. Du hörst mir nicht richtig zu. Ich wäre der Letzte, der dir sagen würde, dein Bedürfnis nach Rache sei

falsch. Rachedurst ist ein schönes, warmes Gefühl, und eine Zeitlang war es das Einzige, was mich über Wasser gehalten hat. Aber es gibt eine kurze Rache, die schnell vorbei und letztlich unbefriedigend ist. Und es gibt die lange Rache, zäh und klebrig-süß wie Honig.« Er zog die Augenbrauen hoch, und Garrett schauderte. »Es gibt andere Arten der Rache als den Tod, und manche dienen sogar noch einem weiteren Zweck.«

Ich zögerte, denn es überraschte mich, dass er mich offenbar verstand. Meine Gedanken kehrten zu unserer gemeinsamen Nacht an seinem Lagerfeuer zurück und zu dem, was er mir über seine Vergangenheit erzählt hatte. »Was schlägst du also vor?«, fragte ich, und meine Stimme klang, als gehörte sie nicht zu mir.

»Töte ihn nicht. Er ist wertlos.«

»Ich bin ein Prinz!«, schrie Garrett. »Wenn du mir etwas tust, wird mein Vater über dich herfallen. Er wird eure Häuser niederbrennen. Eure Schiffe versenken. Er wird –«

»Haltet den Mund!«, sagte ich. Ich roch seinen Schweiß und wusste, dass er Angst hatte.

Jeck verschränkte die Arme hinter dem Rücken. Ein schwaches Lächeln breitete sich über sein Gesicht. »Es gibt Schicksale, die schlimmer sind als der Tod!«, sagte er. »Und Garrett hat einen gewaltigen, peinlichen Fehler gemacht. Wenn du ihn leben lässt, wird man ihn mit Schimpf und Schande nach Hause schicken wie einen kleinen Jungen, der Äpfel aus Nachbars Obstgarten stehlen wollte.« Ich spürte, wie Garrett erstarrte. »Besiegt von der falschen Prinzessin von Costenopolis? Einem Kind aus der Gosse? Ich kenne König Edmunds Hof sehr gut, Tess, und sie werden ihm dort das Leben zur Hölle machen.«

Ich zögerte, weil ich die Wahrheit seiner Worte erkannte. Doch meine Seele flehte mich an, nicht auf ihn zu hören, Garrett einfach zu töten und mir um die Folgen später Gedanken zu machen.

»König Edmund hat noch einen dritten Sohn«, sagte Jeck. »Er ist kein tatkräftiger Mann, aber dennoch ein Sohn. Wenn eure Prinzessin ihn als Ehemann in Betracht –«

»Alexander!«, brüllte Garrett. »Ihr könnt Alexander nicht als Mann bezeichnen. Er ist ein wertloser –«

»Haltet den Mund!«, schrie ich. Ich warf den Kopf zurück, weil mir eine rote Locke vors Auge fiel, als sich mein Haarknoten langsam auflöste. »Ich dulde den einen Misdever Hund nicht in meinem Palast. Weshalb sollte ich einem anderen trauen?«

Jeck beugte sich begierig vor. »Die Vereinigung von Misdev und Costenopolis –«

Meine Augen weiteten sich. »Du willst damit nur deine Haut retten!«, unterbrach ich ihn. »Wenn du König Edmund einen toten Prinzen nach Hause bringst, wird er dich so weit degradieren, dass du nicht mehr richtig spielen kannst.«

»Spielen ...«, flüsterte Garrett.

Jeck straffte die Schultern und warf Garrett einen unbehaglichen Blick zu. »Tess ...«, sagte er warnend.

»Wenn er dich nicht gleich mit dem Tode bestraft«, fuhr ich hitzig fort, ohne mich darum zu scheren, dass Garrett mehr hörte, als er hören sollte. »Hier ist mein Vorschlag. Ich töte Garrett, und die Prinzessin heiratet gar nicht. Die Prinzessin vom Roten Mond bleibt unverheiratet, und damit wird diese verdammte Prophezeiung bedeutungslos!«

Jeck sah mich offen an. »Du hast recht. Ich denke an

meine eigene Sicherheit, und deine Idee könnte klappen, aber Tess ...« Seine Stimme nahm einen verschwörerischen Tonfall an, und ich begegnete seinem durchtriebenen Blick. »Stell dir nur vor, wie stark wir gemeinsam wären. Misdev und Costenopolis können trotzdem noch eine offizielle Verbindung schließen, durch eine Ehe, wie Kavenlow es geplant hatte, nur eben mit König Edmunds jüngstem Sohn. Ich habe die vergangenen Spiele deines Meisters studiert. Er tut nichts ohne Grund. Er blickt weiter voraus, als ich es gewohnt bin. Denk nur daran, was er in dir gesehen hat. Aber jetzt?« Sein Lächeln wurde verschlagen. »Ich sehe, was er hier vorhatte. Ich wünschte, er hätte mich offen darauf angesprochen, aber natürlich hätte ich ihm nicht getraut. Wenn du Garrett tötest, beschränkst du dich damit auf nur eine Möglichkeit, und du willst gewiss keinen Krieg. Ich habe den Krieg erlebt, Tess. Er würde dich langsam töten.«

Garrett zappelte unter meiner Hand. »Ihr haltet euch für die wahren Herrscher«, sagte er staunend. »Der Hauptmann meiner Wache und ein Wechselbalg glauben, sie würden uns regieren!«

Ich runzelte die Stirn und wünschte, es gäbe einen anderen Weg. Jeck trat einen kleinen Schritt vor, und ich packte Garrett fester. Seine Haut war glitschig vor Schweiß.

»Deine Schiffe und Häfen?«, lockte Jeck. »Meine Felder und Männer? Niemand würde es wagen, auch nur einen Finger gegen einen von uns zu heben. Dein Volk wäre frei, seinen Einflussbereich durch den Seehandel auszudehnen, und mein Volk könnte sich ganz der Arbeit auf den Feldern widmen, statt die jungen Männer ständig in den Tod auf dem Schlachtfeld zu schicken. Und falls du je eine Landstreitmacht brauchen solltest, stünde dir

eine Gruppe gut ausgebildeter Männer in nur wenigen Wochen zur Verfügung. Aber wenn dieser Plan auch nur den Hauch einer Chance haben soll, darfst du Garrett nicht töten.«

Garrett zitterte, so stark war sein Drang, sich zu bewegen, doch er wusste, dass das seinen Tod bedeuten würde. »Spieler«, flüsterte er. »Ich habe schon von euch gehört«, sagte er und hob die Stimme. »Wir werden euch aufspüren und euch zerschlagen wie schon vor fünfhundert Jahren!«

Das klang nicht gut, und ich packte fester zu. »Er weiß zu viel. Ich muss ihn töten.«

»Tess«, protestierte Jeck. »Einen Bauern zu töten, macht dich nicht stark. Eine friedliche Allianz zu erzwingen hingegen schon. Und genau dazu hat Garrett sich gemacht. Er ist von einem Ritter zum Bauern geworden, durch sein eigenes Versagen. Es ist deine Entscheidung, dein Spielzug, aber wie du dieses Spiel gewinnst, bestimmt darüber, wie die nächste Partie aufgestellt wird.«

Jeck hielt die Hände im Rücken verschränkt und trat einen symbolischen Schritt zurück. Ich überlegte. Der Schmerz in meiner Seele verlangte nach Rache, forderte, dass Garrett nie wieder die Sonne sehen sollte, weil meine Eltern sie auch nicht mehr spürten. Doch das Wissen, dass er von einer Frau besiegt worden war, nicht einmal von königlichem Geblüt, sondern aus der Gosse stammend – dieses Wissen würde ihn auffressen. Dass ein Straßenkind ihm alles genommen hatte, könnte ... ausreichen.

Unerwartete Erleichterung überkam mich. Ich stieß seufzend den Atem aus, und meine Schultern sanken herab. Jeck sah mir die Entscheidung an, Garrett am Leben

zu lassen, und auch seine Anspannung ließ nach. »Alexander?«, fragte ich.

»Nein«, sagte Garrett, und seine angenehme Stimme klang verzerrt vor Panik. »Das könnt ihr mir nicht an-

tun.«

Ich lächelte. Man würde ihn auf ewig als den erbärmlichen zweiten Sohn in Erinnerung behalten, der versucht hatte, einen Krieg anzuzetteln, und nur knapp mit dem Leben davongekommen war. Der Sohn, der alles hätte haben können, aber von einem Bettlerskind besiegt worden war. Jeck hatte recht. Diese Rache schuf einen warmen Punkt in mir, den niemand auslöschen konnte.

»Die Brautwerbung wird lange dauern müssen«, erklärte ich. »Ich will sie nicht drängen.«

»Natürlich. Nichts anderes hätte ich erwartet.«

»Und wir sind uns einig, dass ich jederzeit wieder aussteigen kann, bis kurz vor dem Altar«, fuhr ich fort, ohne den Pfeil von Garretts Hals zu nehmen. »Und wenn du mich belügst, werde ich dich töten.«

»Das gute Recht einer Frau«, erklärte Jeck sich einverstanden und neigte den Kopf.

Seine braunen Augen glitzerten im Lampenschein, und ich war nicht sicher, ob er den Rückzug aus einem Eheversprechen meinte oder das Recht einer Frau, den Mann zu töten, der sie betrogen hatte. »Also, wie beenden wir die Sache?«, fragte ich. »Ihr haltet immer noch den Palast.«

Offensichtlich erfreut, hob Jeck den Zeigefinger, als wollte er einen Vortrag halten. Wir erstarrten, als plötzlich Geschrei aus dem Flur zu uns drang. »Öffnet die Tür!«, rief jemand.

Garrett verdrehte den Oberkörper, packte meine Hand mit dem Pfeil und schob sie von sich weg. Ich schrie auf,

als er mir die Finger quetschte und scharfer Schmerz in meiner Hand aufflammte. »Halt!«, keuchte ich. Er stieß mich von sich, und der Pfeil fiel aus meiner erschlafften Hand zu Boden. Ich krümmte mich über dem schmerzenden Handgelenk und wich entsetzt zurück, als er sein Schwert vom Boden hochriss.

»Ich töte euch beide«, knurrte er. »Ich werde König sein!«

Jeck zog mit einer prachtvollen, fließenden Bewegung sein Schwert von der Tür und sprang mit einem Satz zwischen Prinz Garrett und mich. *Alles war umsonst*, dachte ich düster und hielt vorsichtig meine Hand, die taub wurde. *Alles umsonst*.

Doch es war Kavenlow, der hereinplatzte, gefolgt von einer Handvoll schmutziger, stinkender, unrasierter, barfüßiger Costenopolier Gardisten.

»Nein!«, stieß Garrett hervor und stürmte geduckt auf mich los.

»Haltet ihn auf!«, schrie ich, als ich meinen Pfeil in seiner Hand aufblitzen sah. Garrett täuschte mit dem Schwert an und stieß die im Feuer gehärtete Pfeilspitze durch Jecks Uniformrock. Jeck taumelte rückwärts. Er fiel zu Boden und griff sich krampfhaft an die Brust. Garrett brüllte auf und stürzte sich auf mich. Sein blutiges Schwert schimmerte rot.

Ich blieb wie angewurzelt neben Jeck stehen. Ich konnte mich nicht rühren, konnte den Blick nicht von Jeck losreißen, obwohl Garrett mich angriff. Die Gardisten fielen über Garrett her und rangen ihn durch ihre schiere Überzahl drei Schritt vor mir zu Boden.

Entsetzt eilte ich zu Jeck. Er rührte sich nicht. Hatte er sich bis an die Grenze seiner Immunität vergiftet, um mich zu besiegen, so dass diese Dosis tödlich wirkte?

Ihm darf nichts geschehen, dachte ich verzweifelt. Das durfte nicht sein. »Jeck!«, rief ich und fiel neben ihm auf die Knie. »Jeck! Sieh mich an!«

Er öffnete die Augen einen Spaltbreit, und ich sank erleichtert zusammen. Er schluckte und winkte schwächlich mit den Fingern ab. »Mir geht es gut. Lass mir nur einen Augenblick. Verflucht, was trägst du da mit dir herum, Weib?«

Unendlich erleichtert hob ich den Kopf und sah, dass Kavenlow mich staunend beobachtete. Ich öffnete den Mund, um es ihm zu erklären, schloss ihn aber wieder, als ich selbst fassungslos feststellte, dass es mir nicht gleichgültig war, ob Jeck lebte oder starb. Verwirrt stand ich auf und ließ ihn liegen. Zwei Wachen packten ihn und zerrten ihn grob auf die Füße. Ich hob die Hände, um einzuschreiten, zwang mich dann aber, sie wieder sinken zu lassen.

Duncans leise Stimme drang durch die Tür. »... und dann hat er den Gardisten mit dem Spieß gegen die Wand geschleudert, mit dem Kopf voran. Das gab eine Delle, so groß wie meine Faust.« Seine schlaksige Gestalt erschien im Türrahmen. Er blieb stehen und starrte auf das Chaos. Hinter ihm stand Resh, der Hauptmann von Vaters Garde. »Engelsspucke!«, fluchte Duncan. Dann begegnete er meinem Blick. »Tess!« Er stürmte herein und durch die Gardisten hindurch, als sei er unsichtbar. Er nahm meine Hand, um mich an sich zu ziehen, und ich schrie auf.

»Nein, mir fehlt nichts«, protestierte ich, als er sanft meinen Arm nahm und sich besorgt über meine Hand beugte. Seine Finger waren mit Rost und Dreck verkrusst. »Au. Lass los«, beharrte ich und blickte in sein geschundenes Gesicht. »Meiner Hand ist nichts passiert.«

»Ich glaube doch«, sagte Duncan, und ich spürte seinen warmen Atem auf den Fingern. »Ich glaube, sie ist gebrochen.« Sein Blick wurde hart, und er funkelte Jeck an, der im Griff der beiden Wachen hing. »Hat er dir das angetan?«

»Nein«, antwortete ich. »Das war Prinz Garrett. Und es ist nichts. Siehst du?« Ich wappnete mich gegen den Schmerz und versuchte, die Finger zu krümmen. Übelkeit und Erleichterung wallten zugleich in mir auf, als sie sich genau so bewegten, wie sie sollten. Ich blickte auf und sah ihm prüfend in die Augen. »Du bist ein Dieb«, flüsterte ich. »Nur ein Dieb hätte das schaffen können.«

Er versteifte sich, wurde aber gleich wieder locker. Ein verborgenes Versprechen glomm in seinen Augen auf. »Nur wenn du eine Meuchlerin bist«, sagte er.

Verlegen entzog ich ihm meine Hand.

»Lasst mich los!«, brüllte Garrett mit erstickter Stimme. »Gebt mir mein Schwert. Sie sind Verräter, Verräter der Krone! Alle beide. Sie herrschen, nicht die Könige! Es ist eine Täuschung! Eine Verschwörung! Lasst mich endlich aufstehen!«

Ich warf Kavenlow einen kläglichen Blick zu. Er erwiderte ihn grimmig und nahm Garretts Schwert, das ihm jemand reichte. »Lasst ihn aufstehen«, sagte Kavenlow, dessen müder Blick durch den Raum schweifte. Ich sah, wie sich seine Lippen bewegten, als er die Leute darin zählte. Es waren eine Menge, und allen würde er das Gedächtnis trüben müssen. Er warf Jeck einen tadelnden Blick zu, als hätte der es besser wissen müssen. An mich richtete er ein entnervtes Seufzen.

Das Blut wich mir aus dem Gesicht, als ich die helle Stimme der Prinzessin draußen im Flur hörte. Sie war die Letzte, die hören sollte, was Garrett von sich gab. Kaven-

low beugte sich zu einem Gardisten heran. »Haltet sie draußen«, sagte er, den Blick auf den toten Gardisten auf meinem Salonteppich gerichtet. »Sie soll das nicht sehen.«

Der Gardist nickte und ging hinaus. Ein Murmeln war zu hören, dann verkündete die Prinzessin laut: »Meine Schwester ist dort drin. Du sagst doch, der Raum sei gesichert und ihr könnte nichts geschehen. Also lass mich durch.«

Mit aufgerissenen Augen sah ich Kavenlow an. »Verschwinde«, formte er stumm mit den Lippen. Doch ich war nicht schnell genug, denn ehe ich mich Duncan entwinden konnte, trat die Prinzessin ein, dicht gefolgt von Thadd. Ihre Augen weiteten sich beim Anblick des toten Gardisten auf dem Boden und füllten sich mit Tränen der Erleichterung, als sie mich entdeckte.

»Sie ist eine Hochstaplerin!«, eiferte Garrett, und Speichel flog von seinen Lippen, während er versuchte, sich von den beiden Gardisten loszureißen. »Eine Betrügerin!« Er begann zu lachen. Das schrille Geräusch verursachte mir eine Gänsehaut. »Der Bauer«, japste er, »und die Hafenhire. Sie herrschen in Wahrheit. Nicht du.« Er zeigte mit dem Finger auf die Prinzessin und lachte hysterisch. »Sie regiert nicht. Die Hure herrscht. Du bist eine Hochstaplerin. Mein Vater ist ein Hochstapler. Wir alle sind ein einziger Betrug. Der Bauer herrscht. Der Bauer beherrscht uns alle!«

Bestürzt starnte ich den lachenden Garrett an, der nur noch aufrecht stand, weil die beiden Wachen ihn stützten. Kavenlow konnte einen so fest verankerten Gedanken nicht vernebeln. Ich warf Jeck einen Blick zu und las die Wahrheit in seinem Gesicht. Wenn wir ihn nicht zum Schweigen bringen konnten, würde er sterben müssen, denn sonst riskierten wir, dass er uns alle entlarvte.

Ich biss mir auf die Unterlippe. Garrett durfte aber nicht sterben. Das würde alles verderben!

Die Prinzessin presste eine Hand vor den Mund, als Garrett erneut auflachte. Er riss die Wachen beinahe um, die Mühe hatten, ihn aufrecht zu halten. »Er ist wahnsinnig«, sagte sie und riss die Augen auf – ein glückliches Missverständnis. »Er ist vollkommen verrückt! Erst ermordet er meine Eltern, dann besetzt er den Palast, und jetzt glaubt er, mein Königreich würde von einem Bauern regiert!«

Ich blinzelte. Mein Blick huschte zwischen Kavenlow und Jeck hin und her. Prinz Garrett war wahnsinnig? Das ginge. In Schimpf und Schande als Verrückter nach Hause geschickt. Niemand würde ihn je wieder ernst nehmen. Garretts Leben würde die Hölle sein. Die warme Stelle in meinem Innern glomm heller.

Die Prinzessin raffte die Röcke und ging vorsichtig um den toten Gardisten herum. Das Verstörendste an der Situation war die Tatsache, dass der Anblick eines Mannes, dessen Eingeweide bis auf meinen Teppich herabgingen, sie nicht im Mindesten zu stören schien. Mit gelassener Miene blieb sie vor mir stehen, und irgendwie war ihr weißes Kleid immer noch makellos sauber.
Schohgruben, wie macht sie das?

»Du hast nicht auf mich gehört«, warf sie mir vor. »Ich habe dir befohlen, mir zu folgen. Du hast dich gleich dem allerersten Befehl widersetzt, den ich dir je erteilt habe. Es war der erste Befehl, den ich überhaupt irgendjemandem erteilt habe.«

Ich senkte verlegen den Kopf, in meine Lügen verstrickt. Es spielte keine Rolle, dass ich größer war als sie, ich kam mir dennoch vor wie ein Kind. »Das wollte ich ja«, sagte ich. »Nachdem ich den Palast für dich gesichert hatte, äh – Euer Hoheit.«

Sie lächelte. Ihr Zorn verflog. »Als könnte ich je wütend auf dich sein, Tess. Komm mit. Im Gemach unserer Eltern brennt ein Feuer. Ich will mir deine Hand in besserem Licht ansehen. Ich habe den Nonnen oft dabei geholfen, die Lahmen und Bedürftigen zu heilen.«

Sie nahm mich beim Arm und führte mich hinaus. Duncan packte Thadds Ellbogen und zog den widerstreitenden Bildhauer in eine Ecke, um ihm von seinem großen Kampf zu erzählen. Ich ging an Kavenlow vorbei, dem ich den dringenden Wunsch ansah, eine Erklärung von mir zu verlangen. Ich ignorierte auch Jecks Stirnrunzeln, das die Frage stellte, ob ich mich an unsere Abmachung halten würde. Das konnte warten. Sie alle konnten warten. Das würde den Männern ganz guttun.

Die Luft auf dem Flur war kühl, und die Costenopolier Gardisten hatten die niedergerungenen Misdever Männer fortgeschafft. »Steckt den Hauptmann in die Zelle, in der ich vorher war«, hörte ich den Hauptmann von Vaters Garde sagen, und ich blieb stehen.

»Bitte ... Prinzessin Contessa«, stammelte ich und stolperte über die Worte. »Hauptmann Jeck – ihn trifft keine Schuld. Er hat versucht, mich vor Prinz Garrett zu schützen – am Ende.«

Sie lächelte und sah aus wie unsere Mutter. »Nenn mich Contessa«, sagte sie. »Ich kann es nicht ausstehen, so vornehm angeredet zu werden, und da du die Einzige bist, die jetzt noch das Recht hat, mich beim Vornamen zu nennen, bitte ich dich, das zu tun.« Sie drehte sich zu meinem Salon um. »Hauptmann Jeck wird in einem der Audienzgemächer festgesetzt, ebenso wie Prinz Garrett. Der Hauptmann hat mich äußerst höflich behandelt, so lange ich seine Gefangene war, und ich werde ihm die gleiche Freundlichkeit erweisen. Außerdem möchte ich

hören, was Tess zu den Vorkommnissen zu sagen hat, ehe ich über die Gefangenen entscheide.« Mit ängstlichem Blick nahm sie meinen Arm. »Tess, du musst mir helfen. Ich muss eine Möglichkeit finden, meinem Nachbarn zu erklären, dass sein Sohn verrückt geworden ist.«

Kavenlow fing meinen Blick auf und lächelte. Ich konnte mir ein Grinsen nicht verkneifen, während die Prinzessin mich Flure entlanggeleitete, die nun doch wieder mir gehörten.

35

Könntest du etwas leiser mit deiner Teetasse klappern? Du weckst sie noch auf», sagte Kavenlow im Nebenzimmer, und ich erwachte endgültig aus dem Halbschlaf.

»Aber der Morgen ist schon fast vorüber«, jammerte Duncan, doch es klang eher verschlagen als respektvoll. »Sie muss sie sehen. Wenn sie noch lange wartet, werden sie vielleicht abgenommen.«

Kavenlow lachte leise. »Sie werden nicht abgenommen, bis sie es befiehlt. Sie steckt irgendwie dahinter. Da bin ich sicher.«

Neugier ließ mich die Augen öffnen. »Hinter was?«, rief ich und starre die Wand an. Meine herrlich kahle, weiße Wand ohne Schmutz, Stöckchen oder Laub.

»Tess!«, rief Duncan aus meinem Salon herüber. »Zieh dich an. Es ist schon fast Mittag. Beeil dich. Du hast einen Termin bei der Prinzessin.«

Ich warf die schwere Bettdecke von mir. So lange hatte ich noch nie geschlafen. Aber ich war ja auch die halbe Nacht aufgeblieben: Ich hatte die letzten von Prinz Garretts Wachen aufgespürt, den Koch und die Gardisten

unter Banner hervorgeholt und Kavenlow von der Vereinbarung berichtet, die ich mit Jeck getroffen hatte. »Einen Termin?«, rief ich und klatschte mir abgestandenes Wasser ins Gesicht. »Ich habe keinen Termin vereinbart.«

»Die Prinzessin schon«, entgegnete Kavenlow trocken. »Sie schlüpft mit einer beängstigenden Zielstrebigkeit in ihre neue Rolle. Zieh etwas Hübsches an.«

Er klang verärgert, und ich zog mich hastig an und steckte mir das Haar mit den üblichen Pfeilen sowie dem neuen Blasrohr hoch, das Kavenlow mir geschenkt hatte. Ich griff nach der Bullenpeitsche und ließ sie dann auf dem Nachttisch liegen. Sie hatte versagt; die Pfeile nicht. Mit im Rücken halb offenem Kleid trat ich in meine Schlafzimmertür und fand Duncan und Kavenlow vor, die gesellig an meinem kleinen Tisch saßen.

Duncan hatte seine abgewetzten Stiefel wiedergefunden, und die Sohlen lagen zwischen den leeren Schüsseln und Tellern, die über den Tisch verstreut waren. Kavenlow blickte müde aus meinem Fenster in den ruinierten Park hinaus. Eine Kuh spazierte gemächlich vorüber, ein ebenso verstörender wie belustigender Anblick. Wo der Misdever Gardist gelegen hatte, war ein farbenfroher neuer Teppich ausgebreitet, und eine Duftkerze brannte noch, um den letzten Hauch des Todes zu vertreiben. Ich fand es erschreckend, wie leicht etwas so Endgültiges wie der Tod zu überdecken war.

»Könnte mir einer von euch bitte das Kleid schnüren?«, fragte ich, und die beiden fuhren zusammen.

»Sitzen bleiben«, sagte Kavenlow finster zu Duncan, als der Dieb die Füße vom Tisch nahm.

Verlegen drehte ich mich um, damit Kavenlow die Schnüre erreichen konnte. Er zog sie sanft von unten

nach oben an und ließ mir mehr Raum zum Atmen, als Heather mir je gewährt hatte. *Heather*, dachte ich. Ich hatte bereits einen Boten zu ihr geschickt. Sie war vermutlich krank vor Sorge. »Danke«, sagte ich, als er fertig war.

Er brummte leise. »Gut geschlafen?«, fragte er dann und rückte mir einen Stuhl zurecht.

»Ja, danke sehr.« Als ich mich setzte, schwang sein Ring, der immer noch an einer Schnur um meinen Hals hing, vor meiner Brust hin und her. Halb lächelnd kniff ich die Augen zusammen und zog die Schnur hoch und über meinen Kopf. »Ich habe gestern Nacht ganz vergessen, ihn dir zu geben«, sagte ich und reichte ihm den Ring auf der offenen Handfläche.

Kavenlow ließ sich auf seinem Stuhl nieder. Er lächelte hinter seinem ergrauten Bart und streckte sich über den Tisch. Der Ring verschwand in seiner dicken Hand. »Danke.« Er durchtrennte die Schnur mit seinem Dolch und steckte sich den goldenen Ring mit sichtlicher Erleichterung wieder an den Finger.

Duncan blickte zwischen uns beiden hin und her. Es war offenkundig, dass irgend etwas geschehen war, aber er wusste nicht, was. Das Hemd hing ihm über das Stück Seil, das ihm als Gürtel diente, und seine Stiefel hatten schon länger kein Öl mehr gesehen. Mit diesem scheußlichen Versuch, sich einen Bart stehen zu lassen, sah er aus wie ein Landstreicher. Er hatte so gar nichts mehr von dem gefährlichen Mann, den ich im Kerker unter dem Quartier der Garde gesehen hatte, obwohl seine Augen recht spitzbübisches blitzten. Ich fragte mich, ob ich mir seine verborgene Kraft nur in der Hitze jenes Augenblicks eingebildet hatte.

Kavenlows Ring glänzte im Licht, als er mir eine Tas-

se längst erkalteten Tee eingoss. »Wenn du mich bitte entschuldigen würdest, Prinzessin Contessa möchte unterrichtet werden, wenn du aufgewacht bist. Sie möchte dich so bald wie möglich sehen.« Er kniff warnend die Augen zusammen. »Das bedeutet auf der Stelle, Tess.«

Ich nickte und trank einen Schluck Tee. Heilige Glöckchen, sie konnte doch zumindest warten, bis ich gefrühstückt hatte.

»Heute Nachmittag soll auf dem großen Platz in der Stadt eine Krönung stattfinden«, fuhr Kavenlow fort und erhob sich. »Die offizielle Feier gibt es dann während des Sommerfests, wenn ihre Nachbarn hier sind.«

Eine Krönung anstelle einer Hochzeit. Das Fest im Sommer würde das großartigste Ereignis werden, das ich je geplant hatte. Ich würde Contessa erstrahlen lassen. Aber keine Zigeuner als Unterhaltung.

»Ansonsten gehört der Tag dir. Ich schlage vor, du hältst dich eine Weile von den Straßen fern.«

Ich verzog das Gesicht ob seines trockenen Tonfalls und nahm mir einen Apfel aus einer Schale. Ich musste dringend meine Pferde abholen.

»Wir sehen uns beim Abendessen, Duncan«, sagte Kavenlow. Er nickte mir zu, wandte sich ab und schob die Tür mit beiden Händen auf, weil sie nur noch lose in den Angeln hing.

Duncan winkte unbekümmert ab und schob sich das nächste Stück Brot in den Mund. Die Stille dehnte sich aus, und mir wurde unbehaglich zumute. Zwar stand die Tür einen Spaltbreit offen, aber ich war noch nie mit irgendjemandem außer Heather und Kavenlow in meinem Zimmer allein gewesen. Ich war nicht die Kronprinzessin. Und es waren solche Kleinigkeiten, an die ich mich offenbar am schwersten gewöhnte.

»Wie geht es Tuck?«, erkundigte ich mich, weil ich wusste, dass Duncan die Nacht bei seinem Pferd im Stall verbracht hatte. Das war sein eigener Wunsch gewesen, niemand hatte ihn darum gebeten.

»Gut«, antwortete er fröhlich und mit vollem Mund und schluckte dann. »Er musste mal gründlich gestriegelt werden. Und er ist zu dünn. Dieser Hauptmann hat ihn auf dem Weg hierher fast verhungern lassen.« Er zögerte, als erwarte er, dass ich etwas sagte, und als ich schwieg, fügte er hinzu: »Aber es geht ihm gut.«

Der Tee war zu kalt, um ihn zu trinken. Ich stellte die Tasse beiseite und steckte den Apfel in einen meiner weiten Ärmel, für meinen neuen Wallach. Dies war mein erster offizieller Tag als Nichtadlige, und ich wusste nicht, was ich tun sollte.

»Also, wie sieht es denn nun aus?«, fragte Duncan.

Ich blickte verwundert auf. »Was denn?«

»Du bist fertig.« Er legte die Füße wieder auf die Tischplatte und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Du hast die Prinzessin befreit, das Königreich gerettet und so weiter ... Kommst du jetzt mit mir?«

Überrascht richtete ich mich auf. »Ich – äh – dachte eher, du würdest hierbleiben.«

Duncan schüttelte den Kopf, ohne mich anzusehen. »Nein.« Die Andeutung eines Schattens lag in seiner Stimme, ein Hauch von Macht, ein Flüstern einer bisher geheimen Vergangenheit. Es war tatsächlich da. Ich hatte es mir nicht eingebildet.

Langsam atmete ich aus. »Ich kann nicht«, sagte ich und unterdrückte ein Schaudern, als ich merkte, dass ich durchaus in Versuchung geriet.

Er nahm die Stiefel vom Tisch und beugte sich darüber. Der Blick seiner braunen Augen bohrte sich in

meine. Ich wusste, dass er mir die Verlegenheit ansah, und vor meinen Augen löste sich die Maske des gerissenen, aber freundlichen Falschspielers auf und enthüllte einen gefährlichen Mann, über den ich nicht das Geringste wusste. »Warum nicht?«, fragte er leise.

»Ich ... ich habe es dir doch schon gesagt«, stammelte ich. »Ich will nicht als Diebin durchs Leben gehen.«

»Darum bitte ich dich auch gar nicht.« Der intensive Unterton in seiner Stimme ließ mich wieder aufblicken. »Du kannst den Leuten die Bücher führen oder ihre Briefe schreiben oder überhaupt nichts tun. Du brauchst auch nie wieder eine Partie Karten mit mir zu spielen. Ich mag dich, Tess. Ich möchte, dass du mit mir kommst.«

»Contessa braucht mich«, erwiderte ich, und dann stockte mir der Atem. »Du magst mich?«

Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und nahm sich das letzte Stück Brot. Seine ominöse Ausstrahlung verschwand so blitzartig wie eine seiner Karten. »Na ja«, sagte er leichthin. »Ich bin immer noch hier, oder?« Er schob sich das Brot in den Mund und stand auf. Er streckte die Hand aus, zog sie wieder zurück und wischte sie am Hosenboden ab. »Ich will dir etwas zeigen«, sagte er und hielt sie mir erneut hin.

Ich starrte ihn an. Es war weg. Er hatte gerade genug von seiner wahren, gefährlichen Natur aufblitzen lassen, um mein Interesse zu wecken, und sie dann wieder verborgen. Meine Worte an Heather hallten plötzlich durch meine Gedanken. *Er sollte Macht besitzen, nicht unbedingt Reichtum.* Heilige Glöckchen, ich war eine Närrin. Eine sehr verwirrte Närrin, die sich nicht mehr dahinter verstecken konnte, dass sie eine Prinzessin war.

Ich schluckte und nahm seine Hand. Er sollte nicht merken, wie erschüttert ich war. Seine Hand fühlte sich

warm an, die leichten Schwien an seinen Fingern weich. Ich erinnerte mich an den kraftvollen Druck dieser Finger an meiner Schulter und meinem Nacken, und ein warmes Kribbeln stieg in mir auf. »Was ist denn?«, fragte ich und stand auf.

»Du kannst es von deinem Fenster aus sehen.«

Meine Neugier war stärker als die Vorsicht, und ich ließ mich von ihm zum Fenster ziehen. Er legte eine Hand leicht auf meine Schulter und blieb hinter mir stehen. Der Blick auf die Stadt verschlug mir den Atem.

Flaggen. Die ganze Stadt war mit Flaggen bedeckt. Sie hingen an den Türmen der Kirche, an Wänden, Dächern und Bäumen. Und alle waren gleich. Golden mit drei schwarzen Balken, die schräg über die Flagge verliefen. »Das ist Kapitän Borletts Flagge!«, rief ich aus und riss mich von dem Anblick los, um Duncan über die Schulter hinweg anzusehen. »Ist er hier? Aber wie ist das möglich?« Erstaunt beugte ich mich vor und suchte den Hafen und die wenigen Schiffe darin ab. »Und warum?«

Ich hörte ein Scharren hinter mir. Ohne mich umzudrehen, erkannte ich Kavenlows ärgerliches Brummen, als er sich erneut durch meine geborstene Tür schob. Er blieb ebenfalls hinter mir stehen, und Duncans Hand glitt langsam und widerstrebend von meiner Schulter. »Wir dachten, du könntest uns vielleicht sagen, was das zu bedeuten hat«, knurrte Kavenlow.

Ich schüttelte den Kopf und wusste nicht, was ich sagen sollte. Abgesehen von der Flagge am Mast der *Strandläufer* gab es nur noch die in meinem Bündel. Und das hatte Heather. »Heather!«, rief ich aus, den Blick auf die fernen Straßen gerichtet. »Heather muss Kapitän Borletts Flagge bei meinen Sachen gefunden haben. Ich habe sie gebeten, sich für mich einzusetzen. Den Leuten die

Wahrheit zu erzählen, ihnen zu sagen, dass ich nicht davon gelaufen bin. Sie muss den Bürgern gesagt haben, dass sie die Flagge hissen sollen als Zeichen dafür, dass sie mir glauben. Sie glauben mir!«, jubelte ich. Ich starnte auf die vielen Dutzend Banner, die in der Morgenbrise flatterten, jedes einzelne davon der laute Ruf, dass man mir vertraute, dass mein Wort diesen Menschen genügte.

»Natürlich glauben sie dir«, entgegnete Kavenlow barsch. »Dachtest du ernsthaft, sie würden einem Misdever Prinzen glauben?«

»Das nicht«, sagte ich und drehte mich um. »Aber sieh nur, wie viele es sind ...«

Kavenlow brummte besorgt. »Ja. Ich wollte Contessa heute Nachmittag selbst die Krone aufsetzen, aber vielleicht solltest du es tun, damit alle sehen, dass du sie als deine Königin anerkennst.«

»Ja, gut«, sagte ich, doch es war mir im Grunde gleichgültig.

Als ich das leise Kratzen von Sohlen aus dem Flur hörte, blickte ich an Kavenlow vorbei. Es war ein Gardist. Nach über einer Woche im Kerker hing ihm die Uniform sehr lose von den Schultern, doch er war säuberlich rasiert und hellwach. »Kavenlow? Prinzessin?«, sagte er und blieb bescheiden direkt hinter der aufgebrochenen Tür stehen. »Sie sind bereit für Euch.«

»Natürlich.« Kavenlow griff nach meinem Arm. Duncan ebenfalls. Kavenlow runzelte die Stirn und entfernte mit festem Griff Duncans Hand. »Das ist eine Privataudienz«, erklärte er ohne den Hauch einer Entschuldigung, und Duncan zuckte gutmütig mit den Schultern. Er blieb mit dem Gardisten zurück, als wir gingen. Mir fiel auf, dass Duncan, der sich selbst als Falschspieler bezeichnete und vermutlich obendrein ein Dieb war, sich in der ein-

maligen Lage befand, praktisch sämtliche Palastwachen zu kennen. Er hatte sie befreit und damit ihr Vertrauen gewonnen, und er konnte nun in jedem Teil des Palastes umherstreifen, wie es ihm gefiel. Ich war nicht sicher, ob ich das gutheißen sollte.

Der Flur war von den Scheußlichkeiten der vergangenen Nacht gesäubert worden. Die Nachricht, dass wir den Palast zurückerobert hatten, war heute Morgen offiziell verbreitet worden, und es sah so aus, als seien die meisten unserer vertrauten Dienstboten wieder zur Arbeit erschienen. Jedes Fenster stand offen, und die frische Frühlingsluft drang in jede Ecke. Am Ende des Flurs entdeckte ich eine Vase mit nicht abgefressenen, nicht zertrampelten Blumen. *Veilchen. Meine Lieblingsblumen.*

»Hast du schon mit Hauptmann Jeck gesprochen?«, fragte ich, als wir die erste Treppe hinunterstiegen.

»Ja«, antwortete er. »Es gefällt mir nicht, so offen eine Allianz einzugehen. Ich fasse nur schwer Vertrauen, Tess. Behalte ihn gut im Auge.«

Ich schwieg beunruhigt. Ich machte mir nichts vor, was Jecks Motive betraf: Er hatte Prinz Garrett nur das Leben gerettet, um seine eigene Haut zu schützen. Dennoch kamen wir aus dieser Angelegenheit stärker hervor, als ich mir hätte träumen lassen. »Hat er dir geholfen, Garretts Erinnerung zu vernebeln?«

Kavenlow strich sich über den ordentlich gestutzten Bart. »Hauptmann Jeck und ich haben unter dem Vorwand, Prinz Garrett zu befragen, fast bis Sonnenaufgang daran gearbeitet. Keiner von uns ist sonderlich gut darin, Erinnerungen zu verändern. Es ist uns lediglich gelungen, ein paar Gedanken von zentraler Bedeutung so zu verschieben, dass er auf andere verrückter wirkt als ein gestrandeter Seemann. Unsere Geheimhaltung ist nicht in Gefahr.«

»Gut«, sagte ich erleichtert. Ich wollte den latenten Vorwurf gebrochener Regeln nicht über meinem Kopf hängen haben. Wir spazierten durch den Palast, begrüßten hier und da jemanden und versicherten der besorgten Dienerschaft, dass es uns gut ging. Mein Gesicht wurde kalt, als ich mich plötzlich im Gang zum Wintergarten wiederfand. »Warum ausgerechnet hier?«, fragte ich und blieb stehen, ehe wir die Wachen an der Tür erreichten.

Kavenlows Augen wirkten traurig. »Ist schon gut, Tess. Hier fühlt sie sich am ehesten zu Hause. Der Wintergarten wurde im Kloster genau nachgebaut. Allerdings stellen die Statuen dort dich dar.«

Überrascht ließ ich mich von ihm hineinführen. Meine Anspannung verebbte, als ich die vielen Veränderungen bemerkte. Der runde Tisch, an dem meine Eltern gestorben waren, war fort. Selbst das Pflaster war herausgerissen und die Terrasse durch Pflanzen ersetzt worden, die noch zu klein für ihren neuen Platz wirkten. Ich hatte gestern Abend zusammen mit Banner das frische Grab meiner Eltern besucht. Im Licht des Mondes und einer Fackel hatte ich ihnen alles erklärt und sie um Vergebung gebeten. Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich die Stelle im Park gesegnet, an der sie ursprünglich begraben worden waren, und sie unter dem Lorbeer und den Efeuranken ruhen lassen.

Kavenlow führte mich in eine Ecke, wo der Boden fleckig wirkte, weil das Sonnenlicht durch die Blätter großer, in Kübeln wachsender Bäume fiel. Die Prinzessin saß dort mit Thadd an einem Tisch. Ihr langes blondes Haar fiel offen auf ihre Hände, mit seinen verschlungenen, und sie unterhielten sich leise und vertraut. Der Bildhauer trug jetzt Schuhe und ein neues Hemd. Es saß ein wenig eng, aber vermutlich war es das einzige, das man auf

die Schnelle hatte finden können und das ihm halbwegs passte. Mehrere Diener standen in der Nähe, hielten sich jedoch im Hintergrund, ganz wie immer. Ich winkte ihnen unauffällig zu, und sie begrüßten mich mit freudigem Lächeln.

Mein Herz schlug schneller, als ich Jeck ein wenig abseits stehen sah. Obwohl seine Misdever Uniform jetzt sauber war, wirkte er verärgert. Er trug wieder diesen lächerlich pomposen Hut, mit dem er trotz seiner kraftvollen Figur albern aussah. Zu viele Wachen standen bei ihm. Er trug keine Ketten, aber auch kein Schwert. Ich berührte fragend die Stelle an meiner Hüfte, wo ein Schwert hängen würde, und er zuckte mit den Schultern.

Die Prinzessin blickte auf, als Kavenlow sich räusperte. »Tess«, rief sie erfreut, und es drehte mir das Herz im Leibe um, denn sogar ihre Stimme war der unserer Mutter sehr ähnlich. »Komm, setz dich zu uns. Ich habe schon auf dich gewartet.«

»Guten Morgen, Prinzessin. Ich hoffe, Ihr habt gut geschlafen«, begrüßte ich sie förmlich.

»Ach, bitte nicht«, stöhnte sie beinahe und wies auf den Stuhl an ihrer anderen Seite. »Das habe ich jetzt schon so satt, dass ich meinen Nachttopf durchs Fenster werfen könnte. Würdest du bitte ganz normal mit mir sprechen? Bei den Gardisten und so weiter ertrage ich es ja noch, aber nicht von dir.«

Ich grinste und nickte verständnisvoll, während die Diener verlegen von einem Fuß auf den anderen traten. Ich hatte mich stets dem gebührenden Anstand fügen müssen, sie hingegen hatte einen fabelhaften Vorwand dafür, das Protokoll zu missachten, da sie ja praktisch von Wölfen großgezogen worden war. Die kommenden Monate würden recht interessant werden, wenn sie nach

und nach ihre königlichen Nachbarn kennenernte. »Guten Morgen, Contessa«, begann ich noch einmal von vorn. »Gut geschlafen?«

Sie seufzte erleichtert und nickte und sah dabei ganz ungekünstelt hinreißend aus.

Hauptmann Jeck trat einen Schritt vor, um mir den Stuhl zurechtzurücken. Der nächststehende Gardist zog daraufhin beinahe das Schwert, und Jeck trat entnervt zurück. Thadd sprang auf, als Kavenlow mir half, mich zu setzen. Sämtliche Männer blieben stehen, und Kavenlow trat mit vielsagendem Blick zwischen die Prinzessin und Hauptmann Jeck.

»Danke, dass du gekommen bist, Tess. Ich weiß einfach nicht, was ich tun soll«, erklärte die Prinzessin, und ich wand mich innerlich, weil sie das vor aller Ohren aussprach. Vielleicht war es doch keine so gute Sache, eine Prinzessin vom Lande zu sein.

Als sie meine Miene sah, weiteten sich ihre Augen, und sie errötete. »Ich bin im Augenblick ein wenig ratlos und würde gern deine Meinung hören«, korrigierte sie sich und sprach jedes Wort klar und deutlich aus. Sie brachte sogar einen höfischen Akzent zustande, und ich fragte mich, ob sie heimlich geübt hatte. »Ich kann Prinz Garrett nicht heiraten. Aber solange ich unverheiratet bin, bleibe ich aufgrund der Prophezeiung vom Roten Mond ein beliebtes Anschlagsziel für Meuchelmörder.«

Die Wachen strafften die Schultern, und Kavenlow runzelte die Stirn. »Dazu wird es nicht kommen, Prinzessin«, erklärte er.

»Das will ich doch hoffen«, entgegnete sie spitz und verzog dann das Gesicht, als sie selbst merkte, dass sie sich schon wieder im Ton vergriffen hatte. »Das mag sein«, fügte sie mit sanfter Stimme hinzu. »Dennoch soll-

te ich das bedenken.« Ihre blauen Augen, denen unseres Vaters so ähnlich, blickten hilflos drein, und Mitgefühl überkam mich. Es war leichter, an einer Prophezeiung zu sterben, als damit zu leben.

»Ich habe heute Morgen versucht, mit Prinz Garrett zu sprechen«, sagte sie. »Der Mann ist vollkommen verrückt. Er kann keinen klaren Gedanken mehr fassen.«

Kavenlow trat einen kleinen Schritt zurück. »Es freut mich, dass Ihr Euch bereit erklärt habt, mit König Edmunds jüngstem Sohn in Dialog zu treten«, sagte er zu Contessa.

Die Prinzessin schlug die Augen nieder, als Thadd mit einem gequälten Laut um Atem rang. »Es ist meine Pflicht, mich gut zu verheiraten. Das verstehet ich«, flüsterte sie.

Jeck trat vor. Ein Gardist packte ihn und zog ihn zurück. Hauptmann Jeck warf dem Mann einen finsternen Blick zu und schüttelte dessen Hand ab. »Ich glaube, Ihr werdet feststellen, dass Prinz Alexander viel mit Euch gemeinsam hat, Prinzessin. Darf ich ganz offen sprechen?« Er zögerte, und auf ihr ernstes Nicken hinführ er fort: »Prinz Alexander hat sich geweigert, eine Hochzeit in Betracht zu ziehen, weil er sich in eine Gemeine verliebt hat. Bisher hat sein Vater sich nicht daran gestört. Das wird sich jetzt ändern. Ich wage zu behaupten, dass Prinz Alexander einer Vermählung zustimmen würde, wenn er seine, äh, Geliebte mitbringen dürfte.«

Contessa erstarrte, und rote Flecken erschienen auf ihren bleichen Wangen. »Ich soll eine Kurtisane unter meinem Dach dulden?«, fragte sie laut. »Die mein Essen isst? Und mit meinem Mann schläft?«

Ich barg die Stirn in der Hand, kniff die Augen zusammen und flehte um Kraft. Besaß die Frau denn keine

Spur Contenance? Sie hörte sich an wie ein Fischweib, das seinen Mann dabei ertappt hatte, wie er die Schankmaid begrapschte.

»Eurem *rechtmäßigen* Ehemann, Euer Hoheit«, sagte Jeck, dem es beinahe gelang, seine Belustigung hinter einer sorgfältig ausdruckslosen Miene zu verbergen. »So stünde es Euch frei, Eurerseits männliche Gesellschaft zu genießen.«

Contessa biss sich auf die Lippe, und ich schwor mir, das nie wieder zu tun. So sah sie aus wie ein kleines Mädchen. Die Röte, die ihr ins Gesicht stieg, ließ sie auch nicht erwachsener wirken.

»Das kommt öfter vor, als man meinen würde, Prinzessin«, erklärte Kavenlow leise. »Nur wenige haben das Glück, aus Liebe zu heiraten, selbst unter den Gemeinen auf Euren Straßen.«

Sie hielt den Blick auf die gefalteten Hände gerichtet und ignorierte Thadds bekümmertes Gesicht. »Ich möchte Prinz Alexander gern kennenlernen«, sagte sie zaghaft. »Ich werde einen Brief an ihn mitschicken, wenn Prinz Garrett nach Misdev zurückkehrt.«

»Selbstverständlich«, sagte Kavenlow erleichtert. »Ich werde mich selbst um die Reisevorbereitungen kümmern. Wäre es Euch recht, wenn wir erst nächste Woche aufbrechen? Ich möchte mich vergewissern, dass der Palast auch wirklich sicher ist, ehe ich abreise.«

»Abreisen!«, rief ich aus. Ich war die Einzige im Raum, die es wagen konnte, die beiden zu unterbrechen, und das würde ich nun weidlich ausnutzen. »Du kannst nicht gehen.«

Kavenlow zog warnend die Augenbrauen hoch. »Jemand muss den Prinzen und seine Männer begleiten und dafür sorgen, dass sie sicher die Grenze erreichen, Tess.«

»Ja«, sagte die Prinzessin, »da gebe ich Euch recht. Aber Ihr, Kanzler Kavenlow, werdet hierbleiben.«

Kavenlow erstarnte. In Fassungslosigkeit, nahm ich an. Ich war nicht ganz sicher, denn diesen Gesichtsausdruck hatte ich noch nie bei ihm gesehen. »Prinzessin?«, stotterte er beinahe.

Contessa lächelte und verwandelte sich damit in einen Engel, dessen Schönheit es mit den umstehenden Statuen aufnehmen konnte. »Der Platz des Kanzlers ist bei seinen Büchern und Tintenfässern im Palast, nicht als mein Laufbursche auf den Straßen. Ich werde Euren Rat brauchen, und ich sehe keinen Grund, ein Arrangement zu verändern, das sich bei meinen Eltern als so wunderbar nützlich erwiesen hat.« Beim Gedanken an sie runzelte sie traurig die Brauen. »Tess wird Hauptmann Jeck und Prinz Garrett in ihre Heimat begleiten, als meine Botschafterin.«

Mir stockte der Atem, und ich starre sie mit offenem Mund an. *Ich?*

Die Prinzessin strahlte. »Sieh nur, Thadd«, sagte sie, nahm seinen Arm und zappelte vor freudiger Erregung auf ihrem Stuhl herum. »Duncan hatte recht. Sie kann es kaum erwarten.«

»Aber ...«, stammelte ich und dachte: *Duncan? Duncan hatte mit ihr darüber gesprochen? Diese Schlange! Diese hinterlistige, durchtriebene, schlaue, großartige Schlange!* Das Ganze war sein persönliches Komplott, um mich aus dem Palast fortzuschaffen. »Aber das geht nicht!«, sagte ich, obwohl ich am liebsten geschrien hätte, dass ich annahm. »Ich habe versprochen, dir zu helfen!«

»Ach, Tess«, sagte sie flehentlich, streckte mit Mutters Anmut den Arm über den Tisch und nahm meine Hände. »Bitte werde meine Botschafterin. Leih mir deine Augen

und Ohren. Du wirst meine Entscheidungen verkünden und an meiner Stelle mit Königen und Königinnen sprechen. Du behältst die hohe Stellung und Autorität, an die du gewöhnt bist, und wirst überall respektvoll behandelt.« Ihr Lächeln wurde ein wenig schief. »Ich stelle es mir so ähnlich vor, wie Prinzessin zu sein, nur ohne die viele Verantwortung.«

Ich warf Kavenlow einen Blick zu. Seine Miene wirkte gereizt. Contessa zog meine Aufmerksamkeit wieder auf sich, indem sie meine Hände drückte. »Bitte sag, dass du Hauptmann Jeck und Prinz Garrett nach Misdev begleiten wirst?«, bettelte sie. »Überbringe dem König mein aufrichtiges Bedauern. Erkläre ihm, was geschehen ist, sprich ihm unser Mitgefühl für die Erkrankung seines Sohnes aus und erkundige dich nach seinem Sohn Alexander.« Ihr Blick huschte zu Hauptmann Jeck hinüber. Flüsternd fügte sie hinzu: »Und wenn du unbeobachtet bist, sieh dich nach Hinweisen auf Verrat um. Du eignest dich so gut für diesen Posten, mit deinen höfischen Manieren und deinen« – ihr Blick glitt zu meinem Haarknoten empor – »besonderen Fähigkeiten.«

Innerlich jubelnd, nickte ich. Keine Palastmauern. Keine Spitzendeckchen. Neue Orte, an denen es neue Dinge zu kaufen gab. »Ja. Vielen Dank, Contessa. Es wäre mir eine Ehre.«

Ein kleiner Tumult war vom Flur her zu hören, und die Wachen strafften die Schultern, doch meine Miene hellte sich auf, als ich Kapitän Borletts Stimme erkannte. Er war hier? Er sollte doch inzwischen auf halbem Weg nach Lovrege sein.

»Ihr lasst mich den ganzen Vormittag lang auf dem Flur warten, während meine Flagge an jedem einzelnen Mast der Stadt weht«, polterte er. »Ich habe ein Wört-

chen mit Eurer Prinzessin zu reden, jawohl, über das Recht und Eigentum eines freien Mannes. Das ist meine Flagge. Und die kann sie sich nicht einfach so nehmen, weil sie zu ihrem Haar passt, verbrannt noch eins!«

Er kam um die Ecke, begleitet von zwei Gardisten. Aufregung und Ärger hatten sein rundes Gesicht rot gefärbt, und sein zotteliger Bart wirkte noch zerzauster als sonst. Mit blitzenden Augen musterte er die Prinzessin und das gute Dutzend Wachen. Sein Zorn verflog, und er riss sich den ausgebleichten Hut vom Kopf. »Äh, Euer Hoheit«, sagte er ein wenig barsch und hielt den Blick auf sie gerichtet, während er sich ungelenk verneigte. »Bitte verzeiht mein Eindringen, Madam, aber warum weht meine Flagge an Eurem Turm?«

Contessa öffnete den Mund, und ich beugte mich dicht zu ihr heran. »Du kannst erst mit ihm sprechen, wenn ihr einander vorgestellt wurdet«, erklärte ich ihr.

»Oh«, murmelte sie verlegen. Sie wandte sich an Thadd. »Bitte stell uns einander vor, damit ich mit ihm sprechen darf«, sagte sie, straffte die Schultern und bemühte sich um eine förmliche Haltung.

Ehe Thadd sich erheben konnte, sprang ich auf. »Ich mache das«, sagte ich. »Ich kenne Kapitän Borlett.«

»Tess?« Die Fältchen um Kapitän Borletts Augen vertieften sich, als er mich erkannte. Er streckte mir die Hände entgegen und trat vor, wurde jedoch sogleich von den Wachen zurückgedrängt.

»Lasst ihn«, sagte ich gereizt. »Nicht jedermann will mich ermorden.« Ich schob die Gardisten beiseite, ergriff seine Hände und lächelte in sein verblüfftes Gesicht. »Kapitän, Ihr ahnt ja nicht, wie ich mich freue, Euch wiederzusehen. Aber ich dachte, Ihr wolltet nach Lovrege.«

Kapitän Borlett blickte von der Prinzessin zu mir und

musterte mein rotes Haar und das blaue Auge. »Ich musste dringend meine Bücher abliefern, ehe sie mich auf den Strand ziehen. Aber was tut Ihr hier? Habt Ihr meine Flagge gehisst?«

Ich grinste. »Ich glaube, das war ein Mitglied meines ehemaligen Hofstaats. Ein Missverständnis. Sie hat Eure Flagge in meinem Gepäck gefunden, und da sie wusste, dass ich sie wiedererkennen würde, hat sie die ganze Stadt Euer Banner hissen lassen, als Zeichen dafür, dass die Leute mir glauben.«

Er nickte verständnisvoll und zögerte dann. »Ihr habt mir erzählt, dass Eure Eltern ... Das würde ja bedeuten ...« Seine Augen weiteten sich, und seine Finger krallten sich umso fester um den Hut. »Die verbrannte Prinzessin hat mir die Bücher geführt. Ich habe die verbrannte Prinzessin auf dem Boden schlafen lassen. Ach, Euer Hoheit. Hättet Ihr doch nur ein Wort gesagt ...«

Erfreut über seine freundliche Besorgnis, nahm ich ihn beim Ellbogen und begleitete ihn zum Tisch. »Prinzessin Contessa von Costenopolis, es wäre mir eine Ehre, Euch Kapitän Borlett von der *Strandläufer* vorstellen zu dürfen. Sein schnelles Schiff und sein Geschick am Wind haben mir erlaubt, Euch zu erreichen, ehe, äh ...« Ich warf Jeck einen Blick zu. »... vor allen anderen«, beendete ich den Satz.

Kapitän Borlett schob den fleckigen Hut von einer Hand in die andere. »Euer Hoheit. Bitte verzeiht, was ich vorhin über meine unbedeutende Flagge gesagt habe. Wenn sie Euch gefällt, suche ich mir eine andere.«

Die Prinzessin warf mir einen Blick zu, und auf mein leichtes Nicken hin streckte sie die Hand aus.

»Nehmt sie ruhig«, flüsterte ich Kapitän Borlett zu, der hastig gehorchte. Ich musste mich beherrschen, um

nicht die Augen zu verdrehen. Eine derart ungeschliffene Audienz hatte ich noch nie erlebt. Keiner von beiden wusste, was er zu tun hatte.

»Es freut mich, Euch kennenzulernen, Kapitän«, sagte die Prinzessin. »Ich bin sicher, wir können die Leute überreden, Eure Flagge wieder abzunehmen, wenn sie Tess erst an meiner Seite gesehen haben, wo sie hingehört.«

Kapitän Borlett ließ nervös ihre Hand los. »Es ist doch nur ein Stück Stoff, Euer Hoheit.«

Ich gab einen unauffälligen Wink mit den Fingern, und die Wachen traten weiter von ihm zurück. Contessa sah die Bewegung, und ich lächelte, als sie sie nachahmte, als wollte sie sich die Geste einprägen.

»Vielleicht könnt Ihr mir behilflich sein«, sagte sie und achtete bewusst auf eine deutliche Aussprache. »Da Ihr ja aus der Seefahrt kommt. Ich habe Tess eben gebeten, meine Botschafterin zu werden. Bedauerlicherweise ist dies ein ganz neu geschaffener Posten, dem noch die gewisse Ausstattung fehlt. Sie wird ein schnelles Schiff brauchen. Mit wenig Tiefgang, damit es auch einige Flüsse befahren kann. Und da die *Strandläufer* –«

»Einverstanden«, unterbrach er sie und errötete dann ob seiner eigenen Dreistigkeit. Mein Herz machte einen Satz. Mein eigenes Schiff, mit dem ich segeln konnte, wohin ich wollte. »Das heißt, sofern ich meine Geldgeber ausbezahlen kann und die Prinzessin – äh – Eure Schwester hier ...« Er musterte mich mit gerunzelter Stirn. »Also, sofern Tess einverstanden ist«, sagte er. »Wir haben uns ihr gegenüber nicht gerade wie vornehme Herren benommen. Meine Mannschaft, meine ich. Aber Tess und ich haben einen angenehmen Abend beim Kartenspiel verbracht«

Ich sah Kavenlow nicht an, erkannte seine Missbilligung jedoch an seiner leicht veränderten Haltung.

»Dann ist es abgemacht«, sagte Contessa sichtlich erfreut. »Ich werde Eure Geldgeber auszahlen. Die *Strandläufer* wird allein der Botschafterin zur Verfügung stehen. Mein Kanzler wird sich um Euer Palastgehalt kümmern, Kapitän.«

Ich strahlte Kavenlow an – mein eigenes Schiff! –, und er runzelte die Stirn. Er sah in etwa so begeistert aus wie damals, als ich auf eine Klippe hatte klettern wollen, um mir mein eigenes Wanderfalken-Kükchen zu holen.

Die Prinzessin beugte sich zu Thadd vor. »Wie lange haben wir noch Zeit, bis wir gehen müssen?«, flüsterte sie.

Er blickte zu einer ihrer Statuen auf und schätzte das Licht ab, das darauf fiel. »Etwa drei Stunden«, sagte er und erhob sich. »Ich sorge dafür, dass die Kutsche bereitsteht.«

Sie berührte ihn am Arm, und er hielt inne. Selbstsicher machte sie eine dezente Handbewegung, und der Gardist, der der Tür am nächsten stand, verschwand. Sofort nahm ein anderer seinen Platz ein. *Schoh*, dachte ich, erfreut und bestürzt zugleich, weil sie so schnell begriffen hatte, wie man das machte.

»Also genug Zeit, um Prinz Garrett von seiner Heimreise zu unterrichten«, sagte sie. »Oder es zumindest zu versuchen.«

Kapitän Borlett trat von einem Fuß auf den anderen. »Madam, äh, Euer Hoheit?«, stammelte er. »Wenn Ihr nichts dagegen habt, sollte ich lieber zu meinem Schiff zurückkehren, ehe meine Männer anfangen, die Schiffe in Brand zu stecken, an deren Masten meine Flagge hängt.«

Contessas Augen weiteten sich, und ich nickte hastig bei der Vorstellung, wie Haron den Befehl gab, brennendes Pech in alle Richtungen zu schleudern. »Aber natürlich«, sagte die Prinzessin und wies auf Kavenlow. »Mein Kanzler hier wird Euch die Mittel zur Verfügung stellen, die Ihr brauchen werdet, um Euer Schiff für seine neue Aufgabe auszustatten. Und willkommen im Palast, Kapitän Borlett.«

Die Augen des Kapitäns leuchteten in plötzlicher Gier auf. Er verneigte sich ungeschickt vor der Prinzessin und winkte Kavenlow zu sich heran. »Mir fehlt da wirklich so einiges«, sagte er.

Kavenlow warf mir einen gequälten Blick zu, folgte aber gehorsam Kapitän Borlett nach draußen. Der gedrungene Mann nahm ihn beim Ellbogen und schwatzte von Dingen wie einem dritten Schratsegel, einem neuen Kombüsenofen und vielleicht einer frischen Schicht Farbe. Schwarz, wenn sich so etwas finden ließ.

»Das ist der Mann, der euch über die Bucht gebracht hat?«, fragte Jeck, der sich zu mir hinabbeugte, und ich nickte. »Ich bin froh, dass ich das hier beobachten konnte«, raunte er. »Deine neue Königin ist ungeschliffen, aber klug. König Edmund wird eine Überraschung erleben, falls er glaubt, er könnte sie hereinlegen.«

Ich lächelte. »Was hast du denn erwartet? Sie ist die Tochter meiner Eltern.«

Die übrigen Wachen rückten näher, und Thadd legte Contessa schützend eine Hand auf die Schulter, als Prinz Garrett hereingeführt wurde. Ich richtete mich auf und wartete nervös darauf, was er wohl sagen würde.

Seine Hände waren mit einem weichen Tuch gefesselt. Unter den metallenen Fußschellen trug er warme Strümpfe. Er war noch in dieselbe zerknautschte Uniform ge-

kleidet wie am Abend zuvor. Ein Hauch blonder Bartstoppeln, der völlig fehl am Platz wirkte, zeigte sich auf seinem Gesicht. Seine Haltung wirkte kalt und steif, als er das informelle Audienzzimmer betrat. Er ließ seine Ketten rasseln wie eine Auszeichnung und blieb hochmüttig vor dem Tisch stehen. Ein rotes Mal prangte in seinem Gesicht, wo meine Peitsche ihn getroffen hatte. »Prinzessin«, sagte er und vollführte eine elegante Verbeugung. Als er den Kopf wieder hob, spuckte er mir vor die Füße.

Der Gardist hinter ihm packte ihn am Kragen und riss ihn beinahe von den Füßen.

»Nein!«, rief Contessa, und der Gardist zögerte. Der Prinz hing in seinem eisernen Griff, und obwohl er gewiss Schmerzen litt, umspielte ein höhnisches Lächeln seine Lippen. »Lass ihn los«, sagte sie, und der Gardist gehorchte widerstrebend. Mein Herzschlag verlangsamte sich, und ich setzte mich wieder hin. Ich hatte gar nicht gemerkt, dass ich aufgesprungen war.

Die Prinzessin wirkte betroffen von dem Ausdruck, in den er sich gehüllt hatte wie in einen Umhang – ganz die verletzte Unschuld, der man übel mitgespielt hatte. »Ich habe euch doch befohlen, ihm etwas zu essen zu bringen«, sagte sie »Er sieht hungrig aus.«

»Er will nicht essen, Prinzessin.«

Sie runzelte die Stirn. »Dann müssen wir ihn so schnell wie möglich nach Hause bringen.«

»Ihr seid eine Närrin«, sagte Garrett, und seine angenehme, klare Stimme ließ mich zusammenzucken. »Ich habe Euch bereits gestern Abend geraten, sie zu töten.«

Contessa rutschte unbehaglich auf ihrem Stuhl hin und her. »Es tut mir leid, Tess. Ich wollte eigentlich nicht, dass du das mit anhören musst.«

»Sie werden uns alle töten«, sagte Garrett laut. »Die Bauern und die Huren. Sie werden uns töten, wann es ihnen passt. *Sie* beherrschen die Welt, aus ihren Ackerfurchen und unzüchtigen Lagern hervor.«

Seine Stimme hatte einen unheimlichen Unterton. Der seidige Klang strich mir wie ein kalter Finger über den Nacken und ließ mich schaudern. Ich fragte mich, ob Kavenlow und Jeck ihn tatsächlich wahnsinnig gemacht hatten.

»Ich verlange, dass Ihr mich auf der Stelle zu meinem Vater zurückkehren lasst. Er muss gewarnt werden«, fuhr Garrett fort. »Er muss alle Bauern und unverheirateten Frauen im Land niedermetzeln lassen. Sie dürfen nicht am Leben bleiben.« Seine grünen Augen nahmen einen entrückten Ausdruck an. »Nein«, hauchte er. »Das stimmt so nicht. Nur die Huren von Costenopolis. Und die Bauern in Misdev.« Garretts Stirn legte sich in Falten. Er gab seine stolze Haltung auf und sank in sich zusammen. »Aber auch nicht alle Bauern«, murmelte er. »Nur die mit Schwertern. Und die Huren mit rotem Haar. Die übrigen sind nur Huren. Ja«, sagte er, und seine Stimme klang verschlagen. »Huren mit rotem Haar. Genau das werde ich tun. Alle Huren mit rotem Haar werde ich töten.«

Unsichere Erleichterung durchströmte mich. Offensichtlich war sein Gedächtnis nur unvollkommen verschleiert, aber die ständigen Änderungen seiner Geschichte und sein wirres Gestammel würden ihn nur umso verrückter erscheinen lassen. Dennoch steckte genug Wahrheit in seinen Worten, dass sie mir wohl gelegentlich schlaflose Nächte bereiten würden.

Die Prinzessin wirkte sehr bedrückt. »Es tut mir leid, Hauptmann Jeck. Bitte passt auf der Heimreise gut auf

ihn auf. Ich befürchte, er könnte jemandem etwas an- tun.«

Die Aufrichtigkeit hinter ihren schlichten Worten machte ihren Mangel an Takt mehr als wett. Ich fragte mich, ob wir unser Vorhaben, ihr königlich geschliffene Manieren beizubringen, nicht lieber sein lassen und stattdessen ihre herzensgute, aufrichtige Art ausnutzen sollten.

Jeck verneigte sich vor ihr. »Jawohl, Euer Hoheit. Ich werde ihn sicher der Obhut seines Vaters übergeben.«

Garrett unterbrach sein kaum hörbares Genuschel. »Mein Vater ist ein Narr!«, schrie er. »Er wird mich ausspeitschen lassen. Mein Bruder wird mich wie ein kleines Kind behandeln. Ich werde sie alle töten müssen, wenn ich König werden will!«

Die Prinzessin schnappte nach Luft und fasste sich dann wieder. »Bitte richtet König Edmund mein aufrichtiges Beileid aus«, sagte sie an Jeck gewandt. »Ich fühle mich irgendwie mit verantwortlich.«

Jeck verbeugte sich erneut. »Ich werde mir die größte Mühe geben, ihm zu versichern, dass Ihr nichts damit zu tun hattet.«

Dessen war ich mir ironischerweise sicher, was mir ein freudloses Lächeln entlockte.

»Darf ich mich ein wenig hinlegen?«, fragte Garrett, das ebenmäßige Gesicht zu einer Fratze verzerrt. »Ich fühle mich nicht wohl.«

»Aber natürlich.« Contessa strich sich das Haar aus den Augen und gab den Wachen einen Wink, ihn hinauszubringen.

»Nicht die!«, brüllte Garrett wild undwich einen Schritt zurück. »Wo sind meine Gardisten? Ich traue euch nicht. Eure rothaarigen Huren werden mich vergiften.«

Die Prinzessin saß ganz still da und überlegte offenbar. Sie warf mir einen Blick zu, und ich zuckte mit den Schultern. »Tess, würdest du ihn bitte gemeinsam mit Hauptmann Jeck in sein Zimmer begleiten?«, bat sie.

Der Hauptmann von Vaters Garde straffte bestürzt die Schultern. »Prinzessin!«

Sie zog leicht die Augenbrauen in die Höhe, und er verstummte. »Prinz Garrett ist wahnsinnig«, sagte sie, »nicht der Hauptmann seiner Garde. Aber bitte, Hauptmann Resh, folgt ihnen in diskretem Abstand.«

Garrett verneigte sich höhnisch und wirkte nun wieder beinahe wie der Mann, der er einst gewesen war. »Euer Hoheit sind zu gütig«, spottete er, und es klang wie eine Beleidigung.

Ich stand auf und raffte die Röcke, als er mit Jeck an seiner Seite hochmütig hinausstolzierte. Ich berührte zum Abschied Contessas Hand und lächelte ihr aufmunternd zu. Sie hatte soeben zum ersten Mal Hof gehalten, und sie hatte ihre Sache nicht schlecht gemacht. Mit Kavenlows Hilfe würde sie zurechtkommen, und ich wusste, dass Heather Contessa bald von ganzem Herzen lieben würde – endlich hatte sie eine gleichgesinnte Freundin, die sich mit Freuden Heathers Klatsch anhören würde.

Zwischen Jeck und mir marschierten einige Costenoplier Gardisten, und erst als ich den Flur erreichte, schaffte ich es, mich an ihnen vorbeizudrängen und Jeck und Prinz Garrett einzuholen. Jeck warf mir einen Seitenblick zu. Hier auf dem Flur wurde mir wieder bewusst, wie groß der Mann war, der mich um fast einen Kopf überragte. Garrett schritt vor uns einher wie ein ungerecht behandelter Held. Die Wachen folgten uns gehorsam außer Hörweite. Jecks Stirn war gerunzelt, und

er bewahrte ein angespanntes Schweigen. Ich fragte mich, ob ich etwas falsch gemacht hatte.

Wir betraten einen Flur, der von breiten Fenstern erhellt wurde, und Jeck brummte: »Du hast dich ja in eine verteufelt gute Position gebracht, Prinzessin. Gratuliere. Ich habe sechs Jahre gebraucht, um das Gehör meines Königs zu erringen. Wie schön, dass du es so leicht hattest.«

»Leicht!«, sagte ich empört, blickte auf und sah, dass er hinter dem kurzen Bart die Zähne zusammenbiss. »Du nennst die vergangenen anderthalb Wochen leicht?«

»Das Einzige, was es dir noch leichter hätte machen können, wäre Regen gewesen, der deine Spuren verwischt«, brummte er.

Zorn schwoll in mir an. »Du willst nicht, dass ich mitkomme, nicht wahr?«, sagte ich, denn plötzlich begriff ich. »Du willst mich nicht in deinem Land haben.«

Jeck presste die Lippen zusammen, die dadurch ganz hinter seinem Bart verschwanden. »Du irrst dich gewaltig«, sagte er, doch er sah dabei so zornig aus, dass ich ihn nur verwirrt anstarren konnte. Sein Gang wirkte steif, sein Nacken war gerötet.

Er griff in die Innentasche seines Uniformrocks und holte mein beernes Messer hervor. »Hier.«

Das Messer, das er mir beinahe angriffslustig in die Hand drückte, war von seinem Körper gewärmt. Er hatte es behalten. Ich dachte, er hätte es verkauft, um ein Pferd zu erwerben. »Danke«, sagte ich scharf. »Ich dachte, Kavenlow hätte dich durchsucht.«

»Das dachte Kavenlow auch.«

Ich runzelte die Stirn und steckte das Messer in die breite Schärpe um meine Taille, wo es hingehörte. Es fühlte sich beruhigend an. »Deine Messer sind bei meiner ehemaligen Leibdienerin. Ich hole sie, sobald ich kann.«

»Das wäre sehr freundlich.«

Wir gingen weiter. Verwundert und zornig lief ich neben ihm her, Garrett ein Stück vor uns. Jeck holte tief Luft, als wir an einem Fenster vorübergingen, und blickte den Flur hinauf und hinunter. An beiden Enden waren Wachen postiert, aber sie befanden sich außer Hörweite.

»Hat Kavenlow dir die ... die Sache mit deinen Händen erklärt?«, fragte er, und ich fuhr zusammen, so sehr ärgerte mich sein plötzlicher Themenwechsel.

Ich schwieg und beobachtete Garrett besorgt, als der plötzlich mit weit aufgerissenen Augen stehen blieb. Jeck hielt ebenfalls an, und als Garrett weitergehen wollte, riss Jeck ihn zurück und stieß ihn grob gegen die Wand. Die Augen des jungen Prinzen wurden schmal, doch er wehrte sich nicht.

Stirnrunzelnd nahm Jeck seinen albernen Hut ab, und sein Blick huschte über meine Schulter hinweg zu den Wachen, die gehorsam außer Hörweite stehen blieben.

»Es ist nur« Er zögerte. »Ach, zur Hölle damit«, brummte er. Meine Augen weiteten sich, als er die freie Hand zur Faust ballte. Er holte aus und schlug sie Garrett mit einem leisen Ächzen ins Gesicht – eine Bewegung, so glatt und lieblich wie Honig.

Ich schnappte nach Luft. Der Prinz sah den Schlag kommen, hatte aber keine Zeit mehr auszuweichen.

Jecks Faust krachte gegen sein Kinn. Garretts Kopf flog nach hinten und knallte mit einem hohlen Schlag an die Wand. Entsetzt raffte ich meine Röcke und wischte zurück, als der Prinz zusammensackte.

Jeck strahlte tiefe Befriedigung aus, als er die schmerzende Faust ausschüttelte. »Du ahnst ja nicht, wie lange ich mich schon danach gesehnt habe.«

Mein Blick richtete sich auf die Wachen, die auf uns

zu rannten. »Ist schon gut«, rief ich, und sie zögerten. »Es geht schon wieder. Prinz Garrett fehlt nichts. Danke.« Unsicher blieben sie stehen. »Geht nur wieder zurück.«

Sie lachten und scherzten untereinander und nahmen schwatzend wieder respektvollen Abstand ein. Ich sah Jeck fest ins Gesicht, und in meinem Magen flatterte es vor Aufregung, während ich darauf wartete, zu erfahren, was Garrett offenbar keinesfalls hören durfte.

Jeck rieb sich die Hand und begegnete mit gesenktem Kopf unter seinem schwarzen Schopf hervor meinem Blick. »Tess, Kavenlow ist dein Meister. Es ist offensichtlich, dass du ihm am Herzen liegst. Aber er ...« Er trat von einem Fuß auf den anderen und zog die Schultern an. »Hat er dir gesagt, weshalb deine Hände kribbeln?«, fragte er.

»Er ...« Ich zögerte. »Er hat gesagt, dass ich von der Schwelle des Todes mit der Fähigkeit zurückgekehrt sei, zu heilen.«

Er nickte, und seine Anspannung ließ ein wenig nach. »Hat er dir auch gesagt, dass du mit diesen summenden Händen töten kannst?«

Ich wich einen Schritt zurück. Als Jeck mein erschrockenes Gesicht sah, nickte er, als hätte ich ihm etwas bestätigt. »Nein. Das hat er nicht«, sagte er.

»Warum erzählst du mir das?«, fragte ich mit weichen Knie und einem flauen Gefühl im Magen.

Er beugte sich vor, und in seinen braunen Augen lag eine gerissene Erwartung, die mich frösteln ließ. »Ich sage, Kavenlow ist dein Meister, aber dabei muss es ja nicht bleiben.«

Schockiert darüber, dass er es wagte, dieses Angebot zu wiederholen, wich ich zurück. »Kavenlow ist mein

Lehrmeister. Ich mag jung sein, Hauptmann. Dumm bin ich nicht.«

Mit stolz gerecktem Kinn wandte ich mich ab und schnappte nach Luft, als er mich am Oberarm packte. »Warte«, forderte er.

Ich erstarrte vor Angst, als ich das leise Gleiten von Metall auf Leder hörte. Es kam nicht von Jeck, sondern von den Wachen am Ende des Flurs. Ich schluckte schwer, löste mich aus Jecks Griff und bedeutete den Wachen, auf ihren Posten zurückzukehren. Ich zitterte innerlich, aber wenn ich diese Unterhaltung schon führen musste, war ich froh, sie in der Nähe zu haben.

Jeck trat einen Schritt zurück und warf einen Blick zu den Wachen hinüber. »Tess, hör mir zu«, sagte er leise, während Garrett noch immer zusammengesunken zwischen uns an der Wand lehnte. »Du bist jung, und du strotzt nur so vor Talent. Ich verstehe sehr gut, warum Kavenlow dich als Schülerin ausgesucht hat. Aber mehr bist du nicht. Eine Schülerin. Was ich dir vorschlage, ist nicht ungewöhnlich. Es kommt häufig vor, dass ein Lehrling seinem Meister abgeworben wird. Es ist eben schwer, dem Menschen voll und ganz zu vertrauen, der einen ständig vergiftet.«

Mein Zorn erlahmte, denn ich erkannte die Wahrheit seiner Worte. Er sah es mir an und blickte mir tief in die Augen. »Deshalb hat Kavenlow dich so lange nicht anerkennen lassen. Deine hohe Immunität gegen das Gift macht dich sehr wertvoll. Aber, Tess, er kann dir nicht beibringen, wie man mit den Händen heilt. Er hat nicht einmal erkannt, dass du diese Fähigkeit besitzt, nicht wahr?«

Er las die Antwort aus der Tatsache, dass ich ihm nicht in die Augen sehen konnte.

Die Spitzen von Jecks schwarzen Stiefeln bewegten sich leicht in meinem Blickfeld. »Die Kraft, die du durch deine Hände leitest, kann in beide Richtungen fließen, und wenn du einfach so drauflos experimentierst, wirst du sehr wahrscheinlich entweder dich oder denjenigen, den du zu heilen versuchst, dabei umbringen.«

Angst durchfuhr mich, und ich blickte auf. Ich fragte mich, ob Kavenlow deshalb so besorgt reagiert hatte, als er mir erklärt hatte, warum meine Hände kribbelten.

»Ich kann dich Dinge lehren, die er dir nicht zeigen kann, Tess«, sagte Jeck, und seine leise Stimme trieb durch meinen Körper wie Eis auf einem Fluss. »Oder nicht zeigen will. Ich weiß, dass er hochtrabende Ideen und Vorstellungen davon hat, die Welt durch den Handel zu erobern. Aber das ist ein Irrtum. Die Welt verändert sich nicht so schnell. Werde mein Lehrling, und ich werde dich Dinge lehren, die Kavenlow dir nicht beibringen kann – oder will.«

»Kavenlow weiß schon, was er tut«, erwiderte ich, doch selbst ich hörte den Zweifel in meiner Stimme.

Jeck lächelte, richtete sich auf und blickte über meine Schulter. »Deine Treue ehrt dich. Aber frag ihn ... frag ihn, ob es wahr ist, was ich gesagt habe. Er war nie aufrichtig zu dir, was seine Vergangenheit betrifft – und deine. Weil sie hässlich ist, Tess – die Dinge, die er getan hat, die Grausamkeiten, zu denen er fähig ist. Er hat dich zahllose Male belogen. Ich habe dich nie belogen. Und ich werde dich auch nie belügen.«

Ich senkte den Blick, als die Saat des Zweifels sich tief unter meine Abwehr grub.

»Solange du in Misdev bist, möchte ich dir zumindest beibringen, wie man mit den Händen heilt«, fuhr er fort. »Wenn du erst genug gelernt hast, da bin ich sicher, wirst

du zu dem Schluss kommen, dass ich recht habe, und bei mir bleiben. Wenn nicht, kehrst du eben zu Kavenlow zurück.«

Das hörte sich so einfach an. Aber dann wurde mir klar, dass ich mir all sein Wissen aneignen und es dann Kavenlow überbringen konnte.

Ein erfreuter Ausdruck lag in Jecks Augen, als ich seinem Blick begegnete. »Du hast gerade daran gedacht, dass du so viel wie möglich von mir nehmen und mich dann wieder verlassen könntest«, raunte er.

Angst überkam mich, dicht gefolgt von heißer Scham. Jeck lachte leise, und ich kam mir dumm vor. »Ich bin besser darin als du, Tess«, sagte er. »Komm mit und lerne von mir, und sei es nur, um mir mein Wissen zu stehlen. Ich garantiere dir, dass ich bei diesem Arrangement trotzdem mehr gewinnen werde als du.«

Obwohl meine Knie zitterten, reckte ich stolz das Kinn. »Da irrst du dich, *Hauptmann* Jeck. Ich nehme dein Angebot an. Lehre mich, was du willst, aber ich bleibe Kavenlows Lehrling.«

Ein Scharren hinter uns ließ uns beide herumfahren. Meine Hand lag schon an meinem Haarknoten, Jecks fuhr in sein Wams. Es war Kavenlow, dem das Gift die Fähigkeit verliehen hatte, unbemerkt so nah an uns heranzukommen. Er war besser als wir beide zusammen.

»Was tut ihr beiden hier mitten auf dem Flur?«, fragte er und ignorierte den bewusstlosen Garrett völlig.

Ich kniff gegen das helle Licht, das zum Fenster hereinfiel, die Augen zusammen und sah Jeck an. »Er hat mich gebeten, sein Lehrling zu werden«, sagte ich und genoss die Schadenfreude, als Jeck die Zähne zusammenbiss und eines seiner Augenlider zuckte.

Kavenlows ganzer Körper spannte sich. »Kaulköder!«,

brummte er. »Ihr konntet es gar nicht erwarten, nicht wahr?«, sagte er und lief hinter dem grauen Bart rot an. »Ihr glaubt, Ihr könntet hierherkommen und mir meine Schülerin abspenstig machen? Sie hat Euch ins Gesicht gespien, oder nicht?«

Jeck bückte sich und warf sich ächzend den bewusstlosen Garrett über die Schulter. »Sie hat sich bereit erklärt, mich als ihren Lehrer anzunehmen«, sagte er, richtete sich keuchend auf und stülpte sich den Hut wieder auf den Kopf.

Kavenlow packte in plötzlicher Furcht meinen Arm. »Tess!«

Mit flammenden Wangen warf ich Hauptmann Jeck einen finsternen Blick zu. »Ich habe nichts dergleichen gesagt«, erwiderte ich hitzig und ging beinahe seitwärts nebenher, als Jeck Prinz Garrett den Flur entlangtrug. »Ich habe zugestimmt, mir von ihm zeigen zu lassen, wie man mit den Händen heilt, solange ich als Botschafterin in Misdev diene. Ich benutze Hauptmann Jeck nur, und das weiß er auch.«

Jeck lachte leise, und Kavenlow erbleichte. »Tess, nein«, sagte er eindringlich und eilte neben mir her. »Damit ist die Sache endgültig klar. Du gehst nicht nach Misdev. Er wird so viel wie möglich aus dir herauskitzeln und dieses Wissen dann benutzen, um Costenopolis einzunehmen. Sofern er dich nicht gleich ermordet.«

»Er wird mich nicht ermorden. Er will, dass ich sein Lehrling werde«, sagte ich, ohne mich darum zu scheren, dass Jeck uns zuhörte. »Und er kann mich nicht ständig im Auge behalten. Wann wird sich mir wieder eine Gelegenheit bieten, nach Belieben in König Edmunds Palast herumzuspazieren? Lass mich nach Misdev gehen, Kavenlow. Mir geschieht schon nichts.«

»Nein«, sagte Kavenlow scharf.

»Ich will aber gehen«, beharrte ich. »Kavenlow, du musst es mir erlauben!«

Jeck lachte unter Garretts schwerer Last keuchend auf.

»Was zum Teufel gibt es da zu lachen?«, fragte Kavenlow mit zornig funkelnden Augen.

Jeck rückte Garrett bequemer zurecht und ging weiter den Flur entlang. »*Lass mich los. Lass mich gehen*«, bettelte er mit Fistelstimme. »Das sagt sie ständig, seit ich ihr begegnet bin.« Er beäugte Kavenlow unter seinem Hut hervor. »Lasst sie doch gehen. Oder traut Ihr Eurem eigenen Werk nicht?«

Gebeugt und leise fluchend marschierte Kavenlow zwischen uns den Flur entlang. Die Wachen folgten uns in angemessenem Abstand. »Mir bleibt noch eine Woche, ehe Garrett nach Hause gebracht wird«, sagte Kavenlow. »Du reist nicht mit Hauptmann Jeck ab, Tess.«

Ich sagte nichts darauf, denn ich war mir sicher, dass Contessa eher auf mich hören würde als auf ihn. Ich würde mitreisen. Ich würde wenigstens lernen, wie ich mit den Händen heilen konnte. Was die andere Sache anging – das Töten – war ich mir nicht so sicher.

Duncans schäbige Gestalt erschien am anderen Ende des Flurs. Er gestikulierte lebhaft, während er offenbar auf einen Gardisten einredete, bis dieser auf uns zeigte. Duncan folgte seinem Blick und wandte sich uns begierig zu. »Tess?«, rief er den halben Flur entlang. »Wollen wir deine Pferde holen? Uns bleiben noch ein paar Stunden bis zur Krönung deiner Schwester.«

Ich blickte zwischen Kavenlow und Jeck hin und her und spürte plötzlich wieder das Gewicht eines Apfels in meiner Tasche. Ich war nicht die Prinzessin von Costenopolis – ich war Kavenlows Lehrling, und es galt, sein

Geschenk abzuholen. »Ja«, rief ich, löste mich von den beiden und eilte Duncan entgegen, um mit ihm wohl zum ersten Mal in meinem Leben frei durch die Stadt zu streifen. »Ich komme.«

Ich danke meiner Lektorin bei Ace Fantasy, Anne Sowards, die mir geholfen hat, diese Geschichte noch besser zu machen, und meinem Agenten Richard Curtis, denn ohne seine Bemühungen gäbe es diese Geschichte gar nicht.

DIE MAGIE DER WAHRHEIT

Tess – oder auch Prinzessin Contessa von Costenpolis – kann sehr gut auf sich selbst aufpassen, denn der Kanzler des Reiches ist der Ansicht, dass eine gute Ausbildung besser schützt als jeder Leibwächter. Doch als ihre Eltern ermordet werden, muss Tess nicht nur für sich, sondern um das Schicksal des ganzen Königreichs kämpfen – auch als sie erfährt, dass ihr ganzes bisheriges Leben eine Lüge war ...

»Was für eine großartige Geschichte!«

Patricia Briggs



Deutsche Erstveröffentlichung
Übersetzt von Katharina Volk



© ISBN 978-3-442-26658-6 WG 2132



€ 9,95 [D]
€ 10,30 [A]

FSC

9 783442 266586

01

www.blanvalet.de